

Wiener Stadt-Bibliothek.

57199 A

1915

Deutscher
Bibliophilen-Kalender
für das Jahr 1915

K3.60

R. 1914

ac 19/1 '15

a 57199

Deutscher
Bibliophilen-Kalender
für das Jahr 1915

Dritter Jahrgang



Jahrbuch für Bücherfreunde
und Büchersammler

herausgegeben von

Hans Feigl



Wien 1915

Verlag von Moritz Perles, k. u. k. Hofbuchhändler

Seilergasse 4





Veröffentlichung
Bibliographischer Kalender
für das Jahr 1915
Dritte Jahrgang

Alle Rechte vorbehalten



Druck von Poeschel & Trepte in Leipzig





Vorwort

In ernster, großer Zeit wagt es dieser Almanach, der stilleren Freuden gewidmet ist, vor seine Gemeinde zu treten. Sollen wir uns deshalb entschuldigen? Schließlich geht alles Leben weiter und alle Liebe, auch die Liebe zu den Büchern. Und dann: Aus deutschem Wissen und Forschungsdrang erwuchs nicht zuletzt deutsche Kraft und jener jetzt so viel geschmähte deutsche Geist, jener Geist, der sich seinen unvergleichlichen militärischen Körper zu bauen verstand. Wir, die wir die Liebe zu den Büchern niemals als etwas nur dem Äußerlichen Zugewandtes betrachtet wissen wollten, sind der Meinung, daß diese Liebe zu unsern geistigen Schätzen, mag auch andere Hingabe jetzt größer, schöner, nötiger sein, nicht die schlechteste Art ist, dem deutschen Volke zu dienen.

Wien, im Kriegsjahre 1914.

Hans Feigl.



Antwort

Die größte Gefahr für mich ist nicht die Krankheit, die
ich durch meine Krankheit zu bekommen fürchte, sondern die
Ehre. Götter sind uns deshalb unentbehrlich, weil sie uns
von allen Seiten umgeben sind und wir nicht wissen, wo
sie sind. Das ist die Gefahr: das Verstecken und Verbergen.
Denn wenn wir nicht wissen, wo sie sind, so können wir
nicht wissen, was sie wollen. Und das ist die Gefahr: das
Verstecken und Verbergen. Denn wenn wir nicht wissen,
was sie wollen, so können wir nicht wissen, was wir
tun sollen. Und das ist die Gefahr: das Verstecken und
Verbergen. Denn wenn wir nicht wissen, was wir tun
sollen, so können wir nicht wissen, was wir tun sollen.
Denn wenn wir nicht wissen, was wir tun sollen, so
können wir nicht wissen, was wir tun sollen. Und das
ist die Gefahr: das Verstecken und Verbergen.

Wahrheit im Verborgenen ist

das Beste.

Zusammenfassung

1. Die Bedeutung der ...
2. Die ...
3. Die ...
4. Die ...
5. Die ...
6. Die ...
7. Die ...
8. Die ...
9. Die ...
10. Die ...
11. Die ...
12. Die ...
13. Die ...
14. Die ...
15. Die ...
16. Die ...
17. Die ...
18. Die ...
19. Die ...
20. Die ...

Zur Erinnerung:

... ..



Januar (Eismonat)

Kalendarium und Sprüche



Januar (Eismonat)

Tage		Katholisch	Protestant.	Sonnen-		Mondes-	
				Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.	Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.
Freitag	1	Neujahr Ch. B.	Neuj. Ch. B.	7 53	4 14	3 57	8 11
Samstag	2	Makarius	Abel u. Seth	7 53	4 15	5 8	8 48
Sonntag	3	n. Neujahr Genov.	n. N. Enoch	7 53	4 16	6 23	9 18
Montag	4	Litus B.	Isabella	7 53	4 17	7 39	9 41
Dienstag	5	Telesphor.	Simeon	7 53	4 18	8 55	10 1
Mittwoch	6	Heil. 3 Könige	Ersch. Chr.	7 52	4 19	10 12	10 18
Donnerstag	7	Valentin	Isidor	7 52	4 20	11 29	10 33
Freitag	8	Severin.	Erhard	7 52	4 22	Morg.	10 50
Samstag	9	Julian	Martial	7 51	4 23	0 48	11 9
Sonntag	10	1 Ep. P. E.	1 Ep. P. E.	7 51	4 24	2 11	11 31
Montag	11	Hyginus	Mathilde	7 51	4 25	3 36	12 1
Dienstag	12	Ernestus	Reinhold	7 50	4 26	5 1	12 42
Mittwoch	13	Hilarius	Hilarius	7 50	4 28	6 17	1 38
Donnerstag	14	Felix	Felix	7 49	4 29	7 19	2 49
Freitag	15	Maurus	Maurus	7 49	4 30	8 4	4 10
Samstag	16	Marcellus	Marcellus	7 48	4 31	8 36	5 33
Sonntag	17	2 Ep. N. Jesu-Fest	2 Ep. A. E.	7 48	4 32	9 1	6 54
Montag	18	Priska	Priska	7 47	4 34	9 17	8 9
Dienstag	19	Kanutus	Sara	7 46	4 36	9 33	9 22
Mittwoch	20	Fab. u. Seb.	Fab. u. Seb.	7 45	4 37	9 18	10 31
Donnerstag	21	Agnes J.	Agnes	7 44	4 39	10 1	11 29
Freitag	22	Vinzeng	Vinzeng	7 43	4 40	10 17	Morg.
Samstag	23	Maria Verm.	Emerentia	7 42	4 42	10 34	0 18
Sonntag	24	3 Ep. Tim.	3 Ep. Tim.	7 41	4 43	10 55	1 56
Montag	25	Pauli Bef.	Pauli Bef.	7 40	4 45	11 22	3 4
Dienstag	26	Polykarpus	Polykarpus	7 39	4 48	11 57	4 11
Mittwoch	27	Joh. Chryf.	Joh. Chryf.	7 38	4 48	12 43	5 12
Donnerstag	28	Karl den Große	Karl d. Gr.	7 37	4 50	1 43	6 4
Freitag	29	Franz Sal.	Valerius	7 36	4 51	2 50	6 47
Samstag	30	Martina	Adelgunde	7 34	4 53	4 5	7 20
Sonntag	31	Sept. P. N.	Sept. Virg.	7 33	4 54	5 23	7 45

Jüdischer Kalender. 5675.

16. Januar: 1. Schebat.

B e m e r k u n g e n :

Ganz allein lesen, ohne einen Menschen zu haben, mit dem man sprechen oder streiten, vor dem man sein Licht leuchten lassen, den man anhören oder von dem man sich anhören lassen kann — das ist unmöglich. Abbé Galliani.

Niemand schreibt, der nicht seine Selbstbiographie schreibe, und dann am besten, wenn er am wenigsten darum weiß. Hebbel.

Wenn ein Mann ein Buch schreibt, in dem er eigene Gedanken und Erfindungsstoff verarbeitet hat, und dabei aufrichtig verfahren ist, so gibt er dem Publikum nicht allein einen Teil seines Selbst damit; er läßt es sogar in sein Inneres blicken, und überreicht ihm noch obendrein das Maß seiner moralischen Kräfte. Zerreißt sein Werk nur immer, er gab euch doch nur von seinem Überflusse, und das Ganze, das er in sich ausgebildet hat, bleibt ihm unverfehrt. Klinger.

Lesen heißt borgen; daraus erfinden, abtragen. Lichtenberg.

Der Zuschauer und der Leser,
Über nichts sind sie böser,
Als wenn es der Poet nicht macht,
Genau so, wie sie sich's gedacht. P. Heyse.

Wenig und gut lesen, ist großen Köpfen eigen. Hippel.

Man muß beim Lesen die Seele des Buches suchen und der Idee nachspüren, welche der Autor gehabt hat, alsdann hat man das Buch ganz. Zuweilen ist freilich die Seele schwer zu finden, wie bei Manchem sie auch wahrlich schwer zu finden ist. Der Verfasser selbst würde Mühe haben, die Seele aus seinem Buche herauszurechnen. Indessen hat jedes Buch eine Seele, etwas Hervorstehendes wenigstens, und gemeinhin pflegt sich hiernach das Übrige zu bequemen. Hippel.

Februar (Hornung)

Lage		Katholisch	Protestant.	Sonnen-		Mondes-	
				Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.	Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.
Montag	1	Ignaz M.	Brigitta	7 32	4 56	6 41	8 6
Dienstag	2	Maria L.	Maria Rein.	7 30	4 57	7 59	8 24
Mittwoch	3	Blas. B.	Blasius	7 29	4 59	9 17	8 40
Donnerstag	4	Beronika	Beronika	7 28	5 1	10 37	8 57
Freitag	5	Agatha	Agatha	7 26	5 2	11 59	9 15
Samstag	6	Dorothea	Dorothea	7 25	5 4	Morg.	9 35
Sonntag	7	Sez. Rich.	Sez. Rich.	7 23	5 6	1 24	10 2
Montag	8	Joh. v. M.	Salomon	7 22	5 8	2 47	10 38
Dienstag	9	Apollonia	Apollonia	7 20	5 9	4 4	11 28
Mittwoch	10	Scholast.	Gabriel	7 19	5 11	5 9	12 31
Donnerstag	11	Desiderius	Euphrosine	7 17	5 13	5 58	1 48
Freitag	12	Eulalia	Eulalia	7 15	5 14	6 34	3 9
Samstag	13	Katharin. K.	Kastor	7 14	5 15	7 1	4 29
Sonntag	14	Quin. B.	Estom. Val.	7 13	5 17	7 21	5 46
Montag	15	Faustinus	Faustinus	7 11	5 18	7 38	7 1
Dienstag	16	Fastnacht, Jul.	Fastn., Jul.	7 9	5 20	7 54	8 2
Mittwoch	17	Aschermittwoch	Ascherm., K.	7 8	5 22	8 7	9 22
Donnerstag	18	Flavian	Eufanna	7 6	5 23	8 22	10 30
Freitag	19	Konradus	Gabinus	7 4	5 25	8 38	11 39
Samstag	20	Eleuther.	Eucharis	7 2	5 27	8 58	Morg.
Sonntag	21	1 Invoc.	1 Invoc. E.	7 0	5 28	9 22	0 49
Montag	22	Petri Stuhl.	Petri Sthl.	6 59	5 30	9 53	1 53
Dienstag	23	Romana	Severinus	6 57	5 31	10 34	2 59
Mittwoch	24	Quat. M.	Mathias	6 55	5 33	11 27	3 56
Donnerstag	25	Walpurga	Viktor	6 53	5 35	12 30	4 42
Freitag	26	Alexander	Gottthilf	6 51	5 36	1 42	5 18
Samstag	27	Leander	Leander	6 49	5 38	2 58	5 47
Sonntag	28	2 Rem. K.	2 Rem. K.	6 47	5 40	4 18	6 10

Jüdischer Kalender. 5675.

15. Februar: 1. Adar; 21. Februar: 7. Geburt und Tod Moses; 25. Februar: 11. Fasten, Esther;
28. Februar: 14. Purim.

Be mer k un gen :

Ein abgebrochener Gedanke bringt Andere zum Denken; ein Gedanke in seiner vollen Lebensgröße ausgedrückt, ermüdet uns mitten auf dem Wege. Hippel.

Es ist fast nicht möglich, etwas Gutes zu schreiben, ohne daß man sich dabei jemanden oder auch eine gewisse Auswahl von Menschen denkt, die man anredet. Es erleichtert wenigstens den Vortrag sehr in tausend Fällen gegen einen.

Lichtenberg.

Wer einen Menschen tötet, der tötet ein vernünftiges Wesen, ein Ebenbild Gottes; derjenige aber, der ein gutes Buch vernichtet, tötet die Vernunft selbst, tötet Gottes Ebenbild, sozusagen im Keime. Milton.

Bücher haben auch ihr Glück: sind sie nicht gefalzen fein,

Sagt man dennoch gute Würze, Pfeffer oder Safran drein:

Kommt es dir, ich bin zufrieden, liebes Buch, nur auch so gut,

Wenn mit dir nur im geheimen, niemand was Verschämtes tut.

Friedrich von Logau.

Die nützlichsten Bücher sind diejenigen, welche dem Leser zu ihrer Ergänzung auffordern.

Voltaire.

Sie glauben es nicht, wie drückend es ist, immer unter Büchern zu sitzen. Schiller.

Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was sie für ein Verhältnis zu ihm hat, wem sein Herz nicht sagt, was er sich und andern schuldig ist, der wird es wohl schwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geschickt sind, unseren Irrthümern Namen zu geben. Goethe.

Jedermann schreibt am leichtesten für die Klasse von Menschen, unter die er gehört, ich meine nicht, unter die er in der Welt laut gerechnet wird. Lichtenberg.

März (Lenzmonat)

Tage		Katholisch	Protestant.	Sonnen-		Mondes-	
				Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.	Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.
Montag	1	Albinus	Albinus	6 45	5 41	5 37	6 28
Dienstag	2	Simplicius	Simplicius	6 43	5 43	6 57	6 47
Mittwoch	3	Kunigunde	Kunigunde	6 41	5 44	8 20	7 3
Donnerstag	4	Kasimir	Adrian	6 39	5 46	9 44	7 20
Freitag	5	Eusebius	Friedrich	6 37	5 48	11 9	7 41
Samstag	6	Friedrich	Fridolin	6 35	5 49	Morg.	8 5
Sonntag	7	3 Oculi Th.	3 Oculi Fel.	6 33	5 51	0 34	8 39
Montag	8	Joh. v. G.	Philemon	6 31	5 52	1 55	9 24
Dienstag	9	Franziska	Prudentius	6 30	5 53	3 3	10 23
Mittwoch	10	Mittfasten	Mittf. Alex.	6 28	5 54	3 57	11 35
Donnerstag	11	Heraklius	Rosina	6 26	5 56	4 36	12 53
Freitag	12	Gregor	Gregor	6 24	5 57	5 5	2 12
Samstag	13	Rosina	Ernst	6 22	5 59	5 17	3 30
Sonntag	14	4 Lät. M.	4 Lät. Zach.	6 20	6 0	5 43	4 43
Montag	15	Longin.	Christoph	6 18	6 2	5 59	5 55
Dienstag	16	Heribert	Cyriakus	6 16	6 4	6 14	7 5
Mittwoch	17	Gertrude	Gertrude	6 13	6 5	6 28	8 14
Donnerstag	18	Eduard	Anselm	6 11	6 7	6 44	9 24
Freitag	19	Josef N.	Josef N.	6 9	6 8	7 1	10 33
Samstag	20	Nicetas	Ruprecht	6 7	6 10	7 24	11 41
Sonntag	21	5 Jud. B.	5 Jud. B.	6 5	6 11	7 52	Morg.
Montag	22	Oktavian	Kasimir	6 3	6 13	8 29	0 46
Dienstag	23	Viktorin	Eberhard	6 1	6 14	9 16	1 44
Mittwoch	24	Gabriel E.	Gabriel E.	5 59	6 16	10 13	2 34
Donnerstag	25	Maria Verk.	Mar. Verk.	5 57	6 17	11 21	3 15
Freitag	26	7 Sch. M.	Emanuel	5 55	6 19	12 34	3 45
Samstag	27	Rupert	Hubert	5 52	6 20	1 51	4 10
Sonntag	28	6 Palmf. G.	6 Psalmf. M.	5 50	6 22	3 9	4 31
Montag	29	Cyrillus	Eustasius	5 48	6 23	4 29	4 50
Dienstag	30	Quirinus	Guido	5 47	6 24	5 52	5 6
Mittwoch	31	Amos	Amos Pr.	5 45	6 25	7 10	5 24

Jüdischer Kalender. 5675

1. März: 15. Schuscham Purim; 16. März: 1. Nisan; 29. März: 14. Vorabend des Passahfestes;
30. März: 15. 1. Tag. Passahfest; 31. März: 16. 2. Tag. Passahfest.

Be mer k un gen :

Es sind zuverlässig in Deutschland mehr Schriftsteller, als alle vier Welttheile überhaupt zu ihrer Wohlfahrt nötig haben.

Lichtenberg.

Lesen ist die erste und die letzte Kunst, welche der Mensch lernt. Als die erste öffnet sie ihm den Zugang zu allem Großen, aber auch zu allem Gemeinen, was geschrieben und gedruckt worden. Als die letzte hebt sie ihm in jene wahre Gemeinschaft mit den erlesenen Geistern der Menschheit, welche der feinste Inbegriff der Bildung ist.

Dr. Eugen Kühnemann, Breslau.

Es ist ein Buch zu schreiben über die Undankbarkeit gegen die Genies vergangener Zeiten; nicht des Publikums, sondern der lebenden Genies.

Klinger.

In einem guten Buche stehen mehr Wahrheiten, als sein Verfasser hineinzuschreiben meinte.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Wenn man dahin gekommen ist, daß man ungefähr weiß, was man aus Büchern für sich und seinen Gebrauch lernen kann, so liest man nur, um auszuruhen, um nicht selbst zu denken, um sich von einem Andern Gedanken vorsagen zu lassen. Eben so nimmt man, wenn man nichts Besseres zu tun hat, oder nicht in der Stimmung dazu ist, einen Besuch an, von dem man nicht viel erwartet.

Klinger.

Schlechte Schriftsteller sollte man vor, große nach ihren Büchern kennen lernen, um jenen mehr die Bücher, diese mehr den Büchern zu vergeben.

Jean Paul.

Viel lesen und nicht durchschauen

Ist viel essen und übel verdauen.

Sprichwort.

Lies dann und wann ein gutes Buch,
Das frommet mehr als manch' Besuch.

Spruch an einem Hausgerät.

April (Ostermonat)

Lage		Katholisch	Protestant.	Sonnen-		Mondes-	
				Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.	Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.
Donnerstag	1	Gründonnerstag, H.	Gründ., Th.	5 43	6 27	8 43	5 14
Freitag	2	Karfreitag, A.	Karfreit., A.	5 41	6 28	10 12	6 7
Samstag	3	Karsamstag, R.	Kars., Dar.	5 39	6 30	11 39	6 38
Sonntag	4	Ostersonntag	Ostersonntag	5 37	6 31	Morg.	7 20
Montag	5	Ostermontag	Ostermontag	5 35	6 32	0 54	8 17
Dienstag	6	Sixtus	Trenäus	5 33	6 34	1 53	9 25
Mittwoch	7	Hermann	Hegesippus	5 31	6 35	2 37	10 42
Donnerstag	8	Dionysius	Apollonia	5 29	6 37	3 9	12 1
Freitag	9	Maria Gl.	Demetrius	5 26	6 38	3 33	1 19
Samstag	10	Ezechiel	Daniel	5 24	6 40	3 50	2 32
Sonntag	11	1 Quasimon, Leo	1 Quasf. Leo	5 22	6 41	4 6	3 44
Montag	12	Julius	Julius	5 20	6 43	4 21	4 53
Dienstag	13	Hermeneg.	Justinus	5 18	6 44	4 35	6 2
Mittwoch	14	Tiburtius	Tiburtius	5 16	6 46	4 51	7 10
Donnerstag	15	Anastasia	Olympia	5 14	6 47	5 8	8 18
Freitag	16	S. d. L. u. R.	Charisius	5 12	6 49	5 29	9 28
Samstag	17	Rudolf	Rudolf	5 10	6 50	5 55	10 34
Sonntag	18	2 Mis. A.	2 Mis. Fl.	5 9	6 52	6 28	11 35
Montag	19	Kreszentia	Werner	5 7	6 53	7 11	Morg
Dienstag	20	Sulpitius	Sulpitius	5 5	6 55	8 5	0 27
Mittwoch	21	Anselm	Adolar	5 3	6 56	9 7	1 10
Donnerstag	22	Sof. u. R.	Soter u. R.	5 1	6 58	10 16	1 44
Freitag	23	Adalbert	Georg	4 59	6 59	11 29	2 12
Samstag	24	Georg	Albrecht	4 57	7 1	12 46	2 34
Sonntag	25	3 Jubilate	3 Jub. M.	4 55	7 2	2 3	2 52
Montag	26	Kletus Pr.	Kletus Pr.	4 53	7 3	3 21	3 9
Dienstag	27	Peregrinus	Anastasius	4 52	7 5	4 43	3 2
Mittwoch	28	Vitalis	Vitalis	4 50	7 6	6 9	3 44
Donnerstag	29	Peter M.	Sibylla	4 48	7 7	7 40	4 6
Freitag	30	Kathar. G.	Eutropius	4 47	7 8	9 10	4 34

Jüdischer Kalender. 5675.

1.—4. April: 17., 18., 19., 20. Halbfeiert.; 5. April: 21. 7. Tag, Passahfest; 6. April: 22. 8. Tag, Passahfest; 15. April: 1. Sfar. Rosch-Chodesch; 19. April: 5. Fasten; 22. April: 8. Fasten; 26. April: 12. Fasten.

Bemerkungen:

Das beste Buch, das schönste Brevier
bleibt totes Leder und Papier,
faßt dein Geist nicht mit williger Hand
das lebendige Band. Dehmel.

Was hilft das Lesen der Alten, sobald ein
Mensch den Stand der Unschuld einmal ver-
lassen hat und wo er hinsieht, überall sein Sys-
tem wieder erblickt? Daher urtheilt der mittel-
mäßige Kopf, es sei leicht, wie Horaz zu schreiben,
weil er es für leicht hält, besser zu schreiben
und weil dieses Besser zum Unglück schlechter
ist. Je älter man wird (vorausgesetzt, daß man
mit dem Alter weiser werde), desto mehr ver-
liert man die Hoffnung, besser zu schreiben als
die Alten. Am Ende sieht man, daß das Eich-
maß alles Schönen und Nüchternen die Natur
ist, daß wir dieses Maß alle in uns tragen,
aber so überrostet von Vorurteilen, von Wör-
tern, wozu die Begriffe fehlen, von falschen
Begriffen, daß sich nichts mehr damit messen
läßt. Lichtenberg.

Bücher sind Menschen, Bücher haben Seelen!
Sie tragen in des Nebenmenschen Seele Fluch
oder Segen ihrer eigenen Art.

Wildenbruch.

Dicke Bücher, vieles Wissen,
Huh, was werd' ich lesen müssen,
Will's nicht in den Kopf mir gehen,
Mag es nur im Buche stehen.

Goethe.

Weit hinaus in die Zukunft schallt die Stimme
des Poeten, und wenn wir sein Buch auf-
schlagen, so klingt seine Rede an unser Ohr,
mit aller Süße und Weichheit, die ihr eigen
war, da er lebte, mit aller Stärke und Leiden-
schaft. Sie bestimmt unsere Sprache, aus ihr
schöpfen wir, was wir am besten sagen.

A. E. Schönbach.

Mai (Wonnemonat)

Lage		Katholisch	Protestant.	Sonnen-		Monds-	
				Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.	Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.
Samstag	1	Phil. u. Jak.	Phil. u. Jak.	4 46	7 10	10 33	5 12
Sonntag	2	4 Kantate, Ath.	4 Cant. Sieg.	4 44	7 11	11 42	6 3
Montag	3	†: Erfindung	†: Erfindung	4 42	7 13	Morg.	7 10
Dienstag	4	Florian	Florian	4 40	7 14	0 33	8 28
Mittwoch	5	Pius V.	Gotthard	4 39	7 16	1 10	9 49
Donnerstag	6	J. v. d. Pf.	Dietrich	4 37	7 17	1 36	11 8
Freitag	7	Stanislaus	Gottfried	4 36	7 19	1 57	12 23
Samstag	8	Michael B.	Stanislaus	4 34	7 20	2 24	1 35
Sonntag	9	5 Rog. Greg.	5 Rog. Hiob.	4 32	7 21	2 29	2 44
Montag	10	Isidor	Viktorin	4 31	7 23	2 43	3 53
Dienstag	11	Gang.	Adalbert	4 29	7 24	2 58	5 6
Mittwoch	12	Pankratius	Pankratius	4 28	7 25	3 14	6 9
Donnerstag	13	Christi Himmelfahrt	Christi H. G.	4 27	7 27	3 34	7 18
Freitag	14	Bonifazius	Bonifazius	4 25	7 28	3 58	8 24
Samstag	15	Sophie	Sophie	4 24	7 29	4 29	9 27
Sonntag	16	6 Ex. J. v. N.	6 Ex. Pereg.	4 23	7 31	5 9	10 22
Montag	17	Paschalis	Lorpetus	4 21	7 32	6 0	11 8
Dienstag	18	Venantius	Liborius	4 20	7 33	6 59	11 45
Mittwoch	19	Cölestin	Potentiana	4 19	7 35	8 6	Morg.
Donnerstag	20	Bernh.	Anastafius	4 18	7 36	9 27	0 13
Freitag	21	Felix	Pudens	4 17	7 37	10 29	0 36
Samstag	22	Julia	Helene	4 16	7 38	11 43	0 55
Sonntag	23	Pfingstsonntag	Pfingstsonnt.	4 15	7 39	12 59	1 13
Montag	24	Pfingstmontag	Pfingstmont.	4 14	7 40	2 16	1 29
Dienstag	25	Urbanus	Urban	4 13	7 41	3 38	1 46
Mittwoch	26	Quat., Ph.	Beda	4 12	7 42	5 4	2 6
Donnerstag	27	Johann P.	Lucian	4 11	7 43	6 34	2 30
Freitag	28	Wilhelm	Wilhelm	4 10	7 45	8 3	3 3
Samstag	29	Maximilian	Maximilian	4 9	7 46	9 21	3 47
Sonntag	30	1 Dreifalt.	Trin. Ferd.	4 8	7 47	10 22	4 8
Montag	31	Angela	Petronella	4 8	7 48	11 6	6 3

Jüdischer Kalender. 5675.

14. Mai: 1. Sivan. Rosch Sodesch; 19. Mai: 6. 1. Tag. Wochenfest; 20. Mai: 7. 2. Fest.

Be mer k un gen :

Um meisten ist nötig, daß man von einem Autor abzieht, was seiner Zeit oder der Vorwelt angehört, und was er der Nachwelt übrig läßt. Er trägt die Fesseln seines Zeitalters, dem er sein Buch zum Geschenk darbeut: er steht in seinem Jahrhunderte, wie ein Baum in dem Erdreiche, in das er sich gewurzelt, aus welchem er seine Gliedmaßen der Entstehung entdeckt. Je mehr er sich um seine Welt verdient machen will, desto mehr muß er sich nach ihr bequemen, und in ihre Denkart dringen, um sich zu bilden. Ja, da er selbst nach diesem Geschmacke geformt ist, und sich die erste Form nie ganz zurückbilden läßt, so muß ein jeder große Schriftsteller die Muttermale seiner Zeit an sich tragen. Du Kunststreichlicher Tor! der du sie ihm rauben willst, du nimmst ihm Züge seiner Eigenheit, Stücke seiner Schönheit, Narben seiner Verdienste.

Herder.

Ich kenne Menschen, Herr Bibliophil,
die sind wie Bücher im neuesten Stil,
wie Novitäten im heutigen Sinn:
Ausstattungs wunder — doch steht nichts drin.

Anton Lindner.

Man muß keinem Werk, hauptsächlich keiner Schrift, die Mühe ansehen, die sie gekostet hat. Ein Schriftsteller, der noch von der Nachwelt gelesen sein will, muß es sich nicht verdrießen lassen, Winke zu ganzen Büchern, Gedanken zu Disputationen in irgendeinen Winkel eines Kapitels hinzuwerfen, daß man glauben muß, er habe sie zu Tausenden wegzuschmeißen.

Lichtenberg.

Der Verkehr mit Büchern ist ein Verkehr mit Geistern. Je höher Geist und Leben steigen, desto flüchtiger ist das Material, worin sie sich ausdrücken. Auf den vergänglichsten Blättern der Blume wohnt mehr Geist und Leben als in den plumpen, Jahrtausenden trogenden Granitblöcken.

Ludwig Feuerbach.

Juni (Brachmonat)

Lage		Katholisch	Protestant.	Sonnen-		Mondes-	
				Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.	Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.
Dienstag	1	Gratiana	Nikomedes	4 7	7 49	11 37	7 28
Mittwoch	2	Erasmus	Ephraim	4 6	7 50	Morg.	8 50
Donnerstag	3	Fronleichnam	Erasmus	4 6	7 51	0 1	10 9
Freitag	4	Quirinus	Karpasius	4 4	7 51	0 18	11 24
Samstag	5	Bonifazius	Bonifazius	4 4	7 52	0 34	12 35
Sonntag	6	2 Norbert	1 n. Tr. Ben.	4 4	7 53	0 49	1 44
Montag	7	Lukretia	Lukretia	4 3	7 54	1 4	2 52
Dienstag	8	Medardus	Medardus	4 3	7 55	1 21	4 1
Mittwoch	9	Pr. u. Fel.	Pr. u. Fel.	4 2	7 56	1 39	5 9
Donnerstag	10	Margareta	Onuphrius	4 2	7 56	2 2	6 17
Freitag	11	Herz Jesu-Fest, B.	Barnabas	4 2	7 57	2 31	7 20
Samstag	12	Joh. F.	Basilides	4 2	7 58	3 8	8 17
Sonntag	13	3 Anton v. P.	2 n. Tr. Lob.	4 1	7 58	3 55	9 7
Montag	14	Joh. Novus	Antonia	4 1	7 59	4 53	9 45
Dienstag	15	Vitus	Vitus	4 1	7 59	5 58	10 16
Mittwoch	16	Benno B.	Justina	4 1	8 0	7 8	10 41
Donnerstag	17	Adolf	Volmar	4 1	8 0	8 19	11 1
Freitag	18	Gervasius	Gervasius	4 1	8 1	9 32	11 18
Samstag	19	Juliana F.	Silberius	4 1	8 1	10 45	11 34
Sonntag	20	4 Silber.	3. n. Tr. Sil.	4 1	8 1	11 59	11 51
Montag	21	Mois v. G.	Albanus	4 1	8 2	1 16	Morg.
Dienstag	22	Paulinus	Achatius	4 2	8 2	2 39	0 9
Mittwoch	23	Edeltrud	Basilius	4 2	8 2	4 4	0 29
Donnerstag	24	Johannes d. Läufer	Joh. d. Läufer	4 2	8 2	5 31	0 56
Freitag	25	Prosper	Eulogius	4 2	8 2	6 54	1 34
Samstag	26	Bigilius	Jeremias	4 3	8 2	8 4	2 26
Sonntag	27	5 Pad. K.	4 n. Tr. Phil.	4 3	8 2	8 56	0 35
Montag	28	Leo II. P.	Leo u. Jos.	4 3	8 2	9 34	4 57
Dienstag	29	Peter und Paul	Peter u. Paul	4 4	8 2	10 1	6 22
Mittwoch	30	Pauli Gedächtnis	Pauli Ged.	4 4	8 2	10 22	7 47

Jüdischer Kalender. 5675

13. Juni: 1. Thamus, Rosch-Chodesch; 29. Juni: 17. Fasten, Tempel-Eroberung.

Bemerkungen:

Man sollte jedes Buch als den Ausdruck einer lebendigen Menschenseele betrachten können; je lebendiger und wahrer der Ausdruck ist, je weniger der Verfasser hofierte und ein elendes Allgemeingeschwätz zwischen den vier Ecken des Randes gab; wie sonderbar und einzeln dünkt es uns öfters! Oft ist's ein Rätsel ohne Auflösung, eine Münze ohne Umschrift; die flachsten Leser und meistens die hohlesten, daher auch die lautesten von allen, die respekt. Kunsttrichter, messen nach ihrem unmaßgeblichen wenigen Selbst, schreien und verdammen. Der bescheidene Weise urteilt, wie Sokrates über Heraklits Schriften, sucht mehr im Geiste des Urhebers, als im Buche zu lesen; je mehr er da hinein dringt, je lichter und zusammenhängender wird alles. Das Leben eines Autors ist der beste Kommentar seiner Schriften, wenn er nämlich treu und mit sich selbst eins ist, nicht einer Herde an Wegscheiden und Landschaften nachblöket.

Herder.

Man lese nicht viel und nur das Beste, langsam und befrage sich alle Schritte: warum glaube ich dieses? folgt es aus meinen übrigen Gedankensystem oder ist es nur aus Trägheit zur Untersuchung, durch Vorurteil, fides implicita und dergleichen daran angeplacdt worden? Hat sich einmal ein solcher Klumpen angehängt und man fängt an, darauf zu bauen, so reißt öfters alles ab, und dann wird eine Menge guter Sachen zuweilen unbrauchbar, und die Mühe ist doppelt, sie an das eigentliche System schieklich so anzuseßen, daß sie anschlagen.

Lichtenberg.

O Einsamkeit, tiefinnere Einsamkeit!
An deinem stillen Feuer wärm' ich mein Gemüt.
Nur manchmal schrei ich nach Gemeinsamkeit,
ob dort des Lebens rote Rose blüht.
Dann ruffst du wieder mich zurück,
o Einsamkeit, zu deinem Glück.
Alleinsamkeit!

Gustav Falke.

Juli (Heumonat)

Tage		Katholisch	Protestant.	Sonnen.		Mondes.	
				Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.	Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.
Donnerstag	1	Theobald	Theobald	4 5	8 2	10 40	9 5
Freitag	2	Mar. Heimsuchung	Mar. Heimsf.	4 6	8 1	10 54	10 20
Samstag	3	Heliodor	Kornelius	4 6	8 1	11 10	11 32
Sonntag	4	6 Udalr.	5 n. Er. Ud.	4 7	8 1	11 26	12 41
Montag	5	Eyr. u. Mth.	Charlotte	4 7	8 0	11 43	1 50
Dienstag	6	Jfaias Pr.	Coar	4 8	8 0	Morg.	2 58
Mittwoch	7	Willibald	Willibald	4 9	8 0	0 5	4 7
Donnerstag	8	Kilian	Kilian	4 10	7 59	0 32	5 12
Freitag	9	Anatolia	Louise	4 11	7 59	1 6	6 12
Samstag	10	Amalia	7 Brüder	4 12	7 58	1 50	7 4
Sonntag	11	7 Pius I.	6 n. Er. Pius	4 12	7 57	2 45	7 46
Montag	12	Her. u. F.	Heinrich	4 13	7 57	3 48	8 19
Dienstag	13	Margareta	Margareta	4 14	7 56	4 58	8 46
Mittwoch	14	Bonavent.	Bonavent.	4 15	7 55	6 10	9 7
Donnerstag	15	Apostel-L.	Apostel-L.	4 16	7 55	7 23	9 24
Freitag	16	Maria v. B.	Ruth	4 17	7 54	8 36	9 41
Samstag	17	Allegius	Allegius	4 18	7 52	9 49	9 57
Sonntag	18	8 Skap. Fr.	7 n. Er. Mat.	4 19	7 52	11 5	10 13
Montag	19	Aurelia	Rufina	4 20	7 51	12 23	10 31
Dienstag	20	Elias P.	Elias	4 21	7 50	1 45	10 56
Mittwoch	21	Praxedes	Pauline	4 22	7 49	3 9	11 29
Donnerstag	22	Maria Magdalena	Magdalena	4 23	7 48	4 32	Morg.
Freitag	23	Apollinaris	Apollinaris	4 24	7 47	5 6	0 12
Samstag	24	Christine	Christine	4 25	7 46	6 45	1 13
Sonntag	25	9 Jakob Ap.	8 n. Er. Jak.	4 26	7 45	7 29	2 28
Montag	26	Anna	Anna	4 28	7 44	8 0	3 52
Dienstag	27	Pantaleon	Martha	4 29	7 43	8 24	5 17
Mittwoch	28	Viktor P.	Pantaleon	4 30	7 42	8 43	6 39
Donnerstag	29	Martha J.	Beatrix	4 31	7 40	8 59	7 58
Freitag	30	Abdon u. S.	Abdon	4 33	7 39	9 15	9 12
Samstag	31	Janaž v. L.	Ernestine	4 34	7 38	9 31	10 24

Jüdischer Kalender. 5675.

12. Juli: 1. Ab. Nořch-Ehodesch; 20. Juli: 9. Fasten. Tempel-Zerstörung, 26. Juli: 15. Freudentag.

August (Erntemonat)

Tage		Katholisch	Protestant.	Sonnen-		Mondes-	
				Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.	Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.
Sonntag	1	10 Petri Kettenfeier	9 n. Tr. P. Kf.	4 35	7 36	9 48	11 34
Montag	2	Portiunk.	Gustav	4 37	7 35	10 8	12 44
Dienstag	3	Stephan E.	August	4 38	7 33	10 33	1 54
Mittwoch	4	Dominikus	Dominikus	4 39	7 32	11 4	3 0
Donnerstag	5	Mar. Schn.	Dswald	4 41	7 31	11 44	4 3
Freitag	6	Verklärung Jesu	Sigtus	4 42	7 29	Morg.	4 58
Samstag	7	Kajetan	Donatus	4 43	7 27	0 36	5 44
Sonntag	8	11 Cyriacus	10 n. Tr. Cyr.	4 45	7 26	1 36	6 21
Montag	9	Romanus	Roland	4 46	7 24	2 44	6 50
Dienstag	10	Laurentius	Laurentius	4 48	7 23	3 57	7 2
Mittwoch	11	Susanna	Hermann	4 49	7 21	5 10	7 31
Donnerstag	12	Klara	Klara	4 50	7 19	6 24	7 48
Freitag	13	Kassian	Kassian	4 52	7 17	7 39	8 5
Samstag	14	Eusebius	Eusebius	4 53	7 15	8 54	8 21
Sonntag	15	12 Maria Himmelf.	11 n. L. M. S.	4 55	7 14	10 12	8 39
Montag	16	Kochus B.	Kochus	4 56	7 12	11 32	9 1
Dienstag	17	Bertram	Bertram	4 57	7 10	12 54	9 10
Mittwoch	18	Helene	Agapetus	4 59	7 9	2 17	10 8
Donnerstag	19	Ludw. v. L.	Gebald	5 0	7 7	3 33	11 0
Freitag	20	Stephan K.	Bernhard	5 1	7 6	4 37	Morg.
Samstag	21	Johanna	Adolf	5 2	7 4	5 24	0 3
Sonntag	22	13 S. d. hl. J.	12 n. Tr. L.	5 3	7 2	5 39	1 27
Montag	23	Philipp B.	Zachäus	5 5	7 0	6 25	2 50
Dienstag	24	Bartholomäus	Bartholom.	5 6	6 58	6 46	4 14
Mittwoch	25	Ludw. K.	Ludwig	5 8	6 56	7 4	5 33
Donnerstag	26	Zephyrin	Zephyrin	5 9	6 54	7 20	6 50
Freitag	27	Josef Cal.	Gebhard	5 10	6 52	7 35	8 3
Samstag	28	Augustin	Augustin	5 12	6 50	7 52	9 15
Sonntag	29	14 Schutzengel fest	13 n. L. Jh. E.	5 13	6 48	8 11	10 27
Montag	30	Rosa v. L.	Rebekka	5 15	6 46	8 35	11 37
Dienstag	31	Raimund	Paulinus	5 16	6 44	9 3	12 48

Jüdischer Kalender. 5675.

11. August: 1. Eul. Rosch-Edodesch.

Be mer k un gen :

Wer muß sich beim Anblick der modernen Mengen von Büchern nicht verwundert fragen, wo all diese Gefährten von Stunden der Arbeit und der Muße begraben werden, wenn sie sterben: welchen von ihnen wird ein Denkmal gesetzt, welche werden dem Neid der Zeiten trotzen und fortleben? Der Gedanke an die Menge jener Bücher, die vergessen werden und ihren Platz im Bücherschrank besseren einräumen müssen, hat fast etwas Ergreifendes. Aber das Schlimmste ist, daß Vortrefflichkeit sie nicht rettet. Ihre Schicksale sind so launisch wie die der Menschheit, die sie hervorbrachte. Schelmen wird es leicht, als gute Menschen in der Erinnerung eine Weile fortzuleben. Es sind nicht ein gerechtes Leben oder Gelehrsamkeit oder gute Taten an und für sich, die Unsterblichkeit verleihen: sondern es ist irgend etwas mehr. Ein Buch kann noch so gelehrt sein, es wird doch sterben; es kann nicht fortleben, wie wichtig oder gefühlvoll und wie ehrlich es auch sein mag.

Wenn ein Buch unsterblich geworden ist, glauben wir erkennen zu können, warum es das wurde. Wir bemerken, daß es eine Gedankenprägung trug, die die Aufmerksamkeit der Menschen erwecken und festhalten mußte; es sprach Dinge aus, die für alle Zeiten gelten: weil es ihnen den besten Ausdruck lieh. Oder es sprach mit einer Anmut oder mit einem Feuer der Phantasie, mit einem süßen Tonfall der Rede und einer vollendeten Harmonie des Klanges, die es allen Generationen teuer werden ließen, die das freie Spiel der Phantasie oder die unvergleichliche Musik vollendeter Werke der Sprache lieben. Oder es lieh vielleicht in Unschuld und Einfachheit einem allgemeinen Gefühl Ausdruck; es gestaltete etwas von der Tragödie und der Komödie des Lebens, wie es nie zuvor gestaltet wurde, und muß daher als etwas, das nicht zu übertreffen ist, gelesen und wiedergelesen werden.

Woodrow Wilson.

September (Herbstmonat)

Tage		Katholisch	Protestant.	Sonnen-		Mondes-	
				Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.	Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.
Mittwoch	1	Agidius	Agidius	5 17	6 42	9 39	1 50
Donnerstag	2	Stephan K.	Abfalon	5 19	6 40	10 26	2 49
Freitag	3	Seraphine	Mansuet	5 20	6 38	11 23	3 9
Samstag	4	Rosalia	Rosalia	5 22	6 36	Morg.	4 18
Sonntag	5	15 Laurentius	14 n. Tr. H.	5 23	6 34	0 27	4 50
Montag	6	Magnus	Magnus	5 24	6 32	1 38	5 15
Dienstag	7	Regina	Regina	5 26	6 30	2 51	5 36
Mittwoch	8	Maria Geburt	Maria Geb.	5 27	6 28	4 6	5 54
Donnerstag	9	Gorgonius	Gorgonius	5 29	6 26	5 22	6 10
Freitag	10	Nikol. v. L.	Jodokus	5 30	6 24	6 39	6 27
Samstag	11	Prof. u. H.	Profus	5 32	6 22	7 57	6 46
Sonntag	12	16 M. N. = Fr.	15 n. L. Cyr.	5 33	6 20	9 18	7 7
Montag	13	Maternus	Maternus	5 34	6 18	10 42	7 33
Dienstag	14	† = Erhöhung	† = Erhöhung	5 35	6 16	12 5	8 9
Mittwoch	15	Qu., Nik.	Nikomedes	5 36	6 14	1 23	8 57
Donnerstag	16	Ludmilla	Euphemia	5 38	6 12	2 30	9 58
Freitag	17	Hildegard	Lambert	5 39	6 10	3 22	11 12
Samstag	18	Thom. v. B.	Litus	5 41	6 8	4 0	Morg.
Sonntag	19	17 Januar.	16 n. L. Sid.	5 42	6 5	4 29	0 34
Montag	20	Eustachius	Fausfa	5 43	6 3	4 51	1 55
Dienstag	21	Matthäus Ev.	Matth. Ev.	5 45	6 1	5 9	3 14
Mittwoch	22	Mauritius	Morig	5 46	5 59	5 25	4 30
Donnerstag	23	Thesla J.	Thesla	5 48	5 57	5 41	5 44
Freitag	24	Rupertus	Gerhard	5 49	5 55	5 58	6 57
Samstag	25	Kleophas	Kleophas	5 51	5 53	6 16	8 8
Sonntag	26	18 Cyprian	17 n. L. Cyp.	5 52	5 50	6 37	9 19
Montag	27	Kosm. u. D.	Adolf	5 54	5 48	7 3	10 29
Dienstag	28	Wenzel K.	Wenzel K.	5 56	5 46	7 37	11 36
Mittwoch	29	Michael E.	Michael E.	5 57	5 44	8 19	12 37
Donnerstag	30	Hieronymus	Hieronymus	5 59	6 42	9 11	1 31

Jüdischer Kalender. 5675. 5676

5. Sept.: 26. Selichot; 8. Sept.: 9. Vorab. d. Neujahr; 9. Sept.: 1. Tischni, Neujahr 5676; 10. Sept.: 2. 2. Fest, 12. Sept.: 4. Fasten-Gedalsjah; 17. Sept.: 9. Vorab. d. Versöhnungsf.; 18. Sept.: 10. Versöhnungstag, 22. Sept.: 14. Vorab. d. Laubhüttenf.; 23. Sept.: 15. 1. Tag. Laubhüttenf.; 24. Sept.: 16. 2. Tag. Laubhüttenf., 25.—28. Sept.: 17., 18., 19., 20. Halbfeiert.; 29. Sept.: 21. Palmfest; 30. Sept.: 22. Laubhüttenf., Ende.

Oktober (Weinmonat)

Tage		Katholisch	Protestant.	Sonnen-		Mondes-	
				Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.	Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.
Freitag	1	Nemigius	Benignus	6 0	5 40	10 12	2 14
Samstag	2	Leodegar	Leodegar	6 1	5 38	11 20	2 49
Sonntag	3	Rosenkranzfest	18 n. Tr. K.	6 2	5 36	Morg.	3 16
Montag	4	Franz Ser.	Franz Ser.	6 4	5 34	0 31	3 38
Dienstag	5	Placidus	Fides	6 5	5 32	1 44	3 57
Mittwoch	6	Bruno	Friederike	6 7	5 30	2 58	4 15
Donnerstag	7	Justina	Amalia	6 8	5 28	4 14	4 31
Freitag	8	Brigitta	Pelagia	6 9	5 26	5 33	4 49
Samstag	9	Dionysius	Dionysius	6 10	5 24	6 55	5 10
Sonntag	10	20 Franz B.	19 n. Tr. G.	6 12	5 22	8 20	5 35
Montag	11	Nikafius	Burkhard	6 13	5 20	9 46	6 8
Dienstag	12	Magimilian	Magimilian	6 15	5 18	11 9	6 53
Mittwoch	13	Koloman	Eduard	6 16	5 16	12 22	7 51
Donnerstag	14	Kallistus	Kallistus	6 18	5 14	1 39	9 4
Freitag	15	Theresia	Hedwig	6 19	5 12	2 1	10 23
Samstag	16	Gallus Abt.	Gallus	6 21	5 10	2 32	11 43
Sonntag	17	21 Kirchweihfest	20 n. Tr. Fl.	6 22	5 8	2 56	Morg.
Montag	18	Lukas Ev.	Lukas Ev.	6 24	5 6	3 14	1 2
Dienstag	19	Petrus v. A.	Ferdinand	6 25	5 4	3 31	2 17
Mittwoch	20	Felician	Wendelin	6 27	5 2	3 48	3 30
Donnerstag	21	Ursula	Ursula	6 29	5 1	4 3	4 42
Freitag	22	Kordula	Kordula	6 30	4 59	4 21	5 52
Samstag	23	Joh. Cap.	Severinus	6 32	4 57	4 42	7 4
Sonntag	24	22 Raph. E.	21 n. Tr. G.	6 33	4 55	5 6	8 14
Montag	25	Chrysanth.	Wilhelmine	6 35	4 53	5 36	9 23
Dienstag	26	Amandus	Evaristus	6 36	4 51	6 15	10 25
Mittwoch	27	Fruementius	Sabina	6 38	4 49	7 4	11 21
Donnerstag	28	Simon u. Judas	Sim. u. Jud.	6 40	4 48	8 1	12 9
Freitag	29	Narzissus	Narzissus	6 41	4 46	9 5	12 46
Samstag	30	Klaudius	Klaudius	6 43	4 45	10 13	1 15
Sonntag	31	Wolfgang	22 Ref.-Fest	6 44	4 44	11 24	1 39

Jüdischer Kalender 5675

1. Oktober: 23. Gesezesfreude; 9. Oktober 1. March. Rosch-Chodesch.

Be mer k un gen :

Wer einen Brief schreibt, muß glauben, er schreibe ihn an die Welt, und wer ein Buch schreibt, er schreibe es an einen guten Freund, wenn man nicht in beiden Fällen alltäglich sein will. Hippel.

Der rechte Leser ist kein Kind. Klopstock.

Ein Buch, das leben soll, muß seinen Schutzgeist haben. Friedr. von Hagedorn.

Die Bücher sind stumme Lehrmeister. Jul. Gellius.

Das Buch glänzt allermeist im Aug' der Welt,
Das gold'ne Lehr' in goldnen Spangen hält.
Shakespeare.

Ein anregendes Buch, das ist eine Speise, die hungrig macht.
Marie von Ebner-Eschenbach.

Man wird bei allen Menschen von Geist eine Neigung finden, sich kurz auszudrücken, geschwind zu sagen, was gesagt werden soll. Die Sprachen geben daher keine schwache Kennzeichen von dem Charakter einer Nation ab. Wie schwer ist es nicht einem Deutschen, den Tacitus zu übersetzen! Die Engländer sind schon Konziser als wir, ich meine ihre guten Schriftsteller. Sie haben einen großen Vorzug darin vor uns, daß sie besondere Wörter für die Spezies haben, wo wir oft das Genus mit einer Limitation gebrauchen, welches Weitläufigkeit verursacht. Es könnte nicht schaden, wenn man in jeder Periode die Worte zählte und sie jedesmal mit den wenigsten auszudrücken suchte.
Lichtenberg.

Das Leben vom Menschen ist seine Anschauung vom Leben. Was haben wir also von den Menschen, die ihre Anschauungen in Büchern verewigten, in diesen? nichts weniger als ihre Seele.
Ludwig Feuerbach.

November (Windmonat)

Tage		Katholisch	Protestant.	Sonnen-		Mondes-	
				Aufg. U. Min.	Unterg. U. Min.	Aufg. U. Min.	Unterg. U. Min.
Montag	1	22 Aller Heiligen	Aller-Heiligen	6 46	4 42	Morg.	2 0
Dienstag	2	Aller Seelen, J.	Aller Seelen	6 47	4 40	0 36	2 18
Mittwoch	3	Hubert	Gottlieb	6 48	4 38	1 50	2 34
Donnerstag	4	Karl Borr.	Emmerich	6 50	4 37	3 5	2 51
Freitag	5	Emmerich	Blandine	6 51	4 35	4 24	3 10
Samstag	6	Leonhard	Erdmann	6 53	4 34	5 48	3 14
Sonntag	7	24 Eng.	23 n. Tr. M.	6 55	4 32	7 15	4 3
Montag	8	Gottfried	Severus	8 57	4 31	8 42	4 44
Dienstag	9	Theodor	Theodor	6 58	4 29	10 3	5 38
Mittwoch	10	Andreas Ab.	Probus	6 59	4 28	11 9	6 49
Donnerstag	11	Martin B.	Martin	7 1	4 27	11 58	8 9
Freitag	12	Kunibert	Zonas	7 3	4 25	12 33	9 31
Samstag	13	Stanislaus	Briccius	7 4	4 24	1 0	10 52
Sonntag	14	25 Vener.	24 n. Tr. L.	7 6	4 23	1 20	Morg.
Montag	15	Leopold	Leopold M.	7 7	4 21	1 39	0 8
Dienstag	16	Dithmar A.	Dithmar	7 9	4 20	1 55	1 22
Mittwoch	17	Gregor Th.	Hugo	7 10	4 19	2 10	2 33
Donnerstag	18	Edo Abt	Gelasius	7 12	4 18	2 27	3 42
Freitag	19	Elisabeth	Elisabeth	7 14	4 17	2 46	4 53
Samstag	20	Felix v. B.	Edmund	7 15	4 16	3 9	6 4
Sonntag	21	26 Sch. M.	25 n. Tr.	7 17	4 15	3 18	7 11
Montag	22	Cäcilia	Cäcilia	7 18	4 14	4 10	8 15
Dienstag	23	Klemens	Klemens	7 20	4 13	4 59	9 14
Mittwoch	24	Joh. v. R.	Emilie	7 21	4 12	5 53	10 5
Donnerstag	25	Katharina	Katharina	7 23	4 11	6 56	10 44
Freitag	26	Konrad	Konrad	7 24	4 10	8 2	11 16
Samstag	27	Birgilius	Günther	7 25	4 9	9 10	11 42
Sonntag	28	1 Adv. S.	1 Adv. R.	7 27	4 9	10 21	12 3
Montag	29	Saturn.	Walter	7 28	4 9	11 31	12 21
Dienstag	30	Andreas Ap.	Andreas Ap.	7 29	4 8	Morg.	12 38

Jüdischer Kalender. 5676.

8. November: 1. Kislev. Kosch-Chodesch.

Dezember (Christmonat)

Lage		Katholisch	Protestant.	Sonnen-		Mondes-	
				Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.	Aufg. u. Min.	Unterg. u. Min.
Mittwoch	1	Eligius	Louginus	7 30	4 8	0 42	12 54
Donnerstag	2	Bibiana	Aurelia	7 31	4 7	1 58	1 11
Freitag	3	Franz Kav.	Kassian	7 32	4 7	3 17	1 32
Samstag	4	Barbara	Barbara	7 33	4 6	4 41	1 57
Sonntag	5	2 Adv. S.	2 Adv. Abig.	7 35	4 6	6 7	2 31
Montag	6	Nikolaus	Nikolaus	7 36	4 5	7 34	3 19
Dienstag	7	Ambros	Agathon	7 37	4 5	8 48	4 24
Mittwoch	8	Maria Empfängnis	Mar. Empf.	7 38	4 5	9 47	5 43
Donnerstag	9	Leofadia	Joachim	7 39	4 5	10 30	7 8
Freitag	10	Judith	Judith	7 40	4 4	11 1	8 33
Samstag	11	Damasus	Damasus	7 41	4 4	11 24	9 54
Sonntag	12	3 Adv. Mag.	3 Adv. Ep.	7 42	4 4	11 43	11 11
Montag	13	Lucia	Lucia	7 43	4 4	12 1	Morg.
Dienstag	14	Spiridion	Nikajius	7 44	4 4	12 16	0 23
Mittwoch	15	Du., Gál.	Ignaz	7 45	4 4	12 33	1 34
Donnerstag	16	Adelheid	Ananias	7 46	4 5	12 51	2 44
Freitag	17	Lazarus	Lazarus	7 47	4 5	1 13	3 33
Samstag	18	Gratianus	Wunibald	7 47	4 5	1 40	5 2
Sonntag	19	4 Adv. N.	4 Adv. Abr.	7 48	4 5	2 13	6 7
Montag	20	Liberatus	Amon	7 49	4 6	2 55	7 4
Dienstag	21	Thom. A.	Thomas	7 50	4 6	3 48	8 2
Mittwoch	22	Demetrius	Beata	7 50	4 6	4 47	8 44
Donnerstag	23	Viktoria	Dagobert	7 51	4 7	5 52	9 19
Freitag	24	Adam und Eva	Adam u. Eva	7 51	4 7	7 2	9 47
Samstag	25	Christfest	Weihnachten	7 51	4 8	8 11	10 3
Sonntag	26	n. W. Steph.	n. W. Steph.	7 52	4 9	9 20	10 26
Montag	27	Johann Ev.	Johann Ev.	7 52	4 10	10 30	10 43
Dienstag	28	Unsch. Kind	Unsch. Kind	7 52	4 10	11 41	10 58
Mittwoch	29	Thom. B.	Jonathan	7 52	4 11	Morg	11 15
Donnerstag	30	David K.	David K.	7 53	4 12	0 55	11 34
Freitag	31	Silvester	Gottlob	7 53	4 13	2 15	11 45

Jüdischer Kalender. 5676.

1. Dez.: 24. Lichtanzünden; 2. Dez.: 25. Tempelweihe; 6. Dez.: 29. Bittgebet um Regen; 8. Dez.:
1. Tebef. Kosch-Chodesch; 9. Dez.: 2. Ende der Tempelweihe; 17. Dez.: 10. Fasten, Belag. Jerusalems.

Bemerkungen:

Einem großen Manne kleine Fehler abzulauern und höherige Auszüge seiner Gedanken zu geben, ihn wie durch ein Vorurteil seines Namens zu preisen; freilich das sind leichte und rühmliche Verrichtungen, die aber nichts helfen und öfters schaden. Was kann es einem Leser helfen, daß er durch solch einen regelmäßigen oder krüppelhaften Auszug durchwischet? Der Geist des Autors ist weg aus diesem Gerippe! Was kann es helfen, daß ich meinem Autor ein paar eigene Gedanken anflücte, und sie ihm wie Hübker aufbürde? Muß es nicht äußerst schaden, das Auge eines Lehrlings daran zu gewöhnen, daß er zuerst Fehler sucht; sein Gefühl für die Schönheiten zu verhärten und seine Seele damit zu verstümmeln, daß er tadelt, statt nachzueifern? Muß es nicht schaden, wenn wir, geleitet vom Vorurteil des Namens, alle Gedanken in guten Büchern für göttlich und gute Gedanken in mittelmäßigen Büchern für schlecht halten? — Und siehe, dies sind die Vorteile unserer Gelehrsamkeit aus Journalen! Wir laufen durch Auszüge hin: sehen viel und nichts ganz und erwerben uns ein Compendium des Verstandes. Wir lesen Urtheile, die uns entweder irre führen, oder doch gemeiniglich leer lassen; so wie der Schein des Mondes leuchtet aber nicht erwärmt. Wir lernen Fehler finden statt Schönheiten zu kosten, und erreichen es also, gelehrt scheinen zu können, ohne ein Sohn der Weisheit zu sein. In der Lat, so wie in der bürgerlichen Welt der artige Umgang, sich von nichts unterhalten zu können, das wirkliche Commerzium menschlicher Geister und Herzen merklich geschwächt hat: so geben sich unsere Kunst-richterseelen auch alle Mühe, durch ihre Gelehrsamkeit und Scharfsinn die süßesten Augenblicke uns zu rauben, da wir den Geist des Andern sehen und uns nach ihm bilden. Herder.

Ein ganzes Buch — ein ganzes Leben.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

An meine Bücher

(Morg. des Jahresbuchs, August 1914)


Ich find mich wieder, wie ich jung und heiss,
geliebte Stunden unter Fichtennadeln.
Ihr habt gewartet, doch mich mit der Zeit
gelandet in der Fackelstunden der Gegenwart.

Wenn die Luft mich zum letzten blauen,
die weissen Töne der hohen Nollen ergiebt?
Ihr spendenden Geschehen, was befehle
mich immer jung von Stunden, die mich fassen?

Wie die Hand hat die Blätter der Geschehen
den ungeschulten Augen aufgeschlungen.
Ihr Gedanken wachend, geben sich vom Mund;

wie ich im glühenden Feuer der Gegenwart
die letzten Stunden ist mir gewisser Liebes.
Die Welt, in der mich ergiebt, steht in dem!

Rudolf Schaubert
aus der "Ebenen Sonetten, 1914."



Zwischen den Nationen.

Ein Stück Völkerpsychologie auf der „Bugra“ (Herbst 1914).

Von Dr. Carl Weichardt-Leipzig.

Das war im Mai. Da wähten wir wie Frühlingsatem einen Hauch von Weltfrieden zu spüren. Da grüßten wir auf dem heitern Gelände der „Bugra“ die Völker alle, begrüßten, wir Gutwilligen, gar jedes in seiner Sprache und durften zum Dank viel freundliche Worte, aus französischem Munde besonders, über dieses deutsche Ausstellungswerk, das dem Wohle der Menschheit diene, vernehmen. Da spannen sich herzliche internationale Beziehungen auch von Mensch zu Mensch an, und nicht nur beim deutschen Wein, beim französischen Sekt oder beim russischen „Wässerchen“; man ging zusammen mit den Gästen von jenseit der Grenzen über die Straße der Nationen, durch die Paläste und Hallen ihrer Staaten, und überall entdeckte man Schönes, fand in tausend Formen fremder Geisteskultur den Geist der Menschheit wieder, der die Völker verbindet.

Nun ist es Herbst, und Menschen fallen gleich Blättern. Müßig mag es jetzt scheinen, da die Welt brennt, eine Weltchau noch zu durchwandeln. Doch wir tun es ja nicht, um genießend zu verweilen oder noch den Geist der Menschheit zu suchen, der irgendwo über den Wolken schweben mag; wir wollen auch hier nur Antwort auf die eine Frage, die jetzt unwillkürlich jedem anderen Volke und seinen Lebensäußerungen gegenüber uns bewegt: gehört es zu uns, ist seine Kultur der unseren verwandt? Kulturverwandtschaften müssen und werden ja letzten Endes die künftigen Beziehungen der Nationen bestimmen, und vielleicht nirgends klarer als aus der buchgewerblichen Kultur der Völker lassen diese Verwandtschaftsgrade sich ablesen. Zwar ist die stille Sprache des Buches oder gar die zarte Schönheit seines Gewandes heute und zunächst etwas sehr Unwichtiges; die 42 cm-Mörser haben das Wort. Aber kleine Dinge sind die sichersten Gradmesser der Kultur, und wir wollen es in und nach diesem Kriege nicht ver-

gessen: nicht die anständige, große Gesinnung allein, erst die Durchdringung jeder Sache mit solcher Gesinnung bedeutet Kultur. Wenn wir unserm inneren Anstand, unserer Kraft und unserm Stolz nicht in allem und jedem sichtbaren Ausdruck geben, wird die Welt sie uns nie glauben. Weit eher wird da noch dem Volk geglaubt, das in seiner äußeren Kultur Stolz und Anstand nur heuchelt. Aber wie hier durch die Hülle schließlich die Hohlheit sichtbar wird, so verrät sich die Schwäche absterbender oder verderbter Völker am Ende in einer Geschmacksverworfenheit und -verlassenheit, die das Kleinste wie das Größte verunstaltet und aus schmalen Büchern so erschreckend wie aus großmächtigen Bauten spricht. Was wissen die Bücher und Blätter auf der „Bugra“ von Art und Geist der Völker zu erzählen?

Wir müssen uns ein wenig schon auf unsere Erinnerungen und unser Notizbuch verlassen; zu einem Teile lassen sich die Eindrücke, die uns die „Bugra“ geschenkt, nicht mehr nachprüfen, da ja die Hallen der Nationen, mit denen wir nun Krieg führen, für die Öffentlichkeit geschlossen sind. Vieles darin steht übrigens noch, wie es die Gegner verlassen, und manches wird an anderm Orte wieder auftauchen, was schon vor dem Kriege zu dauerndem Besitz uns überlassen worden ist. Nur der Vertreter eines Staates hatte bereits vor der Kriegserklärung seiner Regierung all seine Bücher-
schätze versandfertig verpackt: Herr Smith aus England. Er wußte Bescheid. Wir wollen gerecht bleiben und heute noch feststellen: die Ausstellung des englischen Buchgewerbes hinterließ den Eindruck der Würde und Solidität, allerdings, indem sie dem Geist der Vergangenheit, des goldnen Zeitalters der englischen Literatur, beschwor. Eine Halle im Stil der Shakespeare-Zeit empfing den Besucher, der über den fliesenbelegten Hof ins Innere des spätgotischen Tudorschlosses trat, und große Büchereien zur Rechten und Linken, deren Regale die Ausstellungen der Verleger bargen, schlossen sich an, ganz nach der ruhigen Art der alten Universitätsbibliotheken in Oxford und Cambridge eingerichtet, ferne jeder persönlichen Formung. Die Shakespeareana waren vortrefflich zusammengestellt, doch, wohlverstanden, keinerlei unerseßliche Originale, lauter „Original Editions in Facsimile“. Mit besonderem Stolz zeigte man Shakespeare-Übersetzungen in den indischen Dialekten. Drei Büchergruppen beherrschten die übrige Ausstellung: das Reisebuch, das illustrierte Buch und das Kinderbuch. Von Reisen und Entdeckungen weiß natürlich gerade die englische Literatur mehr als jede andere zu erzählen. Wie aber verträgt sich der jetzt offenbar gewordene ruchlose Krämergeist dieses Volkes mit der geradezu leidenschaftlichen Pflege des Kinder-

buchs, mit der innigen Versenkung in alle Wünsche und Wonnen kindlicher Phantasie? Hunderte von Kinderbüchern, Seite für Seite mit einem Füllhorn fröhlicher Einfälle überschüttet, bezeugen diese Leidenschaft. Ob sie, gleich der englischen Vorliebe für das Eigenheim, eine Kontrasterscheinung ist, eine Flucht der Besseren vor dem Krämerthum in ihrem öffentlichen Leben? Man verweilt vielleicht nicht mit solcher Inbrunst im Kindlichen, wenn man die Erholung von einer ganz und gar gemüthlosen Welt nicht bitter nötig braucht. Die besten Schöpfungen englischer Buchillustration, durch Namen wie Morris, Crane, Beardsley gekennzeichnet, werden wir auch in Zukunft schätzen; im ganzen jedoch geht uns der Charakter des illustrierten Buchs in England wider den Strich: bei aller Verfeinerung überwuchert das Äußere, unter Linien und Farben verliert sich die Seele des Buchs. Und auch unter Leder und Leinen. Diese immer gleichen Einbände sind gewiß alle prächtig und dauerhaft, selten aber lassen sie etwas vom Geiste des Buches durchschimmern. Und dies eben blieb der letzte Eindruck der englischen Ausstellung: eine äußere Solidität, die uns an und für sich sympathisch und verwandt berührte, aber wenig Individualität, wie sie auf der „Bugra“ z. B. in den Köjen deutscher Verleger zum Ausdruck kommt, kein geistiges Pioniertum, kein persönlicher Wagemut. Zwischen den englischen Büchern und der englischen Flotte gibt es Ähnlichkeiten.

Von Rußlands Kremlpalast und seinem bunten Inhalt nur wenige Worte! Am Tage der Kriegserklärung sollte der Katalog erscheinen, ein Unikum an Pracht und an Größe des Formats; — werf's zu dem Übrigen! Unsere Gedanken gehen von Verbrecheraltären und öligen Heiligenbildern zurück zu den besten Stücken der Ausstellung: erlesener Gebrauchsgraphik, sehr zartem Buchschmuck, dunkelweichen Kunstausnahmen und allerhand feinen Kleinigkeiten, Künstlerkarten etwa mit russischen Landschaften, die ganz reine Kunstwerke voll schlichter Naturandacht waren. Ein Teil dieses ungeheuren, ungeheuerlichen Volkes muß doch künstlerisch-kulturelle Entwicklungsmöglichkeiten in sich tragen, — trotz der Greuel im Osten.

Dies jedenfalls darf gesagt werden: verglichen mit dem, was seine romanischen Verbündeten und die westromanischen Völker überhaupt zu bieten hatten, war Rußlands Ausstellung die bessere und reichere. Konnte man durch Frankreichs großen Palast im ewig wiederhaltenen Stil des sechzehnten Ludwig doch nur mit einem tiefen Erschrecken über soviel gehäufte Geschmacklosigkeiten gehen. Ein Ehrensaal mit mächtigen und schönen Gobelins nach Raffael-Bildern (sie sind noch in unserm Besitz), mit Louisseizemöbeln und

Sèvres-Porzellanen vermochte die verworrene Häßlichkeit der übrigen Räume nicht zu verbergen. Schon der erste Blick in diesem Wirrwarr tat dem Auge weh, und es fiel schwer, durch das abschreckende Rahmenwerk der ganzen Aufmachung sich zu achtbaren Einzelheiten hindurchzusehen. Nur der Raum der „Banque de France“ und der „Imprimerie Nationale“, auch der der „Ecole Municipale Estienne“ hatten etwas wie Würde. Wer suchte, entdeckte im einzelnen wohl technische Feinheiten, hier ein schönes Watteau-Werk, dort die vollendete Holzschnitttechnik der Gesellschaft der Holzschnidekünstler, gute Nachbildungen in jedem Verfahren, manche darunter allerdings fast Fälschungen zu nennen: die sogenannte „héliopeinture“ gibt den Pinselstrich bis zum fühlbar heraustretenden Relief der Ölfarbe wieder. Aber in was für Glaschränken stand und lag das alles, in was für Rahmen war es gespannt, welche unmöglichen Friese, wie von schlechten Stubenmalern schabloniert, liefen an den Wänden entlang, was für eine Holzarchitektur gliederte die Räume, mit Schmuckformen, wie wir sie nur noch in der dunkelsten Ecke eines Möbelabzählungsgeschäftes finden; wie paßte alles nicht zu- und ineinander, was für trostlose Farbenklänge gab es, von Braun und Rot und kaltem Grau! Eine Dekoration werde ich nicht vergessen: über eine Wand voll Dreifarbendrucke vergoldete schwere Eisenketten „drapiert“, mitten über und durch die Bilder! Nein, dieser französische Staatspalast war als Ganzes nichts als ein Bild der Geschmacksverwilderung und Auflösung eines Volkes, dessen Kulturkurve abwärts, jäh abwärts geht. Das hätten wir, etwas höflicher vielleicht, auch in Friedenszeiten aussprechen müssen.

Von Belgien ist nicht viel zu sagen. Der materielle Wert seiner kleinen Abteilung in der Halle der fremden Staaten erreicht nicht die Höhe der Schulden, die Belgien der Ausstellungsleitung zu bezahlen vergessen hat. Seit 1910 gibt es eine Gesellschaft der Bibliophilen in Brüssel, die natürlich erst wenig veröffentlicht hat. Eines ist charakteristisch: die besten Verleger Belgiens, Vanoesst und andere, sind Niederländer.

Schweigen möchte man am liebsten von Spanien und Portugal. Man findet die Republica Portuguesa in der Halle „Der Kaufmann“ untergebracht, nahe einer originellen kleinen Schreckenskammer mit allerhand Geschmacklosigkeiten aus dem Handel und Wandel. Sagen wir nur: das Buchgewerbe Portugals kann neben dieser Nachbarschaft bestehen. Spanien, prunkend in Rot und Gelb, mit Kronen und Kränzen, zeigt in schönen Handeinbänden noch das Fortwirken trefflicher Traditionen, besitzt wohl auch gute Konversationslexika und scheint sehr stolz auf schokoladenbraune Bücher

aus natürlichem Korkpapier — der ganze „Don Quixote“ ist so gedruckt, eine hübsche Spielerei im Lande der Korkstöpsel —; was man sonst aber sieht, sind Buchtitelblätter im Stil unserer Indianergeschichten und Plakate von jener verstaubten Süßlichkeit, die vor einem Vierteljahrhundert erlaubt sein mochte.

Eine Sonderstellung nimmt gottlob Italien unter den romanischen Völkern ein; in seinem Renaissancepalazzo wird uns wieder wohler, wenn er auch für unser Empfinden außen wie innen sich immer noch reichlich bunt gibt und die Stubenmalerschablonen auch hier an Decken und Wänden spuken. Aber ein köstlicher Raum ist der Saal der geschichtlichen Ausstellung italienischer Buchdruckerkunst: eine liebevolle Nachbildung der Sakristei-bibliothek von Sa. Maria delle Grazie in Mailand, der Heimstätte des Abendmahls Lionardos. Und hier, in den altersbraunen, so würdigen wie anmutigen Schränken nach Luinis Meisterentwürfen, liegen aufgeschlagen die kostbarsten italienischen Drucke aus drei Jahrhunderten, Petrarcas „Canzoniere“ in der venezianischen Ausgabe von 1470, Dantes „Divina Commedia“ von 1481, Predigten Savonarolas aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und vor allem die Wunderwerke der venezianischen Buchdruckerkunst des 18. Jahrhunderts. Aus all diesen Büchern, aus ihrem Inhalt nicht nur, sondern aus ihrer Schrift und ihrem Schmuck schon leuchtet groß und klar ein Verwandtes uns entgegen: der klassische Geist, der Adel der Antike, des Rinascimento. Als Bewahrer dieses Geistes und seiner unsterblichen Offenbarungen, deren fortwirkende Macht auch aus der deutschen Geistesentwicklung nie wegzudenken ist, muß uns das italienische Buchgewerbe besonders wert sein. Was die Ausstellung Italiens an Nachbildungen von Kunstwerken der Antike und des Rinascimento zeigt, spricht in seiner Fülle und Schönheit deutlich für das kulturelle Pflichtbewußtsein, das in diesem Volke lebendig ist. Die Vollständigkeit der Sammlungen, die Größe des Formats, die Vielseitigkeit in der graphischen Wiedergabe, auch die Zuhilfenahme der farbigen Photographie zeichnen die Veröffentlichungen von Verlagen wie Basketti und Lumminelli, Alinari, Anderson oder des „Istituto Italiano“ in Bergamo vornehmlich aus. Ein getreuer Spiegel italienischer Kunstforschung ist das offizielle „Bollettino d'Arte“. Im Stil der venezianischen Renaissance-Einbände versteht der italienische Buchbinder auch heute noch zu arbeiten, ihr adeliger Prunk ist nicht in Prozigkeit ausgeartet. Der moderne Einband kommt in seinen besten Stücken, den d'Annunzio-Bänden des Verlages Treves etwa, den Leistungen unserer vornehmsten Verlage

gleich; kostbar und schlicht dabei ist die Goldoni-Ausgabe der Stadt Venedig. Das „Istituto Editoriale Italiano“ hat für seine wertvollen und schönen Sammlungen der italienischen Klassiker und der „Unsterblichen“ einen ebenso prächtigen Bibliothekraum in Hellbraun und Gold gebaut. Und eine fast rührende Seltsamkeit: in dem Professor Leoni in Rom ist einer jener Mönche wiedererstanden, die vor Jahrhunderten die alten Handschriften mit ihren kostbaren Miniaturen „illuminierten“. So malt heute Leoni wieder auf Pergament, in sattem Rot und Blau und mit leuchtendem Blattgold, phantastische Initialen zu den Klassikern, zu Shakespeares Sonetten zum Beispiel, und lehrt in eigener Schule von neuem diese älteste, edelste Buchschmuckkunst. Wir werfen noch einen Blick auf die italienischen Riesenreklamen, die zu einem großen Teil übrigens derselbe Ricordi herstellt, dessen Verlegername mit Italiens bester Musik unlöslich verknüpft ist. Gewiß, sie schreien, diese haushohen Film-Plakate, schreien doch aber mit mehr Kunst und Geschmack als manche Schaueranschläge unserer Kinos. Alles in allem: Italien hat uns vielerlei zu sagen. (Der Katalog, in italienischer und in deutscher Sprache, darf musterhaft genannt werden.)

Sehen wir von Italien gleich in die Schweiz hinüber! In dem hellen Saal mit dem hohen weißen Mittelraum, den weißgelben Tischen und Pulten grüßt auf hundert Bildern von den Wänden Grün der Matten, Seeblau, Berggrau und Firnensilber. Und auch hier wird uns wohl. Der Verlagsbuchhandel der Schweiz ist wohl noch nicht, wie einst, so stark und einheitlich ausgebaut, daß sich der Geist des Volkes in ihm verkörperte, die schweizerische Graphik aber in all ihren Anwendungen spiegelt die Seele der Schweiz, und etliche Kunstanstalten in Zürich und Bern, in Einsiedeln und St. Gallen dürfen sich zu den besten des Kontinents zählen. Hut ab besonders vor den Lithographen! Ob sich's um ein Skirennen, die Jungfrau-bahn, ein Äplerfest oder die Schweizer Kühe handelt, wie viel Kraft und Natur in all diesen prachtvollen Plakaten! Ein zeitgemäßes besonders, das Werbeplakat der Sammlung für Militäraviatik, hat mit den berganmarschierenden, von einem Aroplan überflogenen Soldaten wirkliche Größe. Achtung auch den Schweizer Photographen! Mit seltenem Ernst und immer gleicher Liebe bannen sie alte Käuze wie stürmende Künstler in ihres Wesens Kern auf die Platte, und zumal in ihren Frauen- und Mädchenbildern wird die körperlich-seelische Geradgewachsenheit der Schweizerin, diese Schönheit der Ehrlichkeit, ganz rein offenbar. Noch an manchem kann man bei den Schweizern seine Freude haben, sei's an den alten Drucken aus der Guten-

bergstube des Berner historischen Museums, sei's an der großzügigen Art, in welcher die moderne Papierindustrie besonders durch die Züricher Papierfabrik an der Sihl vertreten wird. Ein Blick auf die Arbeiten der Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich sagt uns: es ist deutscher Geist, in dem hier erzogen wird.

Wenden wir uns dann nordwärts und schauen in den Niederlanden, in Skandinavien und Dänemark uns um, so haben wir bald die Gewißheit: hier weht germanischer Geist. Die Niederlande: ein langgestreckter Saal, hoch und doch dämmerig, der Sammlung günstig. Schutzheiliger ist Rembrandt. Alle Zauber der Radierkunst schimmern durch den Raum, Lichtblitze aus Dämmerungen, das Zucken flüchtigster Bewegung, Glanz unwirklicher Welten. (Radierer wie Marius Bauer haben alles von Rembrandt gelernt.) Wolken und Windmühlen, Häuser gedrängt an Kanälen sind die wiederkehrenden Motive, und auch solch eine Israelsche Alte, die ihre zitterigen Hände übers offene Herdfeuer hält, gehört dazu. In Deutschland noch viel zu wenig bekannt ist Scheltema und Holkemas herrliche Rembrandt-Bibel; auch Nijhoffs Ausgabe der Zeichnungen Rembrandts ist ein stolzes Zeugnis für Hollands Rembrandt-Pflege. Noch ein Blick auf Enschedes herrliche Drucke in Schriften nach Originalmatrizen des 15. bis 18. Jahrhunderts — der Hyperion-Verlag hat seine Monumentalausgabe des Nibelungenliedes hier drucken lassen —, weiter auf Sijthoffs griechische und lateinische Codices, in Leder und Eichenholztafeln gebunden (jeder deutsche Gelehrte kennt sie), auf die vielen Drucke ferner in allen noch so fremden Sprachen der niederländischen Kolonien, auf das blütenweiße Schöpppapier endlich von van Gelder Zonen — und wir wissen: hier ist germanische Gründlichkeit und Vielseitigkeit am Werke.

Goldgelbes Licht füllt Schwedens weiten Saal; man atmet frei darin, Schlösser am Meer und Häuser im Schnee, Wasserfälle und Hüengräber wechseln auf dem feinen Bilderfries oben. Treffliche Nachbildungen ringsum wandeln lauter anheimelnde Themen ab: Bäuerinnen auf dem Kirchgang, Strohdachhütten und Viehweiden, Larssons fröhlich helles Heim in Weiß und Grün und Rosa, Schneelast auf Tannen mit dem rotbäckigen Liljefors davor, Kindheit und Weihnachten. (Die schwedischen Leinendruck-Reproduktionen sind erstaunlich gut.) Ein großes illustriertes Werk voll weißer Turnerkörper, schwingender Mädchenarme kündet von Kraft und Anmut auf der Stockholmer Olympiade. An den Wänden die Bilder der Könige sind so einfach schwarz gerahmt wie gegenüber die Bildnisse der Dichter, der Bell-


mann und Strindberg und Lagerlöf. Mag ein Stockholmer Sensationsblatt, das ausliegt, alle Reutermeldungen fett an die Spitze drucken — wir fühlen uns heimisch bei Schweden.

Dänemarks weißgrauer Raum mutet kühler an, aber kaum ein Winkel ist darin, der nicht von verfeinerter Kultur zeugte. Hier ist alles auf das Buch, das schöne Buch gestellt. Man spürt, daß dänische Künstler sich schon seit Jahrzehnten um den Buchdruck als Kunst bewußt bemüht haben. Legner und Bindesböll sind ganz persönlich gestaltende Buchkünstler. Und was für Einbände von vollkommenster Schönheit — die wunderfeine Handvergoldung mit einem simplen Stempel ausgeführt — zeigt Anker Kyster! Des alten Pedersen Illustrationen zu Andersen sind uns so vertraut, als rührten sie von deutscher Hand her. Und verwandt berührt uns die geordnete Klarheit dieses ganzen Raumes, wie alles einzelne sich ins schöne Ganze fügt, daß selbst die Namen Ipsen und Björnson, die „Gyldendalske Boghandel“ auf sein Wappenschild schreiben darf, den Rahmen nicht sprengen.

Noch aber bleibt von dem Schönsten zu sprechen, und wenn es auch nicht an der Zeit ist, schöngeistig zu schwärmen, so bekunden wir es gerade jetzt doch gerne, wie tief wir unserem Waffenbruder Österreich auch im höchsten Kulturstreben uns verbündet fühlen. Neidlos muß es jeder, der sehen kann, anerkennen: das Österreichische Haus ist die Gipfelleistung der ganzen „Bugra“. Hier ist der Tempel der Graphik entstanden, hier der Sinn der ganzen Ausstellung in Raum und Gestalt übersetzt. Eine Symphonie in Schwarz und Weiß. Der quer vorgelagerte Ehrensaal trennt streng das Weiße vom Schwarzen: weiß Decke und Wände, schwarz das Holz der rings eingebauten Glaschränke. Nur der Stoff, mit dem die Vitrinen ausgeschlagen, auf dem die kostbaren alten Drucke ruhen, ist schwarzweiß gemustert. Blick und Schrift werden unwillkürlich in den großen Mittellängsraum weitergezogen, dessen äußerstes Ende in mächtigen schwarzen Lettern die Erkenntnis Grillparzers beherrscht: Schön ist, was die Sinnlichkeit befriedigt und zugleich die Seele erhebt. Übersät mit reichem Blumenmuster sind hier die hohen Wände, während die niedrigen Kojen zur Rechten und Linken in weißer Einfachheit schimmern. Dann der viereckige Raum mit Franz Josefs gewaltiger weißer Büste: hier wieder weiß auch die Wände, nur die feierlich ragenden Eck- und Türpfeiler schwarz gemustert. Im letzten, niedrigeren Raum, wo am Ende der Längsachse das farbige Porträt des Kaisers hängt, tritt endlich eine einzige Farbe zum Schwarz und Weiß: Gold in breiten Streifen. Wie dann in Quergängen

und Seitenräumen das Thema Schwarz und Weiß abgewandelt wird, hier in leichtem, dort in schwererem Rhythmus, hier sachlich, dort phantastisch, je nachdem der Sinn des Raumes es erheischt, das ist ein Wunderwerk künstlerischer Phantasie und Zucht zugleich. Professor Josef Hoffmann ist der Schöpfer dieser leider bald verschwindenden Räume. Nicht minder bewundernswert aber als das Werk des Künstlers ist die, man möchte fast sagen: preussisch stramme Einordnung jedes der Hunderte von Ausstellern in den Rahmen des Ganzen. Hier gibt es bis zum letzten Buchstaben der letzten kleinen Aufschrift aber auch nichts, was störte. Im einzelnen wird über die österreichische Ausstellung besser gesprochen werden, wenn sie zu günstigerer Zeit an anderem Orte gezeigt wird. Indem man etwa die köstlichen Farbendrucke der Hof- und Staatsdruckerei, die erlesenen Arbeiten von Christoph Meissner's Söhne, die außergewöhnlich schönen Prachtbände und künstlerischen Geschäftsbücher von F. Kollinger herausgreift oder auf Prof. v. Larisch's ornamentale Schriften hinweist, muß man doch schon befürchten, anderen Unrecht zu tun. Was uns zuerst überrascht hat, heute fast ergreift und nun vor allem fesselt, das ist diese vollkommene Vereinigung österreichischer Phantasie mit einer Strenge der Zucht, die mancher in dieser Form bisher für wesentlich preussisch, norddeutsch oder reichsdeutsch halten mochte. Die Erkenntnis von der Möglichkeit solcher Vereinigung muß uns beglücken; sie bestärkt uns in dem Gefühl tiefster Verwandtschaft mit Oesterreich. Und dieses Gefühl ist das Beste, was uns ein Gang über die „Bugra“, zwischen den Nationen, in diesen Tagen schenken konnte.





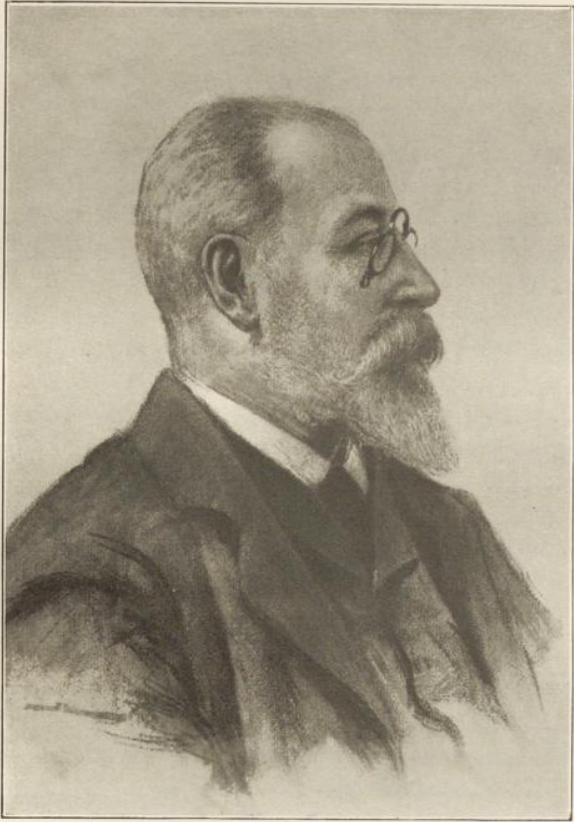
Von der Liebe zum Buch.

Von Engelbert Pernerstorfer¹⁾.

Wenn ich von Büchern rede, so rede ich vom Leben. Denn jedes Buch ist nur dann etwas wert, wenn es aus dem Leben kommt und ins Leben geht. Leben natürlich im weitesten Sinn. Der Unterschied, den man oft zwischen Menschen des Lebens und Menschen der Bücher macht, ist falsch. Heute gibt es kein Leben ohne Bücher mehr, und wer ein solches lebt, ist ohne Zusammenhang mit der Welt. In den Büchern ist so viel, was wir zum Leben brauchen, eingefangen, daß sie uns eine Notwendigkeit geworden sind. Lebensbetätigung ohne ihre Mithilfe gibt es nicht. Sie vermitteln uns unentbehrliche Kenntnisse der Technik, der Wissenschaft und geben uns, soweit sie Erzeugnisse der Kunst sind, etwas, was durch nichts anderes ersetzt werden kann. „Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.“ Ohne Buch keine Kultur, ja keine Kulturmöglichkeit. Es ist denkbar, daß ein Land der vielen Arten von Schulen entbehrt. Es wird sich diese durch die Bücher erobern, ja ersetzen. Carlyle hat gesagt: „Die Universität unserer Zeit ist die Bibliothek.“

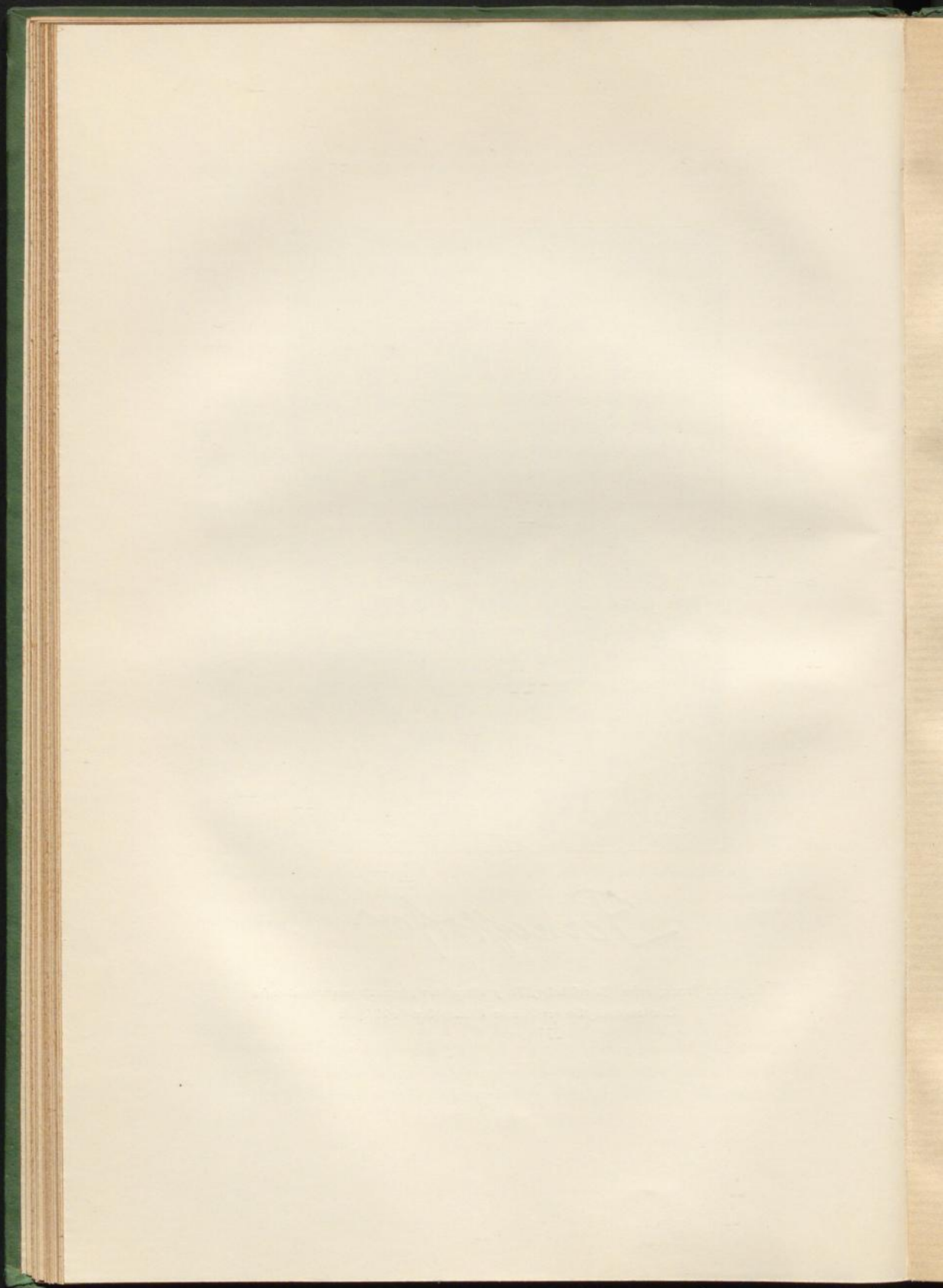
Über all das braucht man nicht viele Worte zu verlieren. Nur dort wird man sich gegen das Buch wehren, wo man alte Abhängigkeitsverhältnisse aufrechterhalten will. Und selbst dort lenkt man schon ein, erkennt die Unersetzlichkeit des Buches und sucht nur gewisse Bücher auszuschließen. Freilich, wer einmal liest, läßt sich selten mehr vorschreiben, was er lesen solle. Jedermann also braucht die Bücher. Jedermann benützt sie. Aber nicht

¹⁾ Vor drei Jahren wurde ein sozialistischer Bibliophilenverein in Berlin gegründet, dem ich sofort als Mitglied beitrug. Bald darnach erhielt ich die Nachricht, daß der Verein eine eigene kleine Zeitschrift herauszugeben beabsichtige. Ich wurde gefragt, ob ich einen kleinen Einleitungsartikel für das erste Heft schreiben wolle. Ich sagte zu und schickte den hier mitgeteilten Aufsatz. Da, wie es scheint, die Zeitschrift nie erscheinen wird und der Verein eingeschlafen ist, habe ich nicht gezögert, als mich der Herausgeber dieses Kalenders um einen Beitrag ersuchte, ihm den Artikel zu überlassen. E. P.



Pernerstorfer

Engelbert Pernerstorfer, Schriftsteller, Vizepräsident des österr. Abgeordnetenhauses
Vorstandsmitglied der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft



jedermann hat eine besondere Liebe zu ihnen. Es gibt viele, denen sie eine unumgängliche Notwendigkeit sind, nicht mehr. Und unter diesen gibt es nicht wenige, die voll des Spottes sind über die Büchernarren, wie sie sagen, über diejenigen, die eine tiefe, ja leidenschaftliche Liebe zu Büchern haben. Auf diese münzen sie die Worte Goethes:

„Das Pergament, ist das der heil'ge Brunnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigener Seele quillt.“

Aber diese Worte sagt Faust zu dem Pedanten Wagner, der selbst kein frisches Leben hat, der es also auch nicht aus dem Buch herausliest, zu Wagner, dem Urbild des Trägers einer toten Gelehrsamkeit, der „nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet“. Und diesem Pedanten sind alle jene Bücherliebhaber verwandt, denen das Buch nichts ist als der Gegenstand einer zweck- und ziellosen Leserei, in deren Gehirn und in deren Leben das Buch nie wirksam wird. Sie gleichen einer Warenniederlage, deren Inhalt ewig an derselben Stelle liegen bleibt, so daß es ist, als ob sie gar nicht vorhanden wäre. Zu diesem Pedanten gehören auch jene Bücherliebhaber und Sammler, die um des Besizes willen Bücher erwerben. Die zum Beispiel stolz darauf sind, alle Ausgaben eines berühmten Buches zu haben, ohne es selbst je gelesen zu haben. Ja, sie stehen noch tiefer als der gelehrte Pedant, der doch glaubt der Wissenschaft zu dienen. Wenngleich ihre Sammelwut einen schönen Gegenstand betrifft, so ist sie doch jeder beliebigen anderen Sammelwut gleichzusetzen. Wie es ja Leute gibt, die Knöpfe sammeln. Nicht in die Reihe wirklicher Buchliebhaber gehören die Sammler der Bücher wegen ihrer Einbände. Obwohl diese Sammlertätigkeit einen guten Sinn hat. Sie geht aber nicht auf das Buch, das heißt seinen Inhalt, sondern auf sein Kleid und kann sowohl künstlerische wie technisch-industrielle Zwecke haben, die sehr achtungswert sind. Setzen wir also fest: Die Liebe zum Buch geht auf den Inhalt des Buches. Das ist so sehr die Hauptsache, daß dagegen alles andere in den Hintergrund tritt. Das ist für mich das Kennzeichen eines wahren Bücherfreunds: Das Buch mit einem großen bedeutenden Inhalt wird er, wenn er es aus irgendwelchen Gründen nicht anders haben kann, auch dann in seiner Bibliothek an einen Ehrenplatz stellen, wenn es auf schlechtem Papier, mit schlechten Buchstaben gedruckt und geschmacklos gebunden ist. Ein Buch mit schalem Inhalt, aber in prächtigster Ausstattung wird er aus seiner Bibliothek hinauswerfen, es

sei denn, daß es einen besonderen kulturgeschichtlichen Wert habe. Es soll bei dieser Gelegenheit mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß die Frage der Buchausstattung heute allzusehr sich vordrängt. Nicht das leiseste Wort soll gegen die mannigfachen Bestrebungen gesagt werden, die darauf hinauslaufen, dem Buch eine gute, schöne äußere Form zu geben. Sie sind ein Zeugnis dafür, daß der künstlerische Geschmack wieder auf eine höhere Stufe gekommen ist. Was da die moderne gewerbliche Kunst neben vielen freilich auch oft grotesken Ausartungen auf dem Gebiet des Buches leistet, ist aller Anerkennung wert. Aber auch da wäre noch vieles zu tun. Wir müssen da noch mehr in die Schule der Engländer und Franzosen gehen. Man bekommt heute antiquarisch noch viele gebundene Bücher aus dem 18. Jahrhundert. Wie einfach, zierlich und künstlerisch sind diese Einbände, wie prachtvoll binden die Franzosen. Freilich auch teuer. Das Ideal des Einbands scheinen mir die Engländer zu liefern. Vor allem haben sie die glatten Ganzleinenbände. In England selbst gelten sie gar nicht für Einbände. Aber sie sind gut und haltbar, und eine in Einband und Format gleichmäßige Reihe solcher Bände im Schrank macht einen guten Eindruck. Daneben haben sie Prachtbände. Bei uns herrscht bei den Einbänden dieselbe verwirrende Mannigfaltigkeit wie bei den Formaten. Wer ein Buchliebhaber ist, wird nicht gern ein ungebundenes Buch in seine Bibliothek stellen. Daher ist die Frage des Einbands wichtig. Man sollte auf die einfachen englischen Ganzleinenbände dringen, etwa wie sie Der junge Goethe von M. Morris im Inselverlag hat (der auch wieder die früher so beliebten Pappbände vielfach verwendet).

Wer Bücher liebt, muß sich auch über die Frage des Einbands aussprechen. Aber (darauf will ich immer wieder zurückkommen) die Hauptsache ist der Inhalt. Nun wird der leidenschaftliche Bücherfreund ja so manches Buch kaufen, daß er nicht sofort liest. Aber das für den Kauf Maßgebende muß sein, daß er sicher hofft, die Zeit zu seiner Lektüre noch zu finden. Wobei er sich, wenn er wie ich ein alter Mann ist, ja vielleicht täuschen kann. Aber ich kann sagen: Ich habe mir nie in meinem Leben ein Buch gekauft, ohne die Absicht es zu lesen, nie ein Nachschlagerwerk, ohne es zu benutzen.

Die Liebe zum Buch fordert notwendig das Streben nach dem Besitz. Dieser Besitzdrang ist weit entfernt von der Besitzgier, die ein so hervorstechendes Merkmal unserer Zeit ist. Er ist ideal. Denn das geliebte Buch wird ein Teil meines Selbst. Auch kehre ich immer wieder zu ihm zurück.


Ich muß meine Bücher um mich haben. Sie bilden meine Dienerschaft und meinen Hofstaat. Sie sind meine Freunde, mit denen ich plaudere, sie sind meine, mir so unentbehrlich notwendigen Gegner, mit denen ich streiten will, sie sind mein Harem und mein Lustgarten. Bin ich mit ihnen allein, so kann ich alle Gesellschaft entbehren: Ich bin dann in der besten, in meiner eigenen und in der der ersten Geister der Welt. Jeder Zeitabschnitt der Geschichte hat nur wenige dieser Größten hervorgebracht, und ich habe sie in derselben Stunde alle auf einem Fleck. Ich kann ihre Gutachten hören, ihre Zustimmung und ihre Einwendungen. Sie müssen mir antworten. Nehmt mir die Freiheit, sperrt mich ein: das wird mich hart treffen. Aber laßt mir meine Bücher, und ich werde alles ertragen.

Der Leser dieser Zeilen wird vielleicht spöttisch zu mir sagen: Hör, bist du nicht auch ein Pedant? Bist du nicht, statt etwa ein Buchliebhaber, ein wahrer Bücherwurm? Ist deine Bücherliebhaberei nicht übertrieben?

Darauf sage ich: Nein! Niemand hat so das Leben geliebt wie ich. Wenn dir draußen die Sonne lacht, wenn dir draußen die Wälder rauschen, wenn dir draußen die Freude winkt, vor allem aber, wenn draußen dich das Leben gebieterisch ruft, wenn es den Kampf und die Tat gilt, dann wirf sie weg, die über alles geliebten Bücher und stürze dich ins „Rauschen der Begebenheit“. „Im Anfang war die Tat“ wird immer die Lösung der Menschheit bleiben.

Aber der wildeste Kampf ebbt ab, im lautesten Streit gibt es eine stille Stunde. Dann kommst du aus dem tobenden Leben in dein ruhiges Buch und sieh: es spiegelt dir das ganze Leben wieder. Alles, was du erlebt hast und zu erleben dich sehnst. Dein geliebtes Buch ist nicht die Abkehr vom Leben: Es ist selbst echtestes Leben. Und du bist dir dessen bewußt, daß deine Liebe zum Buch ein Teil deines Wesens ist und nicht der schlechteste.





Der Bibliophile Franz Haydinger.

Der Wirt von Margarethen.

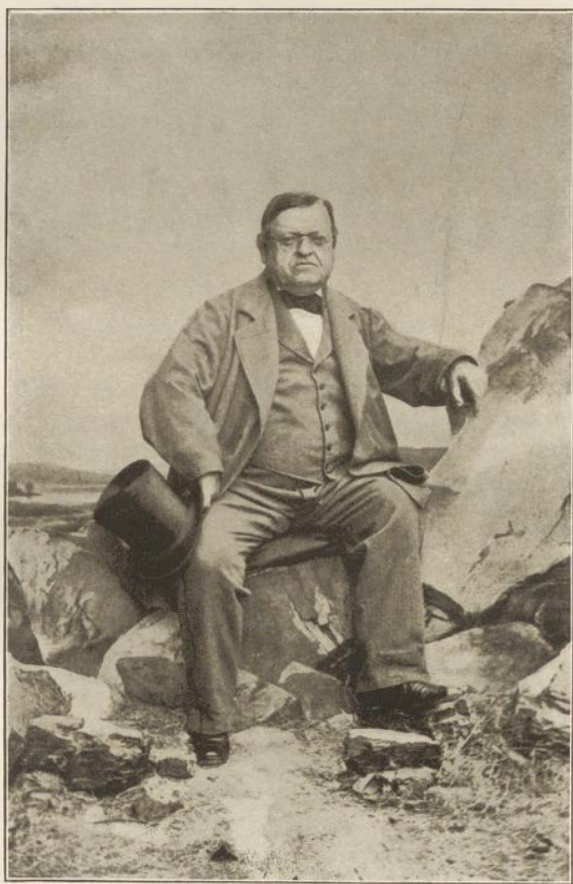
Von Friedrich Schögl¹⁾.

Es war Montag den 17. Jänner 1876, als in den ersten Nachmittagsstunden ein förmlicher Menschenstrom über die Wiener Vorstadt Wieden nach der stillen Gartengasse in Margarethen und nach der Pfarrkirche St. Josef sich wälzte, um einer ernsten Feier anzuwohnen. Die Leute, es waren alle Stände vertreten, spudeten und drängten sich, als fürchteten sie in Erfüllung einer Gewissens- und Herzenspflicht zu spät zu kommen. Fragte ein Fremder, was der ungeheuere Zug und Andrang bedeute, so sah man den Frager verwundert an, denn man glaubte, ganz Wien müsse es wissen, daß man den „Margarethner Wirt“ begrabe.

Nun, den sie an jenem Tage unter Beteiligung von Tausenden zur ewigen Ruhe bestattet, kannten auch gar Viele, und wer ihn kannte, liebte ihn, und dem er einmal die Hand zum Gruße geboten und zum Abschiede ehrlich geschüttelt, der vergaß ihn auch zeitlebens nicht und hielt ihn in seinem Herzen eingeschlossen. Und diese Liebe und Verehrung ward ihm nicht nur von seinen engeren Landsleuten; weit über die Wälle seiner Vater-

¹⁾ In der Wahl, ob ich den von mir auf der Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen“ (Weimar) in Wien 1912 gehaltenen Festvortrag über Franz Haydinger oder den Schögl'schen in den Nummern des „Neuen Wiener Tagblattes“ vom 18. und 19. Jänner 1876 veröffentlichten, hernach in Friedrich Schögl's Gesammelte Werke, 3. Bd.: Wienerisches (Wien, A. Hartleben) aufgenommenen Aufsatz hier zum Abdruck bringen soll, entschloß ich mich für Schögl, dessen Kenntnis Haydingers noch aus persönlicher Freundschaft erfloß. Eine Reihe anderer den Schögl'schen Nekrolog vielfach ergänzender Artikel, Notizen usw. ist in meinem Festvortrag verarbeitet, den ich vielleicht einmal in einem der folgenden Jahrgänge dieses Kalenders zu veröffentlichen gedenke, und zwar in Zusammenhang mit Betrachtungen über Haydingers Bibliothek, über die ich den gedruckten, auch sämtliche damals erzielten Auktionspreise verzeichnenden Katalog besitze. Die Fußnoten zum nachstehenden Schögl'schen Aufsätze stammen von mir.

H. Feigl.



Samuel Huntington



stadt, weit über die Grenzen des Reiches und in ferne Weltteile trug die Kunde von den merkwürdigen und trefflichen Eigenschaften dieses Mannes seinen Namen; hervorragende Geistesgrößen standen mit ihm im freundschaftlichsten mündlichen und schriftlichen Verkehre, und gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Und der vielgefeierte Mann war nur ein schlichter Wiener Bürger, ein einfacher vorstädtischer Wirt? Jawohl, aber er hieß Franz Haydinger und war der glückliche Besitzer der seltensten und kostbarsten Bücherschätze, der gründlichste Kenner von Alt-Wien, der leidenschaftliche und für seinen Kultur begeisterte Biblioman¹⁾.

Der Tod dieses Mannes, der an der Schwelle des achtzigsten Jahres stand, aber noch immer geistesfrisch und rüdrig war, ergriff nicht nur Wien aufs Schmerzlichste und setzte alle Federn der Nekrologisten in Bewegung, er war auch auswärts Anlaß zu aufrichtigster Betrübniß, denn Haydingers Verbindungen erstreckten sich, wie bereits erwähnt, „so weit die deutsche Zunge reicht“.

Am 21. September 1797 zu Wien geboren, mußte er schon in seinem zwölften Jahre, nur mit notdürftigem Schulunterrichte ausgerüstet, seinen Bildungsweg verlassen, um im Geschäfte seines Vaters, der Wirt in Maßleinsdorf²⁾ war, auszuhelfen. Es war im „Franzosenjahre“, als der kleine Franz, der treffliche Anlagen und das Zeug für einen Gelehrten in sich hatte, ein — simpler Kellnerjunge wurde und dem aufgenötigten Stand treu bleiben mußte. Dies wurmte den stets lernbegierigen Mann noch in seinen späten Tagen, der für sein Leben gern „Latein“ sich eigen gemacht hätte, schon der nachmals in ihm erwachten Bücherliebhaberei wegen, die er zu seinem argen Schmerze nur in einer und zwar seiner Muttersprache befriedigen konnte. Nichtsdestoweniger wurde aus dem „Unstudierten“ ein Mann von ausgezeichnetem Wissen, namentlich auf historischem Gebiete, wenn auch nur in dem engen Rahmen der Heimatskunde.

Diese Neigung entstand, als der Jüngling Pater Fuhrmanns Schriften über Wien zu lesen bekam, und bemächtigte sich seiner mit Allgewalt, da Hormayr seine zwanzig Bände der „Geschichte Wiens“ veröffentlichte, auf die der leidenschaftliche Verehrer seiner Vaterstadt mit Begeisterung abonnierte, die er mit gleicher Wärme las, ja völlig verschlang und die den Grundstock seiner riesigen Büchersammlung bildeten.

Franz Haydinger war nach dem Tode seines Vaters, der schon im

¹⁾ Schögl gebraucht diesen Ausdruck noch zuweilen für Bibliophile.

²⁾ Vorort von Wien.

„Bancozetteljahre“ das Haus in Margarethen an sich brachte, selbständig geworden und im Besitze eines nicht unansehnlichen Vermögens, das er durch die reellste Gebarung in seinem Wirtsgeschäfte noch zu vermehren mußte. Aber der Mann mit der blauen Schürze, dem weißen Zwilchkittel und der grünen Samtmütze, der die besten Tropfen schänkte und schon deshalb viel Zuspruch hatte, vernachlässigte trotz seiner Kellerpflichten und sonstigen Geschäfts- und Familienorgen doch nicht den Bücherkultus; im Gegenteil: nun begann das Sammeln erst recht und erstreckte sich auf alle Zweige der eingeschlagenen Lieblingsrichtung.

Aber auch diese erweiterte sich und erzeugte neue Wünsche, deren Erfüllung den in seiner Leidenschaft ruhelosen Mann Tag und Nacht mit neuen Aufgaben quälte oder — erfreute. So entstanden wieder Spezialfächer, die er gleichfalls nach Möglichkeit zu komplettieren suchte und wofür er mit seinem unvergleichlichen Fund- und Ausstöberungstalente Akquisitionen machte, um die ihn die gelehrtesten Bibliothekare beneiden konnten. Wurzbach¹⁾ erwähnte bereits im Jahre 1861 — in einer schön geschriebenen Biographie dieses seltenen Mannes — der reichen Schätze aus dessen merkwürdiger Sammlung; was wuchs in den nächsten Jahren noch alles hinzu, da er bis in die letzte Stunde seines Lebens für deren Ergänzung bedacht war! Und so besaß denn der einfache Margarethner Wirt nicht nur eine fast vollständige Kollektion aller auf Wien und seine Entwicklungs-, seine Kriegs-, Sitten- und Kulturgeschichte bezüglichen Schriften, Pläne, Ansichten, Volks- und Trachtenbilder, es waren auch die einzelnen Länder des Kaiserstaates und Deutschlands reich vertreten, ferner die Geschichte der Reformation und Gegenreformation, des dreißigjährigen Krieges und der Gewerbe, das geistliche und weltliche Lied, die Schwank-, Spruch- und Volksbücher alter und neuer Zeit, Freimauerei, Astrologie, Dämonologie, Theosophie, Philosophie, Naturkunde, die Hexen- und Zauberliteratur, Gedichte, Romane und Anekdotisches, Chroniken, Kunst- und Handelsgeschichte, Biographien, Monographien und Topographien, die Geschichte der alten und neuen Literatur, die deutschen Klassiker in den ersten und seltensten Ausgaben, das deutsche Theater seit 1510 und hierin speziell das Wiener Theater, einschließlich der Schul- und Hanswurst-Komödie; weiter kostbare Einblattdrucke, worunter viele Unica, Flugschriften, Todesurteile, Epithaphik, Satyren und Pasquille, Diebs- und Gaunergeschichten und sonstige zahlreiche Curiosa.

¹⁾ Konstantin N. v. Wurzbach (1818—1893). „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich“ in 60 Bänden (Wien 1855—1891).

Was sammelte der Mann seit fünfzig bis sechzig Jahren nicht alles, was trug er nicht überglücklich alles in sein Stübchen und wie viel Wertvolles wurde, wie Schröder¹⁾ notwendig bemerkt, durch seine Sorgfalt vor Vernichtung gerettet! Wie viele kamen, von denen es heute etwa mancher leugnet, und schöpften aus diesen nie versiegenden Quellen; welches Material fanden wieder andere in diesen allen offen gestandenen Vorratskammern an Hilfsstoffen, und wie nützlich war den Forschern und Suchenden der klassische Ordnungssinn, das immense Gedächtnis und das richtige Urteil des anspruchslosen Besitzers! H. Richter²⁾ meinte: „ein Herder oder Goethe würde sich des Mannes herzlich gestreut haben, eine solche richtige Auffassung hatte er über Geschichte und Kulturgeschichte.“ — Daß man übrigens auch „auswärts“ den Wert dieses liebenswürdigen Sammlers zu würdigen wußte, beweisen die intimen Verbindungen, welche Schade, Hoffmann v. Fallersleben, Liliencron, Hirzel³⁾ und andere Männer der Wissenschaft und des ernstesten Forschens mit ihm pflogen und bis zum Tode aufrecht hielten, und wie sein Name nicht nur in der Bibliographie des „Serapeums“ unter den Autoritäten zählte, sondern auch sonst in strittigen Fällen von Gelehrten, namentlich von Literaturhistorikern, wie Gödeke, Weller usw., stets als maßgebend genannt wurde.

Ja, was sammelte der Mann nicht alles und welche Summen verwendete er für seine Neigung! Allerdings hatte er es in den ersten Jahren leicht, da er in seiner Liebhaberei fast ohne Konkurrenten war und selbst Gräffer⁴⁾ noch nicht den „Wiennensiasport“ betrieb. Damals gelang es Haydinger noch, um wenige Kreuzer herrliche Druckkleinodien bei Käsehändlern, Fraguern, Trödlern oder im Nachlaßgerümpel einiger Sonderlinge zu erhaschen; allmählich aber erwachte dergleiche Trieb auch bei andern, Kaltenbäck⁵⁾, Feil⁶⁾, Hauslab⁷⁾, Karajan⁸⁾, Dub, Rabdebo, Gamesina⁹⁾, Widter usw. und

¹⁾ Der Germanist Karl Julius Schröder.

²⁾ H. M. Karl Richter, Publizist und Historiker.

³⁾ G. Hirzel, der bekannte Goethekenner und Verleger.

⁴⁾ Der bekannte Wiener Buchhändler. Siehe den Aufsatz von Fr. Schiller im Deutschen Bibliophilen-Kalender für 1914: Gräffer und Trattner, zwei Buchhändler aus Alt-Wien.

⁵⁾ Archivar im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

⁶⁾ Archäologe und Geschichtsforscher, beamtet im österr. Unterrichtsministerium.

⁷⁾ Feldmarschallleutnant Fr. R. v. Hauslab, einer der größten Bücher Sammler Alt-Wiens.

⁸⁾ Der bekannte Germanist und ehemalige Präsident der österreichischen Akademie der Wissenschaften.

⁹⁾ Geschäftler Wiener Altertumsforscher.

schließlich auch die Commune selbst wurden seine gefürchteten Sammelrivalen und da hieß es häufig alle zu überbieten. Das tat denn auch Haydinger und opferte zuweilen hunderte und mehr Gulden, um in den alleinigen Besitz eines „Rarissimum“ zu gelangen, wenn dieses auch nur ein paar Bogen stark war. Nie reute ihn ein solches Opfer, der Gedanke des Besitzes verschmeichelte alle übrigen Skrupel und seine Augen funkelten vor Freude, wenn er das eroberte Wunderstück seinem langjährigen Freunde, dem gediegenen, seither leider auch verstorbenen Germanisten J. M. Wagner, der die Katalogisierung der merkwürdigen Bibliothek (aus persönlicher Zuneigung für den Besitzer und die Sache) in seinen Mußestunden besorgte, zeigen konnte.

Was sammelte der Mann nicht alles und — über was konnte er nicht Auskunft geben! Wenn ich zumeist die Gartengasse betrat, fand ich nicht selten einen oder mehrere Wagen vor dem Häuschen stehen. Links im Hofe, dessen zwei Eckwände ein riesiger Epheu, welchen Haydinger einst selbst gepflanzt, ganz bedeckt, führt die Stiege nach dem ersten Stockwerk, der Wohnung des wackeren Schaßmeisters. Ein schweres Eisengitter öffnete sich und in einem barock bemalten Gang unter zwitschernden Vögeln saß der kugelrunde Mann im leichten Trillkittel und mit der blauen Schürze angezogen und — schabte wie Cincinnatus Rüben oder wusch Salat, oder beizte einen delikaten Lungenbraten. Und neben ihm kauerte auf einem Holzblock etwa ein Maler und forschte nach einem Kostüm aus der Zeit Wallensteins, oder auch ein geistlicher Herr, welcher nach Daten über die Gründung einer Kirche oder der ältesten Totenbruderschaft fragte; oder es war ein mit Orden und goldenem Kragen geschmückter Krieger, welcher sich über die ersten Feldschlangen und Karthaunen oder ein Manifest Lillys orientieren wollte; oder es war ein Literarhistoriker, welcher die Spur eines Volksliedes verfolgte; oder einer von den akademischen Unsterblichen, welcher eine Variante in einer seltenen Textausgabe zu vergleichen wünschte; oder es war nur ein simpler Zeitungsschreiber, der auf einer nekrologistischen Parforcetour fruchtlos von Pontius zu Pilatus gelaufen und schließlich zu „Vater Haydinger“ kam, um hier das Ersehnte zu finden.

Und jeden der Petenten hörte der unvergleichlich gutmütige Mann mit nicht zu trübender Geduld an, schmunzelte nur und meinte etwa nebenbei: „Ja, habn's denn „drin“ nig g'fund'n'“? Und als man ihm versicherte, wie der Liebe Müß' bei dieser und jener illustren Bibliothek umsonst gewesen, da trocknete er sich die Hände, stellte das Gericht beiseite, nahm eine wuchtige Prise, murmelte sein stereotypes „Werd'n m'r halt nach-

schau'n", trippelte in sein Allerheiligstes und erstieg mit schweren Seufzern die Leiter.

Bald war er zurück, pustend, keuchend und mühsam ein Ungeheuer von einem Paß daherschleppend. Wehe dem Ungeduldigen, der in der Freude, das Gesuchte nun vor sich zu wissen, rasch nach dem Paße langte! Das durfte nicht im ungestümen Feuereifer geschehen, sondern — gemacht! Zuerst eine Prise, dann wurde der nach einem eigenen System geschlungene Knoten von Haydinger selbst gelöst, hierauf wurden die einzelnen Bände oder Hefte des Pakets mit pedantischer Genauigkeit zur Seite gelegt, bis das von dem Eigentümer wohlgekannnte Unikum in Sicht kam. Herrlicher Augenblick! Noch eine Prise, ein vergnügtes Lächeln und die freundliche Resolution: „Da is das, was's brauch'n, is sehr selten, hab' m'r's aus einer Pariser Auktion verschreib'n lass'n, hab'n's drinnet nit — no — nehmen's es halt mit, wann's Ihner von Nutzen is, aber schreib'n's Ihnen früher da ein und bringen's es bald wieder z'ruck, es könnten's a and're Leut' brauch'n. 'Geb'nster Diener, war m'r a Vergnüg'n, is recht gern g'scheg'n!“ — Und er band den Paß wieder eigenhändig zu, ängstlich geglättet und gestrichen, knüpfte die Schleife nach traditioneller Methode und schleppte die teure Last an ihre alte Stelle. Und nun die fröhlichste Prise! —

Dieser Anhörungs-, Auskunfts- und Entpackungsprozedur unterzog sich der seelengute Mann in unverdrossener Laune an manchem Tage wohl ein dußendmal. Welche Namen birgt sein historisches „Leihbüchel“ und wie undankbar und hochnasigst vergalt man dem lieben Greise oft seine Bereitwilligkeit, sein immenses Wissen und seine saure Mühe! Wie klagte er mir mitunter über diesen und jenen „Romancier“, der ein geliehenes Quellenbuch nach sechs oder acht Jahren trotz wiederholter Mahnbrieife nicht zurückzustellen für gut fand! Und dennoch blieb Haydinger der gefälligste Bücherfamaritan . . .

So verlief der Tag, jahraus, jahrein. Ein unentgeltliches Leihamt, ein offenes Auskunftsbureau in allen Angelegenheiten und Fragen, die seine Lieblingsfächer betrafen, war sein trauliches Domizil. Wurde es Abend, so kam er mit der festgesetzten Minute herab in das von seinem musterhaften Sohne, dem „Margarethner Riesen“, geleitete Wirtsgeschäft, wo ihn ein Rudel Enkel lärmend und das Synedrium der Stammgäste treuherzigst bewillkommte. Allerdings gab's da immer einige lustige Bemerkungen, denn der „Papa“ erschien ausgerüstet wie weiland Robinson. In der einen Hand die alte „Leiblaterne“ für den Heimgang über die Stiege, in der andern

Hand seinen Abendimbiss, der ihm nach seinem speziellen Recepte zubereitet werden mußte; in einem Seitensacke den geschliffenen Ehrenstügen, den er über Nacht nicht im Lokale ließ, im anderen Sacke ein Stück Landbrot von seinem alten Lieferanten, dann zwei Büchselchen mit Pfeffer und Paprika, die Originalsorten von ihm selbst gekauft und gestoßen. „Allseits guten Abend! Is Alles g'sund?“ Nach diesem gemüthlichen Appell ging's an das Essen, das einfach, aber nahrhaft und ausgiebig war, dann wurde eine Zigarre, an welcher die Altersreihe war, angezündet und nun kam das Erzählen. Man muß diese unererschöpfliche Fundgrube von (nicht erdichteten) „alten Wiener Geschichten“ gekannt haben, um die Würze solcher Stunden verstehen zu können.

Der „Boccaccio von Margarethen“ war übrigens auch ein lustiger Schalk, namentlich in jenen Momenten, wo er sich von einem richtigen „Schmock“ nur aus persönlicher Neugierde mit Besuch und Fragen gequält sah. Ich vergesse sein faustisches Lächeln nie, als er mir einst in der Laube seines Hausgärtchens einen argen Streich beichtete, den er einige Stunden vorher ausgeführt. Ein extrem zudringlicher „Interviewer“, der seine Absicht, den merkwürdigen Mann, dessen Ruf auch nach Deutschland gedrungen, für „sein Blatt“ textlich zu porträtieren, kaum verhehlte, war seinem Opfer endlich zur Last, und dieses erklärte offen und frei, nun nicht mehr zu Gehör sein zu können, da er den ärztlich angeordneten Spaziergang zu machen habe. Selbstverständlich genierte dies die literarische Wanze nicht im mindesten, sie heftete sich an seine Seite. So kam man in das Belvedere. Auf dem ganzen Wege Fragen und wieder Fragen, ohne Zweck, ohne Ziel und ohne Sinn. Da riß dem guten Mann die Geduld, sein Racheplan war fertig, und er blieb vor einer Statue plötzlich wie nachdenklich stehen. „Wissen Sie, wer das is?“ — „Ne!“ — „Das hab' i mir denkt; no wann's kein' weitem Gebrauch davon machen, so will i Ihner a Geheimnis anvertrauen, was nur i allein weiß: die Statuen, die's da seg'n, das sein nit ander's, als — lauter Geliebte vom Prinz Eugen, die er in sein Garten hat verewigen wollen. Aber sagen's es nit weiter, i hätt' Verdruß bei die Herrschaften!“ Der Jüngling empfahl sich rasch. — Nach drei Wochen erschien in einem stark gelesenen auswärtigen Blatte ein „pikanter“ Essai über „Prinz Eugens steinerne Maitressen im Belvedere zu Wien“. Wie erschrak da der arme Handinger und wie bedauerte er, den geistvollen Causeur und Historiker nicht auf andere und „ungeschichtliche Art“ abgefertigt zu haben.

Derlei „Jocosa“ trieb der Vielbelagerte übrigens doch nur selten und nahm zu solchen derben „Aufsätzern“ nur Zuflucht, um sich vor der ärgsten Zudringlichkeit zu retten, oder die platteste Neugierde einigermaßen zu züchtigen. Ansonst war der prächtige Mann die Bereitwilligkeit selbst und stand nicht nur mit seinem Bücherschatze, sondern auch mit seinem privaten Wissen, seinen reichen Erfahrungen, seinem außerordentlichen Gedächtnisse und den trefflichsten Einfällen und Entschlüssen dem ehrlichen Forscher allzeit gerne zu Diensten.

Denn wenn schon nicht mit tatsächlicher Hilfe, so verließ doch niemand wenigstens ohne glücklichen und erfolgreichen Rat das freundliche Stübchen des findigen Patriarchen, der stets und immer den besten Bescheid wußte. Kam doch, um aus hundert Beispielen nur eines, aber das drolligste zu wählen, sogar der Fall vor, daß er einem Supplikanten die ersehnte „alte Weise“ von dem richtigsten Manne — vorpfeifen ließ. Es wurde nämlich bei Gelegenheit der Errichtung des Schwarzenberg-Monumentes von maßgebender Seite der Wunsch geäußert, bei der Feier zu Ehren der anwesenden Veteranen den alten „Wiener Aufgebotsmarsch“ spielen zu lassen. Nun war guter Rat teuer, d. h. schwierig. Niemand wußte mehr die Melodie und der Armeekapellmeister Leonhardt war in Verzweiflung. Da versiel man in der Not, wie schon so oft, auch diesmal wieder auf „Vater Haydinger“; ein Ablegat von hohem militärischen Range erschien in der bescheidenen Klausur bei dem blaugeschürzten Wundermann, der eben über alles „Wienerische“ Auskunft zu geben wußte, und trug sein Anliegen vor. Haydinger hörte dem schmeichelhaften Antrage schweigend zu und war sichtlich verlegen. Bekommen kratzte er sich hinter dem Ohre, nahm eine Priese nach der andern und sagte endlich kleinlaut: „Das geht schwer, Erzellenz, Noten hab' i nit g'sammelt, aber — warten's — da fällt m'r was ein: da geht alle Tag Punkt Zwölfe z'Mittag ein alter Mann durch die Gass'n, der wo umsonst z'essen kriegt, der hat die Franzosenkrieg' no mitg'macht, der könnt' uns vielleicht helfen. Schicken's halt morgen z'Mittag 'n Herrn von Leonhardt zu mir, werd'n seg'n, was sich tun laßt!“ — Tags darauf um die bezeichnende Stunde saß der Armeekapellmeister bei Haydinger, dieser ging an das Fenster und meinte: „Glei wird er vorbegeh'n, der Mann is pünktli — richtig, da is er schon — So — hörn's, kommen's a bißl zu mir auffer, i hab' mit Ihnen was z'reden!“ — Der Gerufene erschien und vernahm zu seiner Verwunderung, um was es sich handle. — „Nig leichter als das!“ rief nun plötzlich das Drakel, „der Marsch is halt so 'gangen!“ und begann die Melodie schüchtern zu — pfeifen. „Halt, Sie

Gottgesandter!“ schrie der entzückte Kapellmeister — „langsam, um's Himmels willen!“ nahm ein Stück Papier und den Bleistift zur Hand, skizzierte rasch die Weise, beschenkte den verdutzten Mann und eilte davon. „B'helfen muß sich der Mensch wissen!“ murmelte vergnügt Vater Haydinger und entließ den überglücklichen Pfeifer. — Als nun der Festtag gekommen, die Enthüllung des Standbildes geschehen und die Trommler und Pfeifer mit einem Male jenen uralten Marsch zu spielen anfangen, da wurde bei der wohlbekannten, nur längst vergessenen Weise so manchem der Hörer warm ums Herz, ein paar Tropfen fielen da und dort in einen Graubart und die Augen funkelten in wehmütig-stolzer Erinnerung. Man erzählte, daß der Kaiser von der Genesis der originellen Wiederauffindung der alten Melodie Kenntnis bekommen und leutselig gesagt habe: „Ich lasse mich beim Herrn Haydinger bedanken!“ Der aber lächelte nur, gab und tat er ja überhaupt gerne, was er hatte und vermochte, und edierte er z. B. auch zur „Eugenfeier“ auf seine Kosten und zur Gratisverteilung jenes allerliebste Büchelchen, das all die „Krieger- und Siegeslieder“ enthält, die man zur Verherrlichung des „edlen Ritters“ und Helden von Zenta, Temesvar, Belgrad, Peterwardein usw. einst sang, Lieder, die man längst vergaß oder für verloren hielt, bis Haydinger seinen „Eugenfaszikel“ öffnete und mit den Originaldrucken von 1697—1734 zum Vorschein kam¹⁾.

Haydinger brüstete sich nicht mit seinen bibliographischen und Kunstschätzen, er war nur glücklich im Bewußtsein des Besizes, wollte aber alle Welt daran teilnehmen lassen. Deshalb ärgerte es ihn auch, wenn Geschichtsschreiber, Monographisten und Bibliographen bei Verfassung ihrer Werke und Arbeiten sein einschlägiges Material keiner Ein- und Durchsicht würdigten und ihn nicht zu Rate zogen, wo die Quellen zu finden und zu benutzen wären. Denn was Haydinger nicht selbst besaß, das wußte er doch, wo es steckte, in welchem Privatbesitz oder auf welcher öffentlichen Bibliothek, ob in Klosterneuburg oder in Palermo, ob in St. Florian oder Petersburg, ob in Kremsmünster oder in London. Und so verstimmte es ihn denn gewaltig, daß sowohl Laube bei Verfassung der Burgtheatergeschichte ihn nicht zu Rate gezogen, als auch, daß Eduard Devrient das bekannte dramaturgische Opus geschrieben, ohne auf seine Belege und Daten Rücksicht ge-

¹⁾ „Prinz Eugenius der edle Ritter in den Kriegs- und Siegesliedern seiner Zeit. Eine Festgabe von Franz Haydinger. Wien 1865. Selbstverlag des Herausgebers. In 150 Exemplaren als Geschenk für Freunde gedruckt“. Das Schriftchen ist heute eine große Seltenheit.

nommen zu haben. Als nun nach Jahren der junge Devrient den „Papa Handinger“ mit einem Besuch „beehrte“, konnte dieser einen Unmut über solch „leichtfertige Schreiberei“ nicht zurückdämmen und er brummte in etwas verdrießlicher Weise: „Schad' um das Buch! Wenn aber Jhna Herr Vater wieder einmal was über die Theater von Wien schreibt, so soll er früher den alten Handinger fragen, das er nit was bringt, was nit wahr is. Da schaun's her, das is Alles g'fehlt!“ Devrient überzeugte sich später von der Richtigkeit der Handingerschen Angaben und rektifizierte seine eigenen.

Der trotz seiner Korpulenz ungemein lebhafte und rührige Mann war bis zu seinem Tode unermüdet tätig und besorgt, seine unvergleichliche Sammlung nach Tüchtigkeit und Möglichkeit zu komplettieren. Wie er jedes einzelne Stück seines Besitzes kannte und genau wußte, wo es liege, so wußte er auch genauestens, was ihm zur Ergänzung jedes einzelnen Faches noch fehle, und war er unablässig bemüht, das Mangelnde zu akquirieren. Als fortwährender Inserent des „Buchhändler-Börsenblattes“ war er auch in unausgesetztem brieflichen Verkehr mit allen namhaften Antiquaren und Kunsthändlern des In- und Auslandes, welche seine pia desideria zu befriedigen hatten. Einen Tag vor dem Schlaganfälle ließ er noch bei Breßner ein Buch um sechs Gulden kaufen, das ihm gefehlt und nun unerwartet im Katalog erschienen. Welche Freude, als er es in Händen hielt! Und welche Freude hatte der Mann noch im letzten Winter, als ihm ein anderes Kuriosum zufiel, das er seit fünfzig Jahren suchte. Ein dünnes Heftchen war es, die Posse: „Vier Narren in einer Person“, die J. F. Müller (Schröter) — nach einer anderen Version Jester — gegen Kurz-Bernardon schrieb, die bei Trattner 1770 erschien und damals um sieben Kreuzer zu haben gewesen, wenn nicht die ganze Auflage bis auf zwei Exemplare, die sich im Laden befanden, bei dem Brand des Trattnerschen Magazins verbrannt wäre. Nun galt es, die Existenz eines dieser geretteten aufzustöbern! In alle Welt versandte er seine Klage und Lockrufe, umsonst. Dezennien lang quälte ihn die Sorge nach dem Broschürchen, bis ihm der brave Wilfort¹⁾

¹⁾ Buchhändler und vielgeschätzter Kenner des Buchwesens. „Ein Vierteljahrhundertlang kauerte er in dem Wallishauserschen Antiquariat, in den letzten Jahren mit halberblindeten Augen, zwischen Incunabeln, kaum entzifferbaren Manuskripten, Holz- und Schweinslederbänden, Leig- und Zeugdrucken usw., prüfte Miniaturen, verglich Initialen und hat von dem schönen Erdendasein nicht viel mehr genossen als den Anblick, wenn ein milder Sonnenstrahl durch die Fensterscheiben drang und auf ein vergilbtes Pergament fiel.“ (F. Schögl.)

die Überraschung machte und es ihm plötzlich auf den Tisch legte. Nicht für den Cobinor hätte er das Büchlein vertauscht! . . .

Eine Materie komplett, das war seine Lebensaufgabe. Ob Wiener Postbüchel oder die gesamte Zauber- und Hegenliteratur, ob Kriegsgeschichte oder Handel, Gewerbe und Trachten, ob geistliches und weltliches Volkslied oder „Todesurteil“, ob Landkarten, Ansichten, Ausriffe, Pläne, Porträts und bildliche Szenen, oder die Archive und Publikationen der Akademie und sonstigen Kunst- und wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften — die Sammlung mußte vollständig sein, man mußte Alles bei ihm finden, weil er in seiner Herzengüte Allen mit Allem dienen wollte.

So war denn dieser Sammeleifer keine sinn- und zwecklose Marotte eines begüterten Quidam, es war die mit seltenem Verständnisse für die geliebte Sache gepaarte helle Lust an dem Streben, mit seiner fast erschöpfenden Kollektion der Gemeinschaft nützlich zu sein. Daß er mit Vorliebe das sammelte, was Wien betraf und betrifft, mag seinen Wert als „echten, treuen Wiener“ noch erhöhen.

Das Schicksal von Haydingers unvergleichlichem Büchernachlasse ist bekannt. Man schätzte die Zahl auf sechzehntausend Bände, ungerechnet die wertvolle Sammlung bildlicher und sonstiger artistischer Kleinodien. Der eigenartige Mann verfügte in einer leßtvilligen Anordnung, die wohl ein Ausfluß einer durch Enttäuschungen erzeugten morosen Laune, daß all das, was er durch ein Menschenleben mühevoll zusammengetragen, einzeln veräußert werde, damit „die Sachen wieder unter die Leute kommen“, und bestimmte den Schatzmeister Prandel mit der Auktionierung des gesamten Nachlasses. Der Wunsch eines richtigen Patrioten und Bibliophilen ging jedoch dahin, die ganze Kollektion in ihrer Totalität, welche den eigentlichen Wert repräsentiert, für die Kommune zu retten. Der tüchtige Gemeinderat Garber (und Genossen) stellte auch in warmen Worten einen diesbezüglichen Antrag, welchen die Väterversammlung in der öffentlichen Sitzung vom 18. Januar 1876 sogar einstimmig genehmigte. Leider standen diesem hochherzigen Entschlusse allerlei Hindernisse in dem Wege, worunter der vorzüglichste der Kostenpunkt gewesen, da von den Erben (wohlmotiviert) die Summe von sechsunddreißigtausend Gulden gefordert wurde. So wurde denn beschlossen, nur zwei Abteilungen und zwar „*Diennensia*“ und „*Deutsches Theater*“ um den Pauschalbetrag von achttausend Gulden anzukaufen, dann für sechshundert Gulden aus den übrigen Abteilungen jene Werke zu erwerben, welche für die Wiener Stadtbibliothek von Wichtigkeit wären. Der

Rest kam unter den Hammer, auf welche Weise denn auch dieser unvergleichlich wertvolle Schatz zersplittert und nach allen Weltecken zerstreut wurde. Wie Wien sich auch diesmal wieder vom „Auslande“ überbieten und die herrlichsten Stücke entreißen ließ, darüber schrieb ich am 21. Juni 1876 im „Wiener Tagblatt“ ausführlichst und gab auch die Preise der gesuchtesten Nummern an, die man — auswärts gerne dafür bezahlte.

Wie dem auch sei, ob das eine reiche Arsenal von Behelfen zur „Chronik Wiens und der Wiener“ in seiner Gesamtheit für Wien auch erhalten blieb, der Mann, der es aufgebaut, er ist dahin und man wird ihn schwer missen. Denn es fehlt ja doch die wissende Seele des Ganzen, es fehlt der bewahrende und ordnende Sinn des bisherigen Verwalters, es fehlt der Mann, der selbst der lebendige Index seiner Schatzkammer war und der als Supplemente zu dem effektiv Vorhandenen seine persönlichen Erfahrungen gab und sein wunderbares Gedächtnis, der seine ausgebreiteten Kenntnisse nicht nur in dem Zweige der Lokalhistorie, sondern auch noch in vielen anderen Kultur-fächern für den Forscher so nutzbringend zu verwenden verstand.

Ein stilles, bescheidenes und dennoch reiches Leben ist mit dem Manne erloschen, dessen Leiche auf dem nun verlassenen Friedhofs vor der Schönbrunner Linie eingefahrt wurde. . . . So steigt denn einer nach dem anderen zur Grube und das kleine Häuflein „alter Wiener“, das noch Red' und Antwort geben konnte aus der Zeit und über die Zeit von „anno damals“, es schmilzt immer mehr und mehr zusammen und man steht bald allein unter fremden Gesichtern, verwaist und unverstanden mit seinen Gefühlen und Empfindungen, ja ob mancher Wehklagen und Kümmernisse vielleicht sogar gehöhnt und verspottet. . . .

Mögen sie's tun. Wer aber weinte, als dieser brave Mann die Augen schloß, braucht sich seiner Tränen nicht zu schämen, sie flossen einem der Würdigsten. Mir selbst ist, als ob ich in ihm meinen Vater verloren, so teuer war mir der Entschlafene und so sehr erschütterte mich der Verlust. Ich und viele haben ihm ja viel zu danken und ich tue es hiermit öffentlich. Alle aber wollen wir — seine Vaterstadt im großen und ganzen — ihm ein ehrend Andenken bewahren: wir werden nimmer seinesgleichen sehen! —



Die Geschichte eines Kuriosums.

Zu Adam Müllers: *Etwas, das Goethe gesagt hat* (1817).

Von Hans Feigl und Albert Poesch.

Über des Romantikers Adam Müllers Schrift „*Etwas, das Goethe gesagt hat*“ schwebte von jeher, soweit die äußere Geschichte der Broschüre in Betracht kommt, ein mystisches Dunkel. Eine Broschüre wird niemals wirklich ausgegeben, indes eine Gegenschrift zwei Auflagen erlebt. Dieses Kuriosum steht fast einzig da in der Literaturgeschichte. Als mich nun der Zufall im Jahre 1909 das Handexemplar der Adam Müllerschen Schrift entdecken ließ, entschloß ich mich zu einer Neuherausgabe oder genau genommen einer Herausgabe des Werkchens, hierbei den Versuch unternehmend, in einem Nachwort der äußern Geschichte des merkwürdigen Schriftchens nach Maßgabe des mir an Ort und Stelle wie überhaupt zur Verfügung stehenden Materials nachzugehen und dessen Bedeutung in einigen Strichen zu beleuchten. Inzwischen ist es Herrn Dr. Albert Poesch von der Stadtbibliothek in Leipzig gelungen, insbesondere in der amtlichen „*Leipziger Zeitung*“ der damaligen Zeit wesentliche Daten herbeizuschaffen und so das Dunkel, von dem die äußere Geschichte der Broschüre bisher umgeben war, fast völlig zu erhellen. Den Bibliophilen wird sicherlich die Kenntnis dieser sich an das Schicksal eines literarischen Kuriosums fast einziger Art angeknüpften Vermutungen und der schließlich darüber fast lückenlos zustande gebrachten Feststellungen reizen, namentlich in der Aufeinanderfolge der an die Lüftung des Schleiers gewendeten Bemühungen. Im nachstehenden soll dies geschehen und zwar sei zuerst meine Darstellung wiedergegeben, der dann die von Dr. Poesch gewonnenen, meine Mutmaßungen berücksichtigenden Ergebnisse angefügt seien. Herrn Dr. Poesch sei auch an dieser Stelle bester Dank für die Überlassung des mir freundlichst zur Verfügung gestellten Materials gesagt. H. Fgl.

* * *

Die antiprotestantische, gegen die dreihundertjährige Reformationsfeier gerichtet gemessene Schrift des damals in österreichischen Diensten stehenden Leipziger Generalkonsuls Adam Heinrich Müller, dieses politischen Romantikers aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts: „*Etwas, das Goethe gesagt hat*“ ist niemals ausgegeben worden, tritt also mit dem veranstalteten Neudruck in dieser Form zum ersten Male in die Öffentlichkeit. Göddecke fügt bei Verzeichnung dieser Broschüre ausdrücklich noch in Klammern hinzu: „*Ohne*

Imprimatur und soll deshalb nicht ausgegeben sein“; Friedr. Meyer in seinem einige Kilo wiegenden, nicht weniger als 7683 Nummern zählenden Verzeichnisse einer Goethebibliothek führt das Werkchen überhaupt nicht an, obwohl er selbst jene Karissima, deren er nicht habhaft werden konnte, mit einem vorgesezten Sternchen registriert.

Dagegen nennt uns der Verfasser eines Verzeichnisses einer Goethebibliothek unter der Nummer 1182, bzw. 1183 ein anderes Stück mit einem langen, schon im Titel sich polemisch gebenden, auf sarkastische Wirkung ausgehenden Namen: „Etwas, das Herr Adam Müller gesagt hat über etwas, das Goethe gesagt hat und noch etwas, das Luther gesagt hat. Zur Nachfeier des Reformationsjubiläums von Professor Krug, Leipzig, im November 1817.“ (Die zweite Auflage verbessert und mit einer Rechtsdeduktion vermehrt, Leipzig 1817, bei Wilhelm Rein.) Es liegt also hier der wohl ziemlich seltene Fall vor, daß eine Schrift, die sich als eine Entgegnung zu einer andern gibt, zwei Auflagen erlebt, indes diese zum Angriffspunkte gewählte Schrift selbst niemals öffentlich erschienen ist. Daß dem so ist, daß die Broschüre Adam Müllers wirklich niemals ausgegeben wurde, dafür können wir nicht allein den vorerwähnten Hinweis Gödke's und den Umstand, daß Friedrich Meyer das Werkchen in seiner umfassenden Goethebibliothek nicht einmal zu verzeichnen in der Lage ist, zum Beweise heranziehen, sondern es liegen noch andere ziemlich gewichtige Zeugnisse dafür vor. So versichert uns A. Nicolovius in seinem Buche „Über Goethe“ (Leipzig, 1828) auf S. 29: „Herrn A. Müllers Schrift ‚Etwas, das Goethe gesagt hat, beleuchtet von Adam Müller am 31. Oktober 1817‘ konnte das Imprimatur nicht erteilt werden. Sie kam demungeachtet Herrn Professor Krug zur Hand, dessen ‚Etwas‘ nun isoliert dasteht.“ Am schwersten fällt jedoch das Zeugnis Adam Müllers selbst in die Waagschale.

Das dem Neudrucke zugrunde liegende Exemplar trägt auf der Titelseite den in Faksimile wiedergegebenen handschriftlichen Vermerk: „Niemals erschienen: ein zweites Exemplar ist nur in den Händen des Fürsten Metternich vorhanden.“ Dieser Vermerk stammt nun, wie ich in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise sicherstellen konnte, aus der Feder Adam Müllers selbst, der doch als Verfasser am besten wissen mußte, ob eine von ihm herrührende Arbeit erschienen ist oder nicht. Ein auch nur flüchtiger Einblick in die im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufbewahrten, ganze Aktenbündel bildenden Denkschriften und Briefe Adam Müllers, darunter auch die aus dessen Leipziger Zeit, muß jedermann über-

zeugen, daß dieselbe Hand, die in diesen Dokumenten die Feder führte, auch den Vermerk auf der Titelseite anbrachte. Die kurze Probe, die ich in dem genannten Archive zu Vergleichszwecken vornahm, genügte. Jede Täuschung kann als ausgeschlossen gelten; der Vorstand des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchives, Herr Sektionschef Dr. Winter, schloß sich daher auch ohne Zögern meiner Feststellung an. Das durch Zufall in meine Hände geratene Original war also ohne Zweifel das Handexemplar Müllers. Dafür spricht auch der Umstand, daß es auf S. 10 und 11 in den Druck eingezeichnete, mit Tinte vorgenommene Änderungen einzelner Worte und Wendungen enthält, wie sie nun auch in dem Neudruck erscheinen. Die Schriftzüge sind die gleichen wie die auf der Titelseite. Das Exemplar fand sich in den alten Beständen der Wiener Hofbuchhandlung Leo & Co. vor, wo es jahrzehntelang in den Kellerräumlichkeiten ein, wie sich zeigt, nicht verdientes, unrühmliches Dasein fristete, bis eines Tages mir der Zufall es in die Hände spielte.

Es wäre nun die Frage zu erörtern, auf welche Weise es Professor Traugott Krug möglich wurde, zur Kenntnis oder in den Besitz der Müllerschen Schrift zu gelangen. Die nächstliegende Annahme wäre, daß ihm vielleicht nur das Manuskript oder der bloße Satz der Arbeit Adam Müllers vorlag. Doch gleich auf der ersten Seite seines roten Büchchens beschreibt uns Krug die Broschüre seines Gegners unter Anführung der Seitenzahl und des Formates. Er verfügte also offenbar über ein regelrechtes Druckexemplar. Denn daß „Etwas, das Goethe gesagt hat“ nicht Manuskript blieb, sondern auch wirklich gedruckt wurde, beweist uns ja schon die Existenz des Müllerschen Handexemplars. Der Druckort war Leipzig, wo beide, Krug und Adam Müller, zu gleicher Zeit lebten. Krug war nun mit Adam Müller nicht allein bekannt und wahrscheinlich auch befreundet, sondern auch Mitarbeiter an der in den Jahren 1816 bis 1818 von Adam Müller herausgegebenen, in Leipzig erschienenen Zeitschrift „Deutsche Staatsanzeigen“, die, getreu der Richtung Adam Müllers, den politisch-konservativen Bestrebungen diente. Erst als Adam Müller den von ihm vertretenen auch in den „Deutschen Staatsanzeigen“ verfochtenen katholischen Standpunkte immer schroffer hervorkehrte, sagte sich Krug von ihm los und enthielt sich von da ab jeglicher Mitarbeiterschaft an der von Adam Müller geleiteten Zeitschrift. Erfahren wir nun weiteres, daß Krug, der ehemalige Zensor des berühmten Jugendbundes, der in der nationalfreihheitlichen Bewegung im Anfang des vorigen Jahrhunderts, wenn auch auf dem rechten Flügel stehend, eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, einer der fingerfertigsten

Broschürenmacher, also, wie wir in Osterreich sagen würden, ein gelehrter Flugschriftenschreiber war — nicht weniger als 189 Schriften stammen nach seiner eigenen Angabe aus seiner Feder —, so liegt die Annahme ziemlich nahe, daß der protestantische Gegner des österreichischen Generalkonsuls als eine über alle Verlags- und Drucksachen gut unterrichtete Persönlichkeit frühzeitig Kenntnis von der bevorstehenden Veröffentlichung Müllers erhielt und sich in den Besitz eines Exemplars zu setzen wußte. Vielleicht holte er sogar schon zum Gegenschlage aus, ehe Adam Müller selbst noch recht über ein Druckexemplar seiner eigenen Arbeit verfügt hat. Denn auch diese Vermutung drängt sich einem auf, daß der Massenfabrikant Krug in derselben Druckerei arbeiten ließ, in der die Broschüre Müllers hergestellt wurde; gleichen einander doch auch die Satztypen der beiden Schriften ziemlich stark.

Adam Müller selbst spricht nun, wie der Vermerk auf dem Titelblatte zeigt, von nur zwei vorhandenen Exemplaren, nämlich seinem eigenen, das als Grundlage des Neudruckes diente, und einem zweiten in den Händen des Fürsten Metternich befindlichen. Dieses zweite Stück hätte möglicherweise die vor einigen Jahren in Wien abgehaltene Versteigerung der aus dem Besitze Metternichs stammenden Bibliothek zum Vorschein bringen können, was aber nicht geschah. Dagegen erfahre ich noch unmittelbar vor Ausgabe dieses Neudruckes von der Existenz zweier anderer Exemplare, von denen sich das eine auf der Königlichen Bibliothek in Berlin, das andere auf der Leipziger Universitätsbibliothek vorfand. Wie der Direktor des letztgenannten Institutes, Hofrat Dr. Boysen, seiner an die Verlagsbuchhandlung Konegen gerichteten Mitteilung, daß die Leipziger Universitätsbibliothek die Schrift Adam Müllers unter ihren Raritäten führe, noch hinzufügt, lasse sich aber nicht mehr feststellen, woher dieses Exemplar stamme und ob es das Metternichsche sei. Möglicherweise — es ist nur eine Vermutung — ist es das von Krug wahrscheinlich auf nicht ganz korrektem Wege ohne Wissen Müllers erworbene Exemplar, das später dann in den Besitz der Leipziger Universitätsbibliothek gelangte. Krug hinterließ eine ziemlich ansehnliche Bibliothek, über die sogar ein Katalog ausgegeben wurde (Leipzig 1848), in dem allerdings die Broschüre Adam Müllers nicht verzeichnet erscheint, da Flugschriften in den Katalog nicht aufgenommen wurden. Ausgegeben ist jedoch dieses Werkchen, dem das Imprimatur verweigert wurde, niemals worden, möge sich auch das eine oder andere Stück, das durch Zufall, Mißbrauch oder auf irgendeine andere Weise einzelnen Wenigen in die Hände fiel, noch erhalten haben. Auf alle Fälle ist das dem Neudrucke zugrunde liegende

Exemplar mit den darin enthaltenen von Adam Müller selbst angebrachten, allerdings geringfügigen handschriftlichen Änderungen das einzig authentische Exemplar des „Etwas, das Goethe gesagt hat“. Trotz den anderen vorgefundenen Stücken gehört die Müllersche Schrift, wenn man sie überhaupt in die Goetheliteratur einzureihen berechtigt ist, zu den allergrößten Seltenheiten dieser Gattung. Ein Neudruck hatte also sicherlich seine Berechtigung. Soweit die sozusagen bibliophile Seite unserer Veranstaltung.

Andere Absichten, als eine außerordentlich große literarische Seltenheit ans Tageslicht zu fördern, schwebten mir eigentlich nicht vor. Auch erheben diese wenigen erläuternden Worte nicht den Anspruch einer literarischen Arbeit. Der mir zur Verfügung gestellte Raum würde auch hierfür nicht langen. Mich daher über Adam Müller hier zu verbreiten, wird man mir gewiß erlassen. Jeder Literaturkundige, und nur für diese ist die numerierte Neuauflage bestimmt, weiß, wer Adam Müller, der einstige Freund Heinrich v. Kleists, war, und wem auch nur von ungefähr die Namen der führenden Geister der politischen Romantik einmal ans Ohr schlugen, hat neben den Namen eines Geng, Friedrich Schlegel, Karl Ludwig v. Haller auch den Adam Müllers nennen gehört als eines der Häupter der politisch-konservativen Bestrebungen im Anfang des vorigen Jahrhunderts, der gleich manchem anderen Vertreter der Romantik den Übertritt zum Katholizismus vollzog. Wenige vielleicht haben das romantisch-staatswissenschaftliche Bekenntnis so umfassend abgelegt und so scharf formuliert wie der in österreichischen Diensten stehende, später als Ritter v. Nittersdorf in den Adelsstand erhobene Adam Heinrich Müller, dessen Frömmigkeit, oder besser gesagt, dessen mystisch-frömmelndes Wesen allerdings selbst einem Geng zuzeiten zu arg wurde. Mag aber auch Friedrich Geng, einer der drei des „reaktionären österreichischen Triumvirats“, wie das Dreigestirn Geng, Friedrich Schlegel und Adam Müller geheissen wurde, dieser helle und klare Kopf, manche theoretische Auslassung Müllers gelegentlich dunkel, verworren, ja sogar als unreif empfunden haben, ein anmaßlicher Schwäger, als der Adam Müller von Treitschke, dem hier, wie so oft, sein ansonsten bewundernswertes Temperament das Urtheil trübt, in dessen Studie über Kleist abgefertigt wird, war diese unseres Ermessens hochgebildete und starkgeistige Persönlichkeit nicht.

Der Zweck, den Adam Müller mit seiner Broschüre: „Etwas, das Goethe gesagt hat“, verfolgte, liegt klar zutage. Er nahm die dreihundertjährige Wiederkehr des Reformationstages — den 31. Oktober 1817 — zum Anlaß, um sich in allerdings ziemlich theoretisch gehaltenen, in der Sache meist

maßvollen Angriffen wider den Protestantismus und das gesamte außer-katholische Christentum zu wenden. Ob auf höheren Einfluß, ob aus eigenem Antrieb, läßt sich nicht mehr feststellen. Größere Beachtung kann die Arbeit nur im Zusammenhange mit der gesamten Literatur aus der Zeit der national-freiheitlichen Bewegung zu Beginn des vorigen Jahrhunderts beanspruchen als eine der mannigfachen Vorläuferinnen der gegen diese liberalen Bestrebungen gerichteten Gegenaktionen, die sich schließlich in den Karlsbader Beschlüssen verdichten sollten. Daß Adam Müller seine antiprotestantische Streitschrift, um ihr einen festeren und wirkungsvolleren Stützpunkt zu geben, an den Haften einer Goethischen Äußerung knüpfte, soll uns hier nicht weiter anfechten. Das Vorbild für den eigenartigen Titel „Etwas, das Goethe gesagt hat“, holte er sich aus dem Schlussteile des Lessing-Aufsatzes von Friedrich Schlegel, der mit einem „Etwas, das Lessing gesagt hat“ überschriebenen Gedichte beginnt und in den 1801 von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel herausgegebenen Charakteristiken und Kritiken enthalten ist¹⁾.

Nichts leichter übrigens als aus Werken, Gesprächen und Briefen Goethes für und wider bestimmte religiöse Erscheinungen und Bekenntnisse Kapital zu schlagen. Wer gerade Lust hat, könnte insbesondere den berühmten Schluß im zweiten Teile des „Faust“ für den Katholizismus in Beschlag nehmen. Sicherlich, Goethe mag manches protestantische Getue zuwieder gewesen sein, sowie er ja dem allzueifrigen Lavater nie recht traute, indes ihm der duldsame, strenggläubige, katholische Voisserée stets ein lieber Genosse war und blieb. Ausschließlicher Intellektualismus und vorwiegender Rationalismus ließ den sonst „dedizierten Nichtchristen“, als den sich Goethe Lavatern gegenüber bezeichnete, kalt. Goethes Religion läßt sich auf einen Satz bringen: er war ein frommer Heide. Von diesem frommen Heidentum lebt allerdings, wenn auch nicht im Katholizismus, so doch unter katholischen Menschen mehr als mancher ahnen mag. Wie der Dichter Luthers große Befreiungstat einschätzte, ist jedem Goethe-Verehrer aus den Äußerungen zu Eckermann bekannt, die mit den berühmt gewordenen Worten beginnen: „Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation

¹⁾ Charakteristiken und Kritiken von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel (Königsberg 1801) 1. Bd. S. 221. Hier sei auch einer andern Schrift mit demselben Titel gedacht: „Etwas, das Lessing gesagt hat“ Ein Kommentar zu den Reisen der Päpste nebst Betrachtungen von einem Dritten. [J. v. Müller.] (Berlin, gedruckt bei George Jakob Decker, 1782.) Das Büchlein erschien anonym; sein Verfasser ist S. H. Jacobi.

im allgemeinen zu danken haben . . ." Schrieb doch auch Goethe unter dem Eindrucke der sich mehrenden, ihm Mißbehagen bereitenden Übertritte aus dem Kreise der Romantik an Rochliß 1817: „Lassen Sie uns bedenken, daß wir dieses Jahr das Reformationsfest feiern.“ Es ist nicht unbekannt, daß seinerzeit Goethes Wunsch dahin ging, man möge die Erinnerungsfeier für die Leipziger Schlacht, die dann am 18. Oktober in den Wartburgfeuern ihre Verherrlichung finden sollte, mit dem Reformationsfeste am 31. Oktober verbinden. Wie Goethe über alle diese Dinge dachte, erfährt man am besten aus jenem Gedicht, das die Aufschrift „Den 31. Oktober 1817“ trägt, und das ich, abschließend, hierher setzen will:

Dreihundert Jahre hat sich schon
 Der Protestant erwiesen,
 Daß ihn von Papst und Türkenthron
 Befehle haß verdrießen.
 Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
 Der Prediger steht zur Wache,
 Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
 Ist aller Deutschen Sache.
 Auch ich soll gottgegebne Kraft
 Nicht ungenützt verlieren,
 Und will in Kunst und Wissenschaft
 Wie immer protestieren.

Wien, 1909.

Hans Feigl.

* * *

„Etwas, das Goethe gesagt hat“ ist im Original niemals veröffentlicht worden. Trotzdem erschien „zur Nachfeier des Reformationsjubiläums“ eine Entgegnung des Leipziger Philosophen und Politikers Wilhelm Traugott Krug: „Etwas, das Herr Adam Müller gesagt hat über Etwas, das Goethe gesagt hat, und noch etwas, das Luther gesagt hat“. Sie kennt den Inhalt von Müllers gar nicht erschienener Schrift genau, zitiert sie nach Seitenzahlen, und erlebte selbst zwei Auflagen — jedenfalls ein literarisches Kuriosum. Wie war das möglich? Ich gebe chronologisch die Tatsachen.

1. Nov. 1817 Müller schickt sein Manuskript in die Hirschfeldsche Druckerei. Von hier geht es an die theologische Fakultät als die zuständige Zensurbehörde.

7. Nov. Der Buchdrucker teilt Müller mit: Domherr Prof. Littmann, der Stellvertreter des abwesenden Zensors, Superintendenten Prof. Lzschirner, erteilte das Imprimatur nicht. Vor Lzschirners Rückkehr könne er daher

die bestellten Exemplare nicht ausliefern. Gleichzeitig schickt Littmann das Manuskript an Müller zurück.

8. Nov. Ein Exemplar der inzwischen gedruckten (!) Schrift geht aus der Druckerei an die Zensur.

14. Nov. Lzschirner erhält das Manuskript. Er verweigert das Imprimatur, da er nicht zuständig sei, und verweist an die katholische Zensurbehörde. Müller erhält am 15. November sein Manuskript zurück, die gedruckten Exemplare verbleiben nach der gesetzlichen Vorschrift sämtlich beim Drucker.

15. Nov. Krug teilt Lzschirner mit, daß er eine Gegenschrift verfasse.

17. Nov. Lzschirner erteilt der Krugschen Schrift, da keine Bedenken vorliegen, das Imprimatur.

22. Nov. Müller schickt einen der noch vorhandenen Aushängebogen seiner gerade sechzehn Oktavseiten zählenden Schrift mit dem Vermerk „Zur Zensur“ auf der Titelseite nach Dresden an den Bischof Argia, da sein Manuskript unleserlich geworden sei, und er sich nicht im Besitz eines fertigen Exemplars befinde.

26. Nov. 1. Krugs drei Bogen starke Gegenschrift erscheint im Buchhandel. Sie ist nicht bei Hirschfeld, sondern bei J. G. Neubert gedruckt. Scharfe Polemik gegen sechs Müllersche Sophismen und gegen seine Person. 2. Müller, noch ohne Antwort aus Dresden, veröffentlicht eine „notgedrungene“ Erklärung. Seine Schrift sei nur als Manuskript für Freunde zum Druck bestimmt, nicht erschienen, auch nicht den Zensurgesetzen zuwider vor dem Imprimatur verbreitet worden, existiere also rechtlich gar nicht. In der Druckerei seien sämtliche Exemplare vorhanden mit Ausnahme des am 8. November der Zensur überlassenen Exemplars! Woher habe also Krug seine Kenntnis? Diese „Nothgedrungene Erklärung“ wird, auf einem Oktabblatt gedruckt, an Interessenten verteilt.

29. Nov. Krug läßt eine „freiwillige“ Erklärung gedruckt verteilen. Die Bemerkungen „Manuskript für Freunde“ habe auf dem Titel der gedruckten Schrift Müllers gefehlt, daß sie ein „Nachtvogel“ sei, also nicht zu erkennen gewesen. Mit dem Zensurexemplar sei bestimmt kein Mißbrauch getrieben worden.

3. Dez. Die „Leipziger Zeitung“ bringt Lzschirners „amtliche“ Erklärung, datiert vom 1. Dezember, über seine Tätigkeit als Zensor vom 14. bis 17. November (s. oben) und die Verwahrung, daß das Zensoramt mißbraucht worden sei.

6. Dez. Müllers „Erwiderung“ in der „Leipziger Zeitung“ datiert vom 3. Dezember. Er habe Tzschirner gar nicht beschuldigt, aber Krug solle endlich erklären, wie er zu fremdem Eigentum gekommen sei.

9. Dez. Krugs „vorläufige Antwort“ in der „Leipziger Zeitung“ verweist auf die bevorstehende Ausgabe der zweiten Auflage seiner Gegenschrift.

10. Dez. Diese bringt im Anhang Krugs „definitive Antwort“: ein hiesiger, nicht mit der Zensur beauftragter Gelehrter habe ihm Müllers Schrift als literarische Neuigkeit gebracht. Als bekannt geworden, daß sie ohne Zensur gedruckt worden, habe er sein Ehrenwort gegeben, ihn nicht zu nennen. Der Anhang gibt außerdem eine tatsächliche und juristische Erörterung des Streitfalles und teilt mit: im Publikum verlaute, dreihundert Exemplare von Müllers Schrift seien gedruckt und zu einem Leipziger Buchbinder zum Heften geschickt worden, auch andere hätten sie gelesen.

18. Dez. Müller berichtet amtlich nach Wien an Metternich über den „Roman einer Verfolgung“, die er sechs Wochen hindurch wegen einer nicht erschienenen Schrift über die Widersprüche im Protestantismus erlebt habe. „Die Kgl. Sächsische Regierung hat meinem mäßigen und durchaus leidenschaftslosen Betragen das gebührende Lob nicht versagen können“ (offenbar Wirkung der Bittschrift an den Dresdener Bischof) „und dem Buchdrucker befohlen, mir sämtliche Exemplare auszuantworten, was dann auch am vorgestrigen Tage mit einziger Ausnahme des vom Zensor entwendeten Exemplars geschehen ist. Von dieser Schrift, die nur für Freunde bestimmt war und auch jetzt niemandem mitgeteilt werden und niemals erscheinen wird, überreiche ich Ew. Durchlaucht das anliegende Exemplar ehrfurchtsvoll“.

Demnach hat Müller die gedruckte, ihm ausgelieferte Auflage wahrscheinlich vernichtet. Außer ihm selbst konnte nur Metternich rechtmäßig ein Exemplar besitzen. Feigls Neudruck nun geht zurück auf ein Exemplar, das sich unter alten Gegenständen in den Kellerräumlichkeiten der Wiener Hofbuchhandlung Leo & Co. vorfand. Es trägt quer über die Titelseite den handschriftlichen Vermerk: „Niemals erschienen, ein zweites Exemplar ist nur in den Händen des Fürsten Metternich vorhanden.“ Die Handschrift ist zweifellos die Adam Müllers. Das gefundene Exemplar ist also Müllers für die eigene Bibliothek aufbewahrtes Handexemplar.

Noch vor Ausgabe von Feigls Neudruck stellte sich heraus, daß drei Originalexemplare vorhanden waren¹⁾: nämlich noch je eins in der Kgl.

¹⁾ Was auch im Nachwort zum Neudruck bereits ausdrücklich vermerkt wurde. H. Egl

Bibliothek in Berlin und in der Universitätsbibliothek in Leipzig. Beide Bibliotheken vermögen über die Erwerbung keine Auskunft zu geben. Auszugehen ist von Müllers Versicherung: Alle Exemplare sind vorhanden mit Ausnahme des Zensur-exemplars. Dieses ist sehr wahrscheinlich das in Leipzig befindliche. Krugs definitive Antwort bleibt trotzdem zu Recht bestehen: er hat die Müllersche Druckschrift aus dritter oder vierter Hand von einem Unbetheiligten erhalten, nicht von der Zensur selbst.

Ist das Berliner Exemplar das Metternichsche? Dem widerspricht der Befund: Es trägt mit Kotschrift die Aufschrift „Revisions-exemplar“, hat Korrekturen, die Müllers Hand-exemplar noch nicht hat (aber auch nicht die Änderungen, die Müller offenbar später in sein Exemplar eingetragen hat); angeklebt ist die „Notgedrungene“ Erklärung vom 26. November. Dies letztere kann geschehen sein nur von einem, der erstens ein Exemplar der Schrift besaß und zweitens zu den Interessenten gehörte, denen die „Notgedrungene Erklärung“ zugeschickt wurde. Das war in Leipzig zwischen dem 26. November und 16. Dezember nur Krug und der Drucker selbst! Stammt also das Berliner Exemplar aus dem Nachlaß des Druckereibesizers? Die Aufschrift „Revisions-exemplar“ weist auch darauf hin. Nur ein solches konnte in der Druckerei außer der vollzählig abgelieferten fertigen Auflage zurückbehalten werden. Die Hirschfeldsche Druckerei selbst, an die ich mich um Auskunft wandte, konnte keine Aufklärung geben. Das Exemplar Metternichs ist bisher, wahrscheinlich für immer, verschollen.

Leipzig.

Albert Voegsch.





Die Odyssee eines Sammlers.

Von Dr. Ottokar Mascha, Wien.

Auktion Schreiber. Blockbuch der Apokalypse, um 1440 entstanden, 86000 Kronen. Bietet niemand mehr? Also 86000 Kronen zum dritten- und letztenmal. Mit 10 Proz. Zuschlag 94000 Kronen. Allgemeine Aufregung, so daß der Auktionsleiter eine Pause eintreten läßt. Wer ist der Käufer? Ein allen unbekannter Mann. Er schreitet von seinem Platz am untersten Teil der Tafel zu Danlos, dem Pariser Antiquar, dem bekannten Vertreter des Pariser Rothschild, und legitimiert sich. Rothschild hat, um den Schatz sicher zu erhalten, nicht einen, sondern gleich zwei Vertreter nach Wien gesandt, die einander gar nicht gekannt haben. Danlos hatte ein Limito, der andere nicht.

Wer nun in der Zeitung liest, daß bei der Versteigerung einer kostbaren Sammlung derart fabelhafte Preise erzielt worden sind, während der Vorbesitzer das Objekt vor Dezennien nur um einige Taler erworben hat, wird von Neid beschlichen. Er denkt sich, auch das Sammlerhandwerk habe einen goldenen Boden. Sieht man aber die Sache näher an, so schaut sie ganz anders aus. Vor allem ist es nicht immer der Sammler, der bei einer solchen Auktion das große Geschäft macht. Der Zwischenhändler, Antiquar, Buch- oder Kunsthändler hat sich ja für alle Fälle den Ersatz der Spesen gesichert, sich vor jedem Risiko geschützt, oft aber in voller Kenntnis des Werts, das Objekt fest, aber sehr billig erworben. Indessen kommt es doch auch vor, daß der Sammler selbst von so mancher großen Wertsteigerung ausgiebig profitiert, und das ist nur recht und billig. Denn der ernste Sammler verfügt fast immer über große fachwissenschaftliche Kenntnisse, hat unglaublich viel Zeit verwendet, um die einschlägige Literatur vorerst überhaupt zu erfahren — da diese Literatur zumeist im Buchhandel vergriffen und nur sehr schwer an den verschiedensten Orten aufzutreiben ist — zu suchen, zu finden, zu studieren. Er muß auch fortlaufend Auktions- und Antiquariatskataloge

sich zu verschaffen wissen, Notizen über Preise zu erfahren suchen, in Evidenz halten, Verbindungen mit anderen Sammlern, besonders aber mit Händlern dauernd aufrecht halten. Letzteres geht auch nur dann, wenn er in nicht allzu langen Intervallen wirklich kauft. Welche Zeit, welche Geduld, welche jahre- und dezennienlange Arbeit, Ausdauer und Beharrlichkeit, dann wie viele materielle Opfer und Enttäuschungen dazu gehören, um eine wertvolle Sammlung auf was immer für einem Gebiet zusammenzubringen, das weiß nur derjenige zu beurteilen, der selbst Museumsleiter, Bibliotheksvorstand oder Privatsammler ist. Das Gebiet des Kunst- und Buchsammelns ist heute so unendlich groß, daß es wohl niemand voll beherrschen kann und daß auch hier schon eine Arbeitsteilung notwendig ist. Was ein Antiquar und Antiquitätenhändler aber immer besitzt, ist große Menschenkenntnis. Wie oft kommt es vor, daß der Händler von seinem Verkaufsobjekt nichts mehr weiß als den Preis, den er selbst dafür gezahlt hat. Den wirklichen Wert und Preis muß ihm erst die Miene des Käufers verraten. Zeigt der Käufer, daß er die Sache durchaus haben will, dann kostet sie vielleicht eine ganz unmögliche Summe. Also der richtige Sammler ist immer auf dem Kriegspfade. Und wenn der Sammler irgend einmal wirklich etwas sehr Wertvolles billig erworben hat, wenn er es lange festhält und nicht hergibt, dann endlich von einer Wertsteigerung Nutzen zieht — wie oft und oft ist er vorher bei anderen Einkäufen übervorteilt worden! Wie oft hat er bei anderen Objekten den wahren Wert nicht erkannt und sie verschleudert! Und doch welche Freude bietet die Sammlerleidenschaft! Charles Nodier hat sie mit Recht eine der schönsten Freuden des menschlichen Lebens genannt. Alfred Lichtwark hat aber gesagt, daß, wer auf irgendeinem Gebiete ernstlich zu sammeln angefangen hat, eine Wandlung in seiner Seele anheben spürt, die ihn zu einem freudigeren, von lebendigerer Teilnahme, von offenem Verständnis für die Erscheinungen des Lebens bewegten Menschen macht. Über sich selbst hinauswirkend hat sich der Sammler als den unentbehrlichen Untergrund alles künstlerischen Schaffens bewiesen und als Anregungszentrum seines Lebenskreises hilft er die Kraft des Künstlers, die sich in tausend Kultur- und Wirtschaftswerte umsetzt, auf das ganze Volk überleiten. Man denke an die reine, ungetrübte Freude des Sammlers, der irgend einmal eine Erstausgabe der Klassiker, z. B. der Räuber, oder eine alte deutsche Bibel oder gar einen Meister E. G. geerbt oder vielleicht um ein Butterbrot erworben hatte, so oft er sieht, unter welchen Bedingungen diese Karitäten jetzt den Besitzer wechseln. Und welches Hochgefühl

befchleicht den Sammler, der sich durch viele Jahre um den Erwerb irgend-einer Karität bemüht hat, wenn ihm endlich der große Wurf gelingt und er sie endlich erwirbt! Wie aber auch heute noch unter unseren Augen fort-dauernd Gemeingut zur Karität wird, das möge ein kleines persönliches Erlebnis illustrieren:


Gibt es etwas Minderwertigeres als ein Plakat? Zahlt man doch heute gewöhnlich viel Geld dafür, um es überhaupt an der Straßenmauer an-bringen zu dürfen! Und doch gibt es auch in Österreich Künstlerplakate, Blätter, die von wirklichen Künstlern erfunden und ausgeführt, graphische Kunstblätter sind. Und das Sammeln von Künstlerplakaten ist für die Ge-schichte der graphischen Künste, oft für die allgemeine Sitten- und Kultur-geschichte von großer Bedeutung. Über diese letzte, allerjüngste graphische Kunstform ist die Literatur noch gering. Unter deutschen Werken steht Sponsels „Das moderne Plakat“ und Zur Westens „Reklamekunst“ obenan. Beide Autoren bezeichnen als das erste österreichische Künstlerplakat das von Hans Makart entworfene Blatt für die Wiener Kunstausstel-lung 1873. Also dieses Plakat wird gesucht. 1873! Wiener Weltausstellung! Davon mußten damals hunderttausend Exemplare gedruckt worden sein! Die ersten noch ganz optimistischen Schritte bleiben ganz erfolglos, denn unsere öffentlichen Sammlungen, das Kupferstichkabinet der k. k. Hofbiblio-thek, die Universitätsbibliothek, die Bibliothek der Akademie der bildenden Künste, die Albertina, die Bibliothek des österreichischen Museums haben keine Plakate gesammelt. Also führt der Weg ins Künstlerhaus. Gab es doch damals nur die Künstlergenossenschaft. Der verdienstvolle und liebens-würdige Sekretär der Künstlergenossenschaft bringt die entgegenkommendste, ja aufopfernde Unterstützung. Das Plakat ist schon von vielen Seiten, be-sonders vom Auslande her gesucht worden, wurde aber nicht gefunden, denn kein einziges Exemplar ist aufgehoben worden! Alle Akten der Wiener Weltausstellung 1873 werden auf das sorgfältigste durchstudiert, ob sich nicht irgendwo wenigstens eine Rechnung findet, z. B. von jenem Drucker, der damals die Druckkosten geliefert hatte, damit doch wenigstens der Name des Druckers eruiert werde, der wahrscheinlich auch das Plakat gedruckt hat. Nichts! Nach dem Preßgesetz mußten schon damals vier Pflichtexemplare abgeliefert werden, an die Hofbibliothek, an die Universitätsbibliothek, an die Staatsanwaltschaft und an das Preßdepartement der Polizeidirektion. Also nachdem in der Hofbibliothek und Universitätsbibliothek schon vergeblich ge-sucht worden war, werden nun die Staatsanwaltschaft und die Polizei-

direktion behelligt. Nichts! Alles schon lange eingestampft! Plötzlich kommt ein wohlwollender Rat seitens des befreundeten Kunstreferenten einer großen Wiener Tageszeitung. Alles was irgendwie mit der Wiener Weltausstellung in Zusammenhang gewesen war, hat der seinerzeitige Generaldirektor der Wiener Weltausstellung, Freiherr von Schwarz-Senborn gesammelt. Seine Witwe lebt noch irgendwo. Die muß das Plakat haben, oder doch wenigstens davon etwas wissen. Sie wird gefunden. Höfliche Anfrage, höfliche Antwort, daß sie nichts davon weiß. Makart hat es gezeichnet? Nun, sein Sohn lebt ja, ist ein vielbeschäftigter Photograph in der Wollzeile. Also hinauf in sein Atelier. Er hat nie davon gehört. Er fragt bei dem seinerzeitigen intimen Freunde Makarts, dem Oberbaurat Streit an. Auch dieser weiß nichts davon. Nun kommen die ausländischen Sammlungen an die Reihe. Das Kupferstichkabinet in Dresden, das Kunstgewerbemuseum in Dresden, das Kupferstichkabinet in Berlin, das unter der verdienstvollen Leitung unseres Landsmanns Prof. Dr. Gustav Pazaurek stehende Landesgewerbemuseum in Stuttgart, das Kunstgewerbemuseum in Hamburg, das Suermondtmuseum in Aachen, sie alle besitzen alte und große Sammlungen von Künstlerplakaten. Alle werden darnach befragt, alle antworten, daß sie es nicht besitzen und nie gesehen haben. Seit mehreren Jahren besteht in Berlin ein Verein der Plakatsfreunde. Unter seinen Mitgliedern befinden sich viele eifrige und gebildete Plakatsammler. Die größten derselben werden befragt. Sie wissen davon nur aus Büchern, aus Sponzel und Zur Westen. Gesehen haben sie das Blatt niemals. Jetzt wird guter Rat schon wirklich sehr teuer! Zufällig wird ein zweiter ehemaliger Freund Makarts gefunden, der persönlich in Makarts Atelier zugesehen hat, wie die Jagd der Diana allmählich entstanden ist. Aber auch er weiß nichts von einem Plakat. Woher haben nun Sponzel und Zur Westen ihre so kategorische Angabe, wenn selbst der Sohn Makarts und noch lebende ehemalige persönliche Freunde des Künstlers nichts davon wissen? Also direkte Anfrage bei diesen Kunstschriststellern. Für Zur Westen war 1903 das Werk von Sponzel aus dem Jahre 1897 die Quelle gewesen. Sponzel aber hat auf die briefliche Anfrage freundlich geantwortet, daß er heute nach so vielen Jahren leider sich nicht mehr erinnern könne, woher er seine damalige Angabe geschöpft habe, aber er habe damals alle Kataloge von den bis dahin stattgefundenen Plakatausstellungen benützt. Zufällig hat nun der zuletzt befragte ehemalige Freund Makarts, der frühere langjährige Redakteur der Wiener Exlibriszeitung, Herr Gerhard Ramberg-Mayer den prächtigen Einfall, es möge

doch der damalige Sekretär der Wiener Künstlergenossenschaft, Herr Regierungsrat Walz nach dem Blatt befragt werden. Wenn irgendein Sterblicher von dem Blatt noch etwas weiß, so ist er es! Er wird in Maria-Lanzendorf gefunden und hat die große Liebenswürdigkeit, in alten Notizen nachzuforschen, um seine Erinnerungen aufzufrischen. Und dies hat zwar nicht das Blatt selbst, aber doch wenigstens den richtigen Weg gezeigt, wo weiter zu suchen ist. Regierungsrat Walz konstatiert mit absoluter Sicherheit, daß Makart ein Plakat für die Ausstellung 1873 nicht gezeichnet hat. Walz war ja bei der Weltausstellung in Wien 1873 und bei der Pariser Weltausstellung 1878 vom Beginn bis zum Schluß aller Arbeiten in der österreichischen Abteilung tätig gewesen und würde sich sicherlich an eine derartige Erscheinung erinnern. Aber der Katalog der Ersten Internationalen Kunstausstellung im Künstlerhause in Wien 1882 hat auf dem Umschlag die Reproduktion des Plakats zu eben dieser Ausstellung mit der Bezeichnung „H. Makart inv.“ „R. von Waldheim sc.“ Und das Vorwort des Katalogs enthält die ausdrückliche Angabe: „Den Umschlag des illustrierten Katalogs schmückt die Reproduktion desjenigen Entwurfs von Hans Makart, wonach die Plakate für die Ausstellung hergestellt wurden.“ So kam endlich die Wahrheit über das Makartplakat ans Tageslicht. Dieses richtige Makartplakat, nicht von 1873, sondern von 1882 wird nun weiter gesucht. Die Kunstanstalt, die heute die Stelle der damaligen Firma „R. von Waldheim“ einnimmt, hat natürlich kein einziges Exemplar des kostbaren Plakats aufgehoben und weiß nichts davon. Also wieder nichts! Nach so vielen Irrfahrten wieder eine längere Pause. Und endlich bringt der Zufall doch den Lohn der vielen Mühe, als in einem versteckten Kellerwinkel wirklich ein verstaubtes Exemplar gefunden wird.

So war in der relativ kurzen Zeit von 40 Jahren aus einem damals wertlos gewesenen Straßenanschlag eine Rarität unter den Graphischen Künsten geworden, die für alle, die sich dafür interessieren, in der Studie des Verfassers über „Österreichische Plakatkunst“ (Kunstverlag J. Löwy, Wien) reproduziert und damit doch wenigstens auf einige Dezennien wieder vor Vergessenheit gerettet worden ist.





Sollen wir die Fraktur abschaffen?

Von Eugen Diederichs-Jena.

Die Frage, ob wir der Vereinfachung wegen auf die seit etwa 400 Jahren bestehende Fraktur oder Bruchschrift verzichten und uns wie die Engländer, die ja auch ein germanisches und dazu sehr praktisches Volk sind, auf die Antiqua beschränken sollen, war aktuell geworden durch die Agitation der Gegner dieser Schrift, die Anhänger der sogenannten Altschrift oder Antiqua. Eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Petition, die die Regierung veranlassen sollte, in der Schule die Frakturschrift an zweiter Stelle und offenbar allmählich überhaupt nicht mehr zu lehren, kam im Oktober 1911 im Reichstag zur Verhandlung und endete mit einer Niederlage der Anhänger der Altschrift.

Der Kampf um, wie man bei den Anhängern der Altschrift zu sagen pflegt, den „Zopf“ einer eigenen nationalen Schrift ist nicht neu. Bezeichnenderweise, und das ist sehr wichtig, geht er jetzt wie auch früher nicht vom Volke aus, das sich mit seiner Schrift sehr wohl fühlt, sondern von einer Gruppe Schulmeister (nicht etwa Pädagogen) in Verbindung mit gelehrten Spezialisten und nicht von den schöpferischen Menschen, den Künstlern. Sein Entstehungsboden ist die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, der Rationalismus. Hier wurden zum erstenmal die nationalen Schranken durch den Gedanken des Weltbürgertums überbrückt, die oberste Richterin und Führerin ist die Ratio, sind die Folgerungen der Vernunft. Von Leibniz an entbrannte am Anfang des 18. Jahrhunderts bei den deutschen Gelehrten der Streit, ob Fraktur oder Antiqua. Kant war z. B. für Fraktur, Alexander v. Humboldt für Antiqua. Goethe zuerst für Fraktur, nach seiner italienischen Reise für Antiqua und in seinem Alter wieder für Fraktur. Jakob Grimm war ein heftiger Gegner der Fraktur, besonders der großen Buchstaben, der sogenannten Versalien, und bekanntlich schrieben seit ihm eine Anzahl Germanisten und manche andere gute Menschen — nur der Dichter Stefan George sei genannt — alle Hauptworte mit kleinen Buchstaben, wie es die Völker der Lateinschrift längst tun.

Machen wir uns einmal kurz klar, was man der Fraktur vorzuwerfen hat. Vom praktischen Gesichtspunkt, sagt man, sie sei ein Ballast und hindere den Verkehr mit andern Völkern. Ästhetisch sei sie mit ihren Versalien, den großen Buchstaben, ausgeartet und stehe an Schönheit und Lesbarkeit hinter der Antiqua zurück. In der Regel kämpfen die Anhänger beider Schriften mit Gefühlsmomenten, mit sogenannten wissenschaftlichen Untersuchungen über den Einfluß der Schrift auf das Sehvermögen der Augen und schließen mit Geschmacksansichten.

Die Frage, welche von beiden Schriften auf die Augen gesundheitlich besser einwirkt, scheint zugunsten der Fraktur gelöst zu sein. Durch die Untersuchung von Professor Kirchmann ist wissenschaftlich festgestellt, daß das Auge beim Lesen nicht den einzelnen Buchstaben, sondern das ganze Wortbild faßt. Dieses ist aber in der Fraktur durch die nach oben und unten ausladenden Buchstaben charakteristischer als in der Antiqua. Die leichtere Lesbarkeit steht für die Fraktur außer Frage. Ja, man kann sagen, daß sie sich der Sprache insoweit angepaßt hat, daß sie die langen Worte, die im Deutschen viel umfangreicher wie etwa die entsprechenden französischen oder englischen Formen sind, für das Auge zusammendrängt.

Wir sehen heute entwicklungsgeschichtlicher wie Jakob Grimm, darum steht die Frakturfrage, die seinerzeit noch eine Geschmacksfrage sein konnte, für uns heute wesentlich anders. Stellen wir uns ihre Entwicklung vor Augen. Die römische Kultur und ihre Erben verwandten in ihrer Schreibschrift die Antiqua in großen Buchstaben, zu Karls des Großen Zeit entstanden aus den Majuskeln die sogenannten Minuskeln, die kleinen Buchstaben, sie wurden nach und nach eckiger, gotischer, und bis ins 15. Jahrhundert waren sozusagen alle Völker, auch die romanischen, auf das Frakturprinzip eingestellt. Durch den Humanismus, d. h. durch die neue Formensprache der italienischen Renaissance veranlaßt, druckten die Venetianer Aldus Manutius und Jenson zuerst in Antiqua. Deutschland nahm zwar in seiner Baukunst, Malerei und Skulptur die Anregungen der italienischen Renaissance bis zu einem gewissen Grade auf, aber nicht in seiner Schrift, denn in Nürnberg schuf man zur Zeit Dürers aus der Schwabacher die deutsche Fraktur, und das erste darin gedruckte Werk ist die Messkunst Dürers. Es ist wohl zu beachten, die deutsche Schrift ist kein Versallprodukt, sondern sie ist ein Ausdruck des Lebensgefühls des Dürerschen Kreises, sie entstand auf dem Höhepunkt der deutschen Kunst.

Seitdem besitzt Deutschland eine zweifache Ausdrucksform für sein geistiges

Leben, seine Gedankenwelt. Und das wollen wir uns klar machen, noch nie haben beide Formen miteinander gekämpft, im Gegenteil, im 17. Jahrhundert laufen sie friedlich nebeneinander in den Büchern einher. Der Streit, ob Fraktur oder Antiqua ist nie ein Streit des schöpferischen Lebens gewesen, sondern des Intellekts. Die Frage, ob Antiqua oder Fraktur, spitzt sich daher so zu: Soll der Intellekt, der nur ein Teil des Lebens ist, den schöpferischen Lebensgang vergewaltigen, oder stehen die Gesetze des schöpferischen Lebens über dem fanatischen Nützlichkeitsbedürfnis kurzsichtiger Rationalisten oder des von vielen so heißersehten Normalmenschen?

Ohne Zweifel führt der Entwicklungsgang unserer Kultur nicht zu einer Vereinfachung und Verimpelung des Lebens, sondern zu größerem Reichtum seiner Formen. Die Aufgabe aber, die schöpferische Menschen sich stellen, ist: Den Reichtum des Lebens dadurch zu mehren, daß sie ihr Empfinden in neuen Formen auszusprechen suchen. Zuerst hieß es in der modernen Kunstbewegung: um jeden Preis neue Formen; jetzt heißt es mehr: Weiterentwicklung der Tradition. Nun, schließlich mögen beide Linien nebeneinander gehen. Es ist auffallend, daß die „Schulmeister“, die von der Zwecklosigkeit der deutschen Schrift und einer dadurch entstehenden Überbürdung der Schüler reden, noch nie ernsthaft für die Verwirklichung des Gedankens sich eingesetzt haben, griechische Klassiker in Antiqua zu drucken. Welche Vereinfachung wäre dies für die Schüler! Ebenso ist es auffallend, daß die gewiß praktischen Römer nicht auf den Gedanken kamen, ihr Weltreich durch Ausrottung der griechischen Schrift zu vereinheitlichen.

Man stelle sich nur die literarischen Quellen der griechischen Kultur in Antiqua der Nachwelt übermittelt vor, jedes künstlerische Gewissen wird sich empören. Ist das aber nicht das gleiche, wenn uns zugemutet wird, wir sollen die literarischen Dokumente unseres phantasievollen Volkes in einer Schrift drucken, die auf dem Boden des rein logisch rational veranlagten Menschen gewachsen ist?

Machen wir uns klar, die Spezialisten und Nützlichkeitsmenschen schwärmen für eine Sprache und für eine Schrift, die Antiqua. Besteht überhaupt die Aussicht, daß die im Lande der Zukunft liegenden Vereinigten Staaten von Europa sich in dieser Weise vereinheitlichen? Nie! Die Einheit liegt auf ganz anderem Gebiete.

Alles Nationale, und darin ist die Sprache inbegriffen, ist ein Reichtum, den sich ein einzelnes Volk zum Nutzen der Gesamtmenschheit erwirbt, es ist die äußere Form seines Charakters und seiner Anlagen. Wir erkennen

aus der Geschichte, daß Stammeseigentümlichkeiten, die sich in älteren Zeiten entwickelt haben, in einem größeren nationalen Verband nicht untergehen, sondern im Gegenteil eher noch wachsen. Wer wollte z. B. behaupten, daß sich die Stammesart, der Unterschied von Nord und Süd, Ost und West in Deutschland seit Gründung des Deutschen Reiches verwischt habe? Nur was durch den Intellekt geschaffen werden kann, vereinfacht sich im Mechanismus des staatlichen Zusammenhanges, was aus dem Unbewußten entsteht und Ausdruck des Lebens ist, ist der dauernde Besitz eines Volkes.

Die Schrift ist aber gleichfalls eine Form innerer Lebensvorgänge in einem Volk. Nie wird es der europäischen Kultur gelingen, den Slawen etwa ihre Ausdrucksweise in Gestalt der russischen Schrift zu nehmen. Und wenn die deutsche Schrift nicht erfunden wäre, so müßte sie jetzt erfunden werden als Ausdruck unseres Wesens, unserer „phantastischen“, mehr innerlichen Veranlagung gegenüber der logischen Klarheit der lateinischen Rasse. Stehen wir also auf dem Standpunkt, daß unsere Kultur, unser geistiges Leben immer reicher werden müsse, daß die Schöpfung neuer Werte allerwegs wichtiger sei, als die Intellektualisierung und Vernüglung des menschlichen Lebens, so müssen wir logischerweise nicht nur für die Anwendung beider Schriften, sondern auch für ihre künstlerische Fortbildung eintreten.

Organische, d. h. künstlerische Gesetze lassen sich nicht durch Majoritätsbeschlüsse schaffen. Entweder die Fraktur ist tot und stirbt ab, dann wollen wir sie mit Respekt begraben. Hat sie aber Lebensfähigkeit, so wird sie sich künstlerisch weiterentwickeln und dann der Ausdruck modernen deutschen Wesens sein. Vielleicht fällt ihr sogar die Aufgabe zu, den anderen Völkern und auch den Engländern sichtbar zu machen, in welcher Art die Charakteranlage des deutschen Volkes — sie braucht darum nicht besser zu sein — sich von der anderer Nationen unterscheidet.

Die Frage, ob Fraktur oder Antiqua, ist also keine intellektuelle Nützlichkeitsfrage, ebensowenig eine Geschmacksfrage, sondern die Frage: Haben wir die Freiheit, die Formen für unser Innenleben auch auf dem Gebiete der mit uns gewachsenen Schrift zu entwickeln? Sie ist im letzten Grunde nicht der Kampf um die Beibehaltung von etwas historisch Gewordenem, sondern der Kampf des für die Zukunft geschaffenen schöpferischen Lebens gegen die Beckmesser und sonstigen geistigen Polizisten. Welche Schrift in der Welt die Vorherrschaft hat, ob Antiqua, ob Fraktur, ob Russisch, ob Chinesisch, wird von unserer Tüchtigkeit als Volk abhängen.

* * *

Lessing und die deutsche Schrift

Daß Wieland, der vielleicht meist gelesene Dichter unserer Klassikerzeit, seine einzelnen Werke, seit seiner Rückkehr aus der Schweiz (1760), woselbst mit Vorliebe lateinisch gedruckt wurde, mit deutscher Schrift drucken ließ, ist, wie Cäsar Glaischlen in der „Tägl. Ndsch.“ schreibt, bekannt, und daß er später den verminderten Absatz seiner Gesamtausgabe bei Göschen in Leipzig (1794) auf deren Lateindruck zurückführte, ebenfalls.

Nachstehend aber ein noch früheres Zeugnis zu diesen Fragen, das weniger bekannt sein dürfte, und zwar aus dem Jahre 1751, und von Lessing, dem man wohl nicht den Vorwurf kleinlicher Engherzigkeit machen kann.

Er schreibt in seinen „Kritischen Nachrichten“ (Stück 27, vom 2. Juli 1751): „Gleichwie J. J. Bodmer in seinem neuen Epos „Jakob und Joseph“ dem Verfasser des Messias in der Versart (Hexameter) nachgeahmt hat, also hat er es dem Verfasser des „Frühlings“ (Ewald v. Kleist) in den lateinischen Buchstaben nachgetan. Aber warum will man denn unsere ursprüngliche Sprache in das Joch fremder Charaktere zwingen? Laßt uns doch das ehrwürdige Altertum unserer Muttersprache auch in den ihr eigenen Buchstaben behaupten. Man wirft unsern Buchstaben vor, daß sie soviel Ecken haben! Welch ein Vorwurf! Gleich als ob die Ecken nicht so ehrlich wären, als die Rundungen, und als ob die lateinischen Charaktere nicht ebensoviel Ecken hätten! Denkt man dadurch die Ausländer zur Erlernung unserer Sprache anzulocken, so irrt man sich sehr. Wenn sie bis auf die Buchstaben, welche doch meistens den lateinischen sehr ähnlich sind, kommen, so kommen sie auch weiter!“

Zur Erklärung des Folgenden sei erwähnt, daß Bodmer und die ganzen Schweizer damals fast durchweg das ü mit y druckten, also z. B.: Zyrich, Gemyt, Frylingsnächte.

„Es ist übrigens ohne Zweifel wegen des Mangels an ü in dem Antiquaschriftkasten geschehen, daß man statt derselben lauter y genommen hat, und weil hierdurch auch das Fach des y leer geworden, so hat man notwendig anstatt des y, welches sonst ein guter, alter, ehrlicher deutscher Buchstabe ist, allemal ein i genommen. Dergleichen Sprachverbesserungen können wir für nichts anderes als für Kinderspiele ansehen, welchen gesetzte deutsche Schriftsteller nachzuäffen sich jederzeit schämen werden; und das von Rechts wegen.“

Cäsar Glaischlen.

Lesen


Nur dich such' ich so mürre dich Brief' zu lesen!
Der dich vor Hell' dich meine Reine gelogen;
die Macht, die mich best'immst dich zu lesen
sollst, nicht ohne dich dich anspiehlen

Nur dich, dich dich. Die dich der Jünger Jünger
den Anseh'n, dich, dich, dich
den Jünger, dich, dich, dich
dich dich dich dich dich dich dich dich dich

^{Sagen}
dich dich dich dich dich dich dich dich dich
dich, dich, dich, dich, dich, dich, dich, dich
die dich dich dich dich dich dich dich dich

dich dich dich dich dich dich dich dich dich
dich, dich, dich, dich, dich, dich, dich, dich
dich dich dich dich dich dich dich dich dich

Wien = Grazing, am Rhein, 18. Juni 1814
Richard Schenk



Die Bücher meiner Mutter.

Ein Erinnerungsblatt von Richard Schaukal.

Der Bücherschrank meiner Mutter stand im Salon, dem sogenannten letzten der drei Cassenzimmer. Es war ein verdüsterter Raum, der uns Kindern groß schien und immer einigermaßen unheimlich blieb, weil man darin nicht lebte, bloß, wenn fremde Besucher empfangen wurden, hineingerufen ward, sich zu zeigen und nach Namen und Alter befragt zu werden, und weil dort die Weihnachtsbescherung stattfand. Geheimnisvollen Reiz verlieh dem mit dunkelgrünen Samtmöbeln bestellten, durch einen hohen Standspiegel vertieften Gemach eine stets verschlossene Türe. Ein langer Schlüssel stak still in ihrem aus Messingblech breit und kantig gefertigten, in ruhiger Glätte glänzenden Schloß. Sie führte, wie man zwar wußte, weil man aber nie hindurchging, sich doch nicht recht vorstellen konnte, in den schmalen gemauerten Gang, von dem man auf einer steilen Holzstiege in das zweite Stockwerk hinaufstieg. Der Raum zwischen dieser, der Innen-, und einer nicht ganz erblickten zweiten, der Außentüre, war durch einen flachen Kasten und hoch hinaufreichende Fächer zu einer behaglichen Vorratskammer gestaltet, die stets köstliche Dinge beherbergte, frisches Obst, eingemachte Früchte und Backwerke zuweilen aber auch, vor dem Christfest, Geschenke barg.

In den Salon trat man über eine der Dicke der alten Mauern gemäß breite Schwelle und erfreute sich jedesmal an den blanken Messingknäufen, die würdig aus dem Mittelfeld der ins Speisezimmer aufgelehnten Flügeltüren ragten. Links vom Eingang, in der Nähe des schräg über die Ecke dieser Schmalseite gestellten weißen Kachelofens, stand bescheiden der Bücherschrank. Er hatte eine mit einer Milchglascheibe versehene Tür und darüber eine Lade. Auf ihm erhob sich zwischen zwei grün angelaufenen Doppellenktern — ich höre noch das Klirren der Kerzengläschen — eine mit einer italienischen Landschaft bemalte Vase.

Ich weiß es nicht mehr, wann ich zum erstenmal in sein Inneres Einsicht nehmen durfte. Aber unvergeßlich bleibt mir der stets in gleicher Feierlichkeit

erneute Eindruck seines Anblicks. Der braune Kasten, den, wie seinen Inhalt, Mama in die junge Ehe mitgebracht hatte, war vier Fächer hoch und zwei Reihen tief. Es standen in den zwei obern Fächern, lückenlos gefügt: Goethe, Schiller, Shakespeare, Heine, Grillparzer, Raimund, Lenau, Chamisso, Uhland, ein stämmiger roter Leinenband, Schlossers Weltgeschichte, ein schwarzes Bändchen: „Lessings Meisterdramen“, ein niedliches braunes Büchlein: Mirza Schaffy. Zu unterst hatten sich vor den mächtigen, mit einem goldnen Atlas prunkenden Rücken des Spamerischen Konversationslexikons, einer Erwerbung des nicht eben poetisch gestimmten Vaters, und den sie noch überragenden vornehmen vier Folianten „Deutschlands Kunstschätze“ unscheinbare Bände verschiedener Art zusammengefunden, allerlei Albums, einige Zeitschriften und ein paar broschirte Bände; es gab da außer einem, zumal um der rührenden Charlotte Corday willen merkwürdigen „Frauenleben der Erde“ einzelnes aus Otto Jandeks gelber Romanbibliothek, Schorers Familienblatt, kurz, wie mir dünkte, Gedrucktes, aber keine richtigen Bücher. Und das war auch nicht der Bücherschatz Mamas, der, den sie noch als Mädchen einzeln sich gewünscht, allmählich zum Geschenk bekommen, gesammelt und liebevoll beisammen gehalten hatte, ihr Stolz. Den trugen die obern Reihen.

Die Lade war Pappas Gebiet, ein von mir kaum jemals ganz durchstöberter Haufen rotgelber „Romanbibliothek“ und eine Lieferungsausgabe von „Xavier de Montepin“, darunter freilich zwei Hefte, die mich bald, jedes auf seine Weise, magisch lockten: „Der heilige Antonius“ von Wilhelm Busch (die erste Ausgabe, fügt melancholisch der Bibliophile zur Knaben-Erinnerung hinzu) und „Die Geheimnisse des Spielbergs“, darin vor allem des Panduren Trenck Geschichte schauerlich anziehend. Auch „Die fromme Helene“ dürfte einmal dagewesen, aber als bedenklich dann verschwunden sein.

Alle Abende nach dem Nachtmahl blieb der Vater, im grauen rotgefäumten Schlafrock, die von mir gebrachte Virginier im Munde, schweigend am Speisetische sitzen, zunächst die Zeitungen, dann ein Buch lesend, während die Mutter uns, meine jüngere Schwester und mich, besorgte. Ich erinnere mich, daß er gelesen hat: das besagte Konversationslexikon, die Zeitschrift des Deutsch-Osterreichischen Alpenvereines, Berichte der Handels- und Gewerbekammer, seine geliebte „Romanbibliothek“, die „Gartenlaube“, „Schorers Familienblatt“, Schlossers Weltgeschichte, ein chemisches Fachblatt, später unsre Jugendschriften, zumal „Hellas und Rom“ von Wagner. Ich war stolz, wenn er mich fragte: „Hast du etwas zu lesen?“; später, als gereifter Knabe, sah ich es nicht immer gerne, daß er sich selbst aus meinen Büchern eines

wählte; er trug freilich — beschämt bedenk ich's — meiner ängstlichen Sorgfalt Rechnung, indem er, von der Mutter dazu angeleitet, dem Band einen Bogen Papier unterbreitete. Ich sah ihn unter der bronzierten Hängelampe sitzen, die linke Hand fest an das Haupt geschoben, daß sich die gerötete Haut zu den ergrauten Schläfen hinauf zu Falten formte. . . Ich gab ihm den Gutenachtkuß über die Hand auf den Kopf, wobei ich seinen wohlgebildeten Schädel, der, einst mit dichten blonden Locken bedeckt, früh kahl geworden war, im Lichte glänzen sah. Er hat, daheim wortkarg, in sich verschlossen, den Kuß niemals erwidert; sein „Gute Nacht“ brummte er gutmütig vor sich hin. Ich glaube, wir waren beide dabei verlegen. Es kam die Zeit, da ich diesen Kuß, wie das Nachtgebet, aufgab. Damals rauchte ich schon seine Zigarren. . .

Mama war anders; sie gehörte uns, und ihre Bücher wurden meine verehrten Freunde. Zuerst hat sie mir davon Schiller (es war die schöne „kritische Ausgabe“ von Kurz) zu lesen gestattet. „Fiesko“ und „Maria Stuart“ waren ihre Lieblingsdramen. Die „eilenden Wolken“ hör ich sie deklamieren. Mehr als Schiller lockte mich, früh schon, Shakespeare, den sie in der illustrierten Grotteschen Ausgabe besaß. Was hab ich über den Holzschnitten von Brendamour, zumal zum „Sturm“, geträumt! Ich verehrte Ferdinand und Miranda als erlauchte Wesen einer höhern Welt. Raimund war der dritte in diesem nicht ungemäßen Bunde. Vom „Barometermacher auf der Zauberinsel“ gefangen, liebte ich ihn (und liebe ihn noch). Goethe ließ mich, trotz meiner Mutter Schwärmerei für Egmont, kalt. Er war (gleichfalls in der Hildburgschen Ausgabe) ablehnend, eher langweilig; der braune Leinenband und der ziemlich enge Druck, die Seiten füllend, ohne Lesarten, hielten ihn mir, symbolisch, fern. Ein kleines „Neues Testament“, im Format dem Lessing verwandt, las ich, wohl um der gefälligen Typen willen, gern. Aus Heine und Bodenstedt zitierte Mama.


Meine Mutter hat sehr viel und unglaublich schnell gelesen. Ihre überhaupt lebhafteste Art kannte, wenigstens was sie selbst betraf, kein Verweilen. Ihren raschen energischen Schritt, den ein jahrelanges Leiden nicht zu hemmen vermocht hat, brachte sie zum Lesen mit. Und ich erlebte, wie dereinst die Märchen und die an den großen Persönlichkeiten orientierte Weltgeschichte, wie die lebenswürdigen Kinderbücher meiner Kinderzeit, als Knabe und heranwachsender Jüngling, zunächst gleichsam ihr unscharfer Schatten, dann der beflissene Nachtrefer, endlich ein freigelassener Überprüfer, mit ihr, was sie las: Dingelstedt, Freytag, Stifter, Frenzel, Guzkow, Scheffel, Dahn, Wilkie Collins, Flygar-Carlén, Ebers, Jischoffe, Hackländer, Dewall, Werner, Marlitt,

Heimburg, Eckstein, Hamerling, Scott, Jules Verne. Später hat sich die Unbefangene willig meiner Führung anvertraut und an Keller, Ludwig, Hebbel, Balzac, Dickens, Sealsfield, Meyer, Raabe, Jakobsen, Poe, Flaubert, Turgenjeff, Vermontoff, Tolstoj großen unmittelbaren Genuß gehabt, ihren Lieblingen aber, von denen ich ihr insbesondre Andersen, Chamisso, Uhland danke, ist sie, trotz meinen bei manchen davon sich bis zur Abneigung ver-dichtenden Widerständen, treu geblieben, so namentlich Grillparzer („Altnfrau“, „Sappho“, „Der Traum ein Leben“, „Weh dem der lügt“!), Lenau, Lennyson und Heine, und hat mit andern, trotz meiner enthusiastischen Verkündigung, sich niemals herzlich zu befreunden vermocht, so mit Shakespeare, Hoffmann, Busch. Sie war heiter, elastisch, sanguinisch, energisch, unglaublich mutig, bei aller Bescheidenheit stolz, ohne Sinn für Ironie. Einer, der sie in den letzten Wochen vor einer jäh zum Ende stürzenden Krankheit noch erquickt hat, ist Thackeray gewesen.

Aus ihrem Bücherschrank sind mir zu geschätztem Besitze zuteil geworden: die von ihr hochverehrte „kritische“ Ausgabe (Kurz) von Schiller (Cotta), Chamisso, zwei marmorierte Bände mit weißem Lederrücken und weißen Lederecken, meinem Knabenstaunen das köstlichste Buch, das es geben konnte (Grote), Schlosser, Lenau (in der prächtigen, von Grün veranstalteten ersten Gesamtausgabe), Heine (gleichfalls in der ersten großen Gesamtausgabe), Jordans Nibelungen, „Enoch Arden“ nach Lennyson von Strodtmann, ein von Paul Thumann liebenswürdig illustrierter Quartband (1876), und eine kleine Anzahl alter Märchensammlungen — Tieck's „Elsen“ war ihr liebstes Märchen —, die ich in ihrem Geiste meinen Kindern lese.

Wien-Grinzing, am 40. Jahrestage ihres glücklichsten,
des Tages meiner Geburt (27. Mai 1914).





Liste empfehlenswerter neuerer Bücher.

Von Hans Feigl.

In den ersten zwei Jahrgängen dieses Kalenders habe ich eine so ziemlich die gesamte bibliophile Publikation der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre umfassende „Bücherliste für Bibliophilen“ veröffentlicht, zugleich durch Einfügung auch einer Anzahl nicht ausdrücklich bibliophiler Erscheinungen eine Art Leseliste zu geben versuchend. Sie hat, wie ich verschiedenen sowohl aus Verlegerkreisen wie aus der Mitte der Bücherkäufer an mich gerichteten zustimmenden Kundgebungen entnehmen konnte, ihre Bestimmung vollauf erfüllt. Sie jedes Jahr wiederzubringen, liegt keine Nötigung vor; auch hätte ihr Umfang, zumal durch die jährlich notwendigen Ergänzungen, zu viel Raum weggenommen. An ihrer Statt sei diesmal die hier folgende „Liste empfehlenswerter neuerer Bücher“, genau genommen neuerer Erscheinungen, unterbreitet, wobei durchaus nicht darauf verzichtet werden soll, zu gegebener Zeit wieder einmal eine die gesamte bibliophile Publikation der letzten zwei Jahrzehnte berücksichtigende „Bücherliste für Bibliophilen“ zu veröffentlichen. Die nachstehend angeführten Erscheinungen, die da und dort auch eine knappe Charakterisierung erfahren, erstrecken sich ungefähr auf den Zeitraum vom Abschluß des vorjährigen Kalenders, also von beiläufig Anfang Oktober 1913 bis Ende Oktober 1914. Werke, die während der letzten zwei Monate 1914 herauskommen, sollen, soweit sie mir empfehlenswert erscheinen, in der auch für den nächstjährigen Kalender in Aussicht genommenen Liste verzeichnet werden. Irgend eine Vollständigkeit anzustreben, war nicht Vorsatz: die folgende Liste kann und will nur eine Auswahl bieten. Überflüssig zu betonen, daß ein Einzelner nicht alles überschauen kann. Hauptsache ist, daß er nach bestem Können und Wissen verfährt und hierbei auch Erzeugnissen gerecht zu werden versucht, die seiner eigenen Weltanschauung und seinem persönlichen Empfinden ferne stehen.

* * *

Neuere Dichtung und Belletristik.

Adolph Karl. Töchter. Roman (Deutschöstrer. Verlag).

Bartsch Rudolf Hans. Vom sterbenden Kokoko. Mit Lithographien von Hugo Steiner-Prag. (L. Staackmann).

Diese Novellen, vielleicht die feinste Frucht der freilich manchmal auch in die Irre gehenden Begabung des Dichters (denen man mit der Etikette grazios lange nicht gerecht wurde), haben hier in dem bekannten Buchkünstler Hugo Steiner-Prag den sich glücklich einfühlenden Illustrator gefunden. Aus den zehn beigegebenen Lithographien weht uns wirklich jene sorglos-selige, fröhlich-frivole Kokokozeit entgegen, deren lachende Menschenkinder auch dann noch tänzelnd einherschritten, wenn ihr Erdendasein bereits vom Todeshauch umwittert war. Sich in die ganz besondere Kokokoseele Bartschs hineinzuversetzen, hat Hugo Steiner außerordentlich verstanden, hierbei das Allzufüßliche ebenso meidend wie das Allzuf sentimentale. Erwecken so Bilder und sonstiger Buchschmuck, ebenso die prächtige Antiqua der Spamerschen Buchdruckerei hohe Befriedigung, so hätten wir gerne dem Einbände, der unserem Empfinden nach bei aller Solidität nicht ganz stilgerecht wirkt, ein anderes Kleid gegeben. Im allgemeinen aber gebührt dem Staackmannschen Verlage, der uns hier (nach dem Singkerschen „Wiesenzaun“) zum zweiten Male bereits bibliophil kommt, für seine Bemühungen, einer der schönsten Novellensammlungen unserer Zeit ein ihr würdiges und passendes Gewand zu geben, aller Bücherfreunde Dank.

Bermann Rich. A. Das Seil. Eine Ehegeschichte (G. Fischer).

Blei Franz. Laudsaher und Abenteuerer (G. Müller).

Dauthendey Max. Gedankengut aus meinen Wanderjahren. 2 Bände (Ab. Langen).

Dehmel Richard. Gesammelte Werke in 3 Bänden. Volksausgabe (G. Fischer).

Federer Heinrich. Das letzte Stündlein des Papstes (E. Salzer).

[Fleischlen Caesar.] Gedetkbuch mit Worten aus den Werken von C. Fleischlen (E. Fleischl).

Frenssen Gustav. Jörn Uhl mit hundert Holzschritten nach Zeichnungen von B. Winter (Grote).

Ganghofer Ludwig. Der Ochsenkrieg. Roman aus dem 15. Jahrhundert (A. Bonz).

George Stefan. Der Stern des Bundes (G. Bondi).

Greiner Leo. Chinesische Novellen und Geschichten (E. Reiß).

Günther Agnes. Die Heilige und ihr Narr. 2 Bände (J. F. Steinkopf).

Hamsun Knut. Die letzte Freude. Roman (Ab. Langen).

Handel-Mazetti E. v. Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. 2. und 3. Teil (J. Kösel).

Hegeler Wilhelm. Die Leidenschaft des Hofrat Horn. Roman (E. Fleischl).

- Hesse Hermann. Kosshalde. Roman (G. Fischer).
- Hoffensthal Hans v. Marion Flora. Roman (E. Fleischl).
- Hohlbaum Robert. Österreicher. Roman aus dem Jahre 1866 (L. Staackmann).
- Huggenberger Alfred. Dorfgenossen. Neue Erzählungen (L. Staackmann).
- Keyserling E. v. Abendliche Häuser. Roman (G. Fischer).
- Leppin Paul. Gang in die Finsternis. Roman (Delphin-Verl.).
- Molo Walter v. Im Titanenkampf. Ein Schillerroman. 2. Teil; Die Freiheit. 3. Teil (Schuster & Löffler).
- Morgenstern Christian. Wir fanden einen Pfad. Neue Gedichte (R. Piper).
- Nathusius Annemarie v. Ich bin das Schwert! Roman (E. Reifner).
- Nerø Martin Andersen. Überfluß. Roman (Alb. Langen).
- Paquet Alf. Erzählungen an Bord (Rütten & Löning).
- Schaukal Richard. Kindergedichte. Aus den fernen Tagen der tannengrünen Kindheit (Verse 1892—1896). Mit Bildern von Maximilian Liebenwein (Privatdruck).
- Dieses Werk ist für die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914 von der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien in den Jahren 1913/14 in 150 von 1 bis 150 nummerierten und vom Dichter, vom Maler und vom Direktor der Anstalt signierten Exemplaren hergestellt worden und nicht in den Buchhandel gelangt. Auch hier hat das österreichische Buchgewerbe bewiesen, was es, allen Nedern und Verkleinerern zum Troß, zu leisten imstande ist. Dieses wundervolle Privatwerk, jedem Bibliophilen, dem es in sein Besitztum einzureihen vergönnt wurde, eine Augenweide, sollte als ein Beispiel aufgestellt werden, wie der Einklang eines künstlerischen Buchwerkes in allen seinen Teilen zu erzielen ist. Text, Bild, Ornamentik, Raumverteilung, alles vereinigt sich zu einem uns fast festlich stimmenden harmonischen Ganzen. Mit der echten Gemütsinnigkeit der formenreinen, klangschönen, dabei kinderzarten Schaukalschen Gedichte wetteifert der Phantasieichum der Bilder Liebenweins, der mit dem Stifte genau so traute Geschichten und Märchen zu erzählen und liebe Kinderverse herzusagen weiß wie sein Bruder Dichter. Die Abbildungen sind photochromolithographisch nach den Originalen in derselben Größe wiedergegeben.
- Spitteler Carl. Meine frühesten Erlebnisse (E. Diederichs).
- Wedekind Frank. Gesammelte Werke. 6. Schlußband (G. Müller).
- Wedekindbuch, Das. Herausgegeben von J. Friedenthal (G. Müller).
- Zapolska Sabryela v. Der Polizeimeister. Ein russischer Polizeieroman (Desterheld).

Essays, Kritische Schriften.

- Sab Julius. Fortinbras oder der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik. 6 Reden (G. Bondi).

- Vahr Hermann. Erinnerungen an Burckhardt (G. Fischer).
- Berger Alfred Frh. v. Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Anton Bettelheim und Carl Glossy. 3. Schlußband: Reden und Aufsätze (Deutsch-österr. Verlag).
- Brahm Otto. Kritische Schriften über Drama und Theater. Herausg. v. P. Schlenker (G. Fischer).
- Salten Felix. Gestalten und Erscheinungen (G. Fischer).
- Schaukal Richard. Zettelkasten eines Zeitgenossen. Aus Hans Bürgers Papieren (G. Müller).
- Spitzer Daniel. Gesammelte Schriften. Herausg. v. M. Kalbeck und Otto Erich Deutsch. 3. Bd.: Wiener Spaziergänge III. (G. Müller).

Schon zu Lebzeiten Spitzers sind eine ganze Reihe von Bänden seiner vielgelesenen und vielbelachten „Wiener Spaziergänge“ erschienen, die heute ziemlich selten geworden sind und verhältnismäßig hoch im Preise stehen. Die bei Müller erscheinende Gesamtausgabe der Werke Spitzers, der auch mit einigen kleinen novellistischen Arbeiten (das „Herrenrecht“, die „verliebten Wagnerianer“) hervortrat, ist von Otto Erich Deutsch und Max Kalbeck besorgt und auf ungefähr sechs Bände berechnet. Spitzers Hauptstärke lag im Feuilleton. Jeden Sonntag erfreute oder erbitterte er — je nachdem — eine andächtige, Zeile für Zeile schlürfende Gemeinde durch ein selten über drei Spalten hinausreichendes Feuilleton in der führenden Zeitung Österreichs, der „Neuen Freien Presse“. Wer das Wiener Publikum kennt, weiß, welche Bedeutung die Zeitung in dieser Stadt hat. Ein Aufsatz von dem Wiener Spaziergänger „Sp—r“ war immer ein gewisses Ereignis. Spitzer war boshaft durch und durch, aber im Grunde genommen ein ernster Mann und eine geschlossene Persönlichkeit. Ein großer Teil seiner Angriffe galt politischen Persönlichkeiten, die er als ein überzeugter, wenn auch sehr einseitiger Liberaler, je nachdem sie ihm in den Wurf kamen, aufs Korn nahm, wobei er allerdings auch nötigenfalls die eigenen Leute schonungslos preisgab. Ein Beispiel: In der Zeit des Schwindelaufschwunges wendet er sich gegen die geadelten und baronisierten Industrie- und Finanzritter mit den seither geflügelt gewordenen Worten: „Eiserne Stirne, eiserne Kasse, eiserne Krone“. Spitzer gehörte mit Speidel, Kürnberger, Waldeck u. a. zu den Begründern des vielgerühmten (und auch vielbefeindeten) Wiener Feuilletons.

Literatur und Literaturwissenschaft.

- Aristophanes. Deutsch v. L. Seeger. 2 Bände (= Klassiker des Altertums) (G. Müller).
- Wir verweisen auf das (in der Abteilung Geschichte usw.) bei Plutarch Gesagte.
- Arndt E. M. Märchen und Jugenderinnerungen. 2 Bände (G. Müller).
- Arien und Bänkel aus Alt-Wien (Insel-Verlag).
- Benisch-Darlang E. Mit Goethe durch die Schweiz. Ein Wanderbuch. Mit Handzeichnungen von Goethe und noch nicht veröffentlichten Aquarellen (Gerlach & Wiedling).

Bethge Hans. Die indische Harfe. Mit zum Theile farbigen Steinzeichnungen von Bernhard Hasler (Morawe & Scheffelt).

Im vorjährigen Kalender war ich in der erfreulichen Lage, über eine Reihe schöner, den Durchschnitt bibliophiler Veranstaltungen überragender, von jeder Schablone sich freihaltender Unternehmungen des Verlages Morawe & Scheffelt zu berichten, so über die von Diveh in neuromantischem Stile illustrierte Ausgabe von Münchhausen, desgleichen über die mit Bildern geschmückten Bände Heinescher Dichtungen. In diese Reihe nicht gewöhnlicher bibliophiler Erscheinungen treten nun, von gleicher Sorgfalt geschaffen, die unter dem Titel „Die indische Harfe“ von Hans Bethge dargebotenen Nachdichtungen indischer Lyrik. Hans Bethge, selbst keiner der schlechtesten auf dem neuern deutschen Parnass, hat sich auch als verständnisvoller, mit dichterischer Kraft sich einführender Übersetzer orientalischer Poesie bewährt („Das türkische Liederbuch“, „Die Chinesische Flöte“). Mit Staunen fast werden wir nun aus dem vorliegenden Werke gewahrt, welche Feinheit und Lieblichkeit indischer Poesie entströmt. In Hasler haben die Bethgeschen Übertragungen einen genialen Kunstgenossen gefunden. Die elf von ihm dem Werke beigegebenen, zum Theile farbigen Steinzeichnungen verraten selbstbewusste, dabei durchaus ungequälte Eigenart, kräftigen Schwung, dichterische Anschauung, sie sind erlebt und nicht erfunden und gemacht. Gleich Schönes läßt sich von der übrigen Ausstattung des Buches sagen, das in einer edlen Antiqua von Poeschel & Trepte, wie immer, sorgfältig auf holländisch Bütten gedruckt, auch in seinem schweren Seideneinband wohlthuend wirkt. Es sei noch vermerkt, daß der Druck der Lithographien auf der Handpresse erfolgte. Das nur in einer einmaligen Ausgabe von 250 nummerierten Exemplaren erschienene Werk, in allen seinen Theilen künstlerisch gestaltet und so sich zu einem schönen Einklang verwebend, darf hohen Rang unter den bibliophilen Erscheinungen der letzten und vieler vorangegangener Jahre beanspruchen.

Vode Wilhelm. Goethes Liebesleben (E. S. Mittler).

Cellini Benvenuto. Deutsch von Goethe. Mit Steinzeichnungen von M. Stevogt (Br. Cassirer).

Dostojewski F. M. Briefe (K. Piper).

Ghettobuch. Die schönsten Geschichten aus dem Ghetto, herausg. von Arth. Landsberger (G. Müller).

Gleichen-Rußwurm M. v. Schiller. Die Geschichte seines Lebens. Mit 52 Bildnissen (J. Hoffmann).

Goethes Werke. Volksausgabe in 18 Bänden. Mit Briefen, Tagebüchern und Gesprächen, herausg. v. Ed. Engel in 5 Bänden (Hesse & Becker).

— Werke in Form und Text ihrer Erstausgaben. Hermann und Dorothea. 1 Band. Wilhelm Meisters Lehrjahre. 4 Bände (Morawe & Scheffelt).

— Faust der Tragödie 1. und 2. Teil (F. Heyder).

Gedruckt in der Rudolf Koch-Fraktur. Die in Rot gehaltenen Überschriften sind, ebenso wie der Einband des kräftig wirkenden Buches, von Rudolf Koch entworfen.

— über sich selbst, herausg. von Valerian Tornius (Schulze & Cie.).

Goethe und seine Zeitgenossen. Briefwechsel und Äußerungen, herausg. von F. v. d. Leyen: Goethe, Kestner und Lotte, herausg. v. Dr. Berend (J. F. Steinkopf).

— Eckermann. Gespräche mit Goethe. Illustr. Ausgabe (G. Kiepenheuer).
Sorion Micha Josef bin. Die Sagen der Juden. 2. Band: Die Erzväter (Rütten & Löning).

Hebbel Werke. Große Ausgabe. 6 Bände, herausg. v. Frz. Zinkernagel (Bibliogr. Institut).

Eine alles in allem erfreuliche Erweiterung der alten Zeißschen Ausgabe, wobei das in den letzten Jahren so reichlich zu Tage geförderte neue Material über Hebbel, namentlich in den trefflichen Erläuterungen Verwertung fand. Ein wenig trocken liest sich die von Friz Euf beigesteuerte Einleitung über Hebbels Leben. Wir haben es hier nicht mit einer vollständigen Gesamtausgabe der Hebbelschen Werke zu tun, allein die gebotene Auswahl genügt über und über für jeden, der nicht selbst Forschungen treibt.
Heine H. Briefwechsel. Reichvermehrte Gesamtausgabe in 4 Bänden, herausg. von F. Hirth. 1. Band (G. Müller).

Ein sehr verdienstliches Unternehmen, das ohne Zweifel alle bisher erschienenen, wie man nun unterrichtet wird, lückenhaften, ja zum Teile sogar auf bewußten Fälschungen der Unterlagen beruhenden Ausgaben Heinescher Briefe bei Seite zu schieben berufen ist. Der Herausgeber Hirth erweist sich in dem vom Verleger mit gewohnter Sorgfalt vornehm ausgestatteten Bande als ein in allen Winkeln der Heineforschung sehr bewandeter Gelehrter, dessen Ausführungen freilich noch dadurch gewinnen würden, wenn sie weniger breit vorgetragen werden möchten.

Hesse Hermann. Lieder deutscher Dichter (Abb. Langen).

— Das Meisterbuch (Deutsche Bibliothek).

Hertz Wilh. Bernhard Crespel, Goethes Jugendfreund. Nach ungedruckten Briefen und Urkunden (G. Müller).

Hölderlin Friedr. Sämtliche Werke. Histor.-krit. Ausgabe besorgt durch N. v. Hellingrath. Es erschienen bisher drei Bände (G. Müller).

— Sämtliche Werke und Briefe in 5 Bänden. Kritisch-historische Ausgabe. Band 1 ist noch nicht erschienen. Band 2: Hyperion, Aufsatzentwürfe (Insel-Verlag).

Hoffmann E. L. A. Nachstücke mit 48 Zeichnungen von Alf. Rubin (G. Müller).

Holzmann Adolf. Jüdische Sagen übers. und neu herausg. v. M. Winter-nitz (E. Diederichs).

Diese „Jüdischen Sagen“ enthalten das große Kollektivepos „Mahabharata“ und das Ramayana des Valmiki in der bewährten, seit ihrer Entstehung in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ständigen Rufes sich erfreuenden Übertragung des Heidelberger Indologen Holzmann, neu herausgegeben von dem Prager Professor M.

Winterniz, einem der trefflichsten Kenner altindischer Literatur. Was der Verlag Eugen Diederichs in der Buchausstattung zu leisten vermag, kann man wieder aus diesem Bande ersehen. Starkes, in Elfenbeinton gehaltenes Papier, schöner klarer Antiquadruck, gehoben durch die in Rot gehaltenen, auch in indischen Motiven sich ergehenden Titel der einzelnen Teile: alles vereinigt sich hier zu einem ungemein stilgemäßen Buche.

Homer, Ilias übers. von Th. v. Scheffer (= Klassiker des Altertums, II. Reihe) (G. Müller).

— Odyssee, griechisch und deutsch in 2 Bänden. Nach J. H. Voss, übers. von E. R. Weiß. Band I. 1. bis 12. Gesang (Tempel · Verlag).

Kalevala. Das Nationalepos der Finnen. Nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertr. v. Ant. Schiefner, herausg. v. M. Zuber (G. Müller).

Die alte selten gewordene deutsche Ausgabe Schiefners wird hier von einem gut unterrichteten, also befugten Herausgeber neu aufgelegt. Alles Wesentliche über dieses berühmte Volksepos der Finnen, das der letzte „Laulaja“, der letzte große finnische Volksänger, aus zahlreichen Liedern künstlerisch zusammengeschweift hat, erfährt man aus dem gedankenvollen Nachwort Martin Zubers. In der Ausstattung hat diesmal der Verlag ganz Besonderes geleistet. Dieses Lob umfaßt sowohl den von Poeschel & Trepte in der G. R. Weißfraktur hergestellten Druck (jede Seite zweispaltig) als auch das hierfür verwendete schöne Papier, ganz besonders den Einband, dessen prächtig wirkende Halbpergamentdecke mit ihrer goldgepressten Rückenzeichnung auch des kritischsten Bücherliebhabers Auge erfreuen wird.

Karolinens Leben in ihren Briefen, eingel. von Ric. Huch (Insel-V.).
Kleinodien der Weltliteratur. 6. Buch: Poe-Edg. A. Die Glocken u. andere Gedichte, illustr. v. Dulac (G. W. Dieterich).

Kleist Heinrich v. Werke. Vollständige Ausg. in 8 Bänden, in zwei Bd. gebd. (Hesse & Becker).

Luther Martin. Ausg. Werke, herausg. von R. Borchardt. 1. Band noch nicht erschienen. 2. Band: Die großen Reformationschriften von 1520. (G. Müller).

Märchen d. Weltliteratur. Herausg. v. Fr. v. d. Leyen u. Paul Zaunert (E. Diederichs).

- a) Griechische Märchen,
- b) Plattdeutsche Volksmärchen,
- c) Russische Volksmärchen,
- d) Chinesische Volksmärchen.

Meyer R. M. Deutsche Parodien. Deutsches Lied im Spottlied von Gottsched bis auf unsere Zeit (G. Müller).

Müller Hans v. Fragmente einer Biographie E. L. A. Hoffmanns (Gebr. Paetel).

Nacht Tausend und eine, Arabische Erzählungen. Nach der Übersetzung von Weil mit hundert Bildern neu herausgeg. v. L. Fulda. 4 Bände. (Neufeld & Henius).

— Erzählungen. Mit Vollbildern von Edm. Dulac (G. Kiepenheuer).

— Die schönsten Geschichten. Auswahl in 1 Bd. (Insel-Verlag).

Orientalische Literaturen, Meisterwerke. In deutschen Original-übersetzungen. Herausg. v. Herm. v. Staden 1. Bd.) Dschelal ed dīn Rūmi, des Scheich Mewlānā, Mesnevi 2. Bd.) Chinesische Novellen, 3. Bd.) Sukasaptati, Das indische Papageienbuch (G. Müller).

Platen des Graf. Aug. v. Briefwechsel. Herausg. v. P. Bornstein in 5 Bd. 2. Bd. (G. Müller).

Raabe Wilh. Sämtl. Werke in drei Serien zu je 6 Bd. (Verlagsanstalt f. Literatur u. Kunst, Berlin-Grünwald).

Rétif de la Bretonne. Zeitgenössinnen. Abenteuer hübscher Frauen. 2 Bde. (G. Müller).

Rosegger Peter. Gesammelte Werke. 2. Serie. 10.—20. Bd. (L. Staackmann). Schwänke alte deutsche. (Alb. Langen).

Seillière E. Charlotte v. Stein u. ihr antiromantischer Einfluß auf Goethe, übers. v. Lydia Jacobs (Herm. Barsdorf).

Shakespeares Werke. Englisch und deutsch a) König Lear b) Dthello (Tempel-Verlag).

Spiro H. Detlev v. Liliencron. Sein Leben u. sein Werk (Schuster & Löffler).

Steig Reinh. u. Herm. Grimm: Achim v. Arnim u. die ihm nahestanden. 2. Bd.: Achim v. Arnim u. Bettina Brentano. Der erste und der dritte Band sind schon früher erschienen. (Cotta).

Stiftler Adalbert. Aus dem alten Wien. (K. K. Hof- und Staatsdruckerei Wien.)

Diese Publikation verdankt ihre Entstehung einem vor Jahr und Tag vom Verlage ergangenen Preisausschreiben zur Erlangung neuer Buchschriften, bei dem es dem Maler und Graphiker Dr. Rudolf Junk glückte, den ersten Preis zu erhalten. Die in dem Buchwerke verwendete Textschrift ist die prämierte Schöpfung des Künstlers, von dem auch der Einbandentwurf und die gesamte Ausstattung stammt. Die ziemlich groß ausgefallene, ohne Zweifel schön geratene Fraktur wirkt unserer Empfindung nach freilich ein wenig zu komprimiert. Bemerkenswert an dem Buche ist, daß hier der, wie gleich bemerkt werden kann, durchaus geglückte Versuch unternommen worden ist, mit einer einzigen Schriftgröße das Auslangen zu finden. Das war allerdings nur möglich, weil sich die ziemlich ansehnliche Schrift Junks auch für Titel und Überschriften eignet. Die reich ornamentierten Initialen, ebenso die üppig verzierten Titelseiten fügen sich ungemein stimmungsvoll dem Texte an. Auch der Einband, in der gewöhnlichen Ausgabe ein in weiß-grün gehaltener, sehr solid gearbeiteter Pappband, erweckt Freude,

zumal er sich mit dem altwienerschen Inhalte zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Das Buch wurde in nur 500 numerierten Exemplaren gedruckt, von denen die ersten 50 Exemplare (auf Fabriano-Bütten mit acht vergoldeten Initialen) von der Wiener Werkstätte in Leder gebunden wurden. Der Preis des in Pappband hergestellten Exemplares beträgt 24 Kronen, der der Luxusausgabe 60 Kronen. Außer der Junkfschen Schrift wurden noch zwei andere Entwürfe ausgezeichnet, die in allernächster Zeit bei den in Aussicht genommenen Drucken von Grillparzers „Armen Spielmann“ und Raimunds „Verschwender“ Verwendung finden werden. Die Leistungsfähigkeit der rühmlichst bekannten Wiener Hof- und Staatsdruckerei hat sich an diesem Stifterbuche wieder einmal in hellstem Lichte gezeigt.

Lagore Rabindranath der Gärtner. Deutsch v. H. Effenberger (R. Wolff).
Lhule. Altnordische Dichtung. Herausg. v. Fel. Niedner. 6. Band: Die
Geschichten von den Leuten aus dem Lachswasserthal. 10. Band:
Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland (E. Diederichs).
Turgenjew Iwan. Sämtl. Werke in 12 Bd. 5. Bd: Novellen 1. Bd.
(G. Müller).

Waiblinger Wilh. Liebe u. Haß. Ungedrucktes Trauerspiel. (= Deutsche
Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh.) (B. Vehr).

Wiegler Paul. Geschichte der Weltliteratur. (Ullstein).
Geschichte, Kulturgeschichte, Memoiren usw.

Antin M. Vom Ghetto ins Land der Verheißung (R. Lus).

Barthou-L. Mirabeau, übertr. v. Dr. Weller (J. Hoffmann).

Beuve H. Frauenbildnisse aus vier Jahrhunderten. 2 Bände (G. Müller).

Brandenburg H. Der moderne Lanz (G. Müller).

Cardano, des Girolamo v. Mailand eigene Lebensbeschreibung (E. Diederichs).

Castelli J. J. Memoiren meines Lebens Gefundenes u. Empfundenes.
Mit einer Einleitung u. Anmerkungen neu herausg. v. Dr. J. Binder.
2 Bde. (G. Müller).

Fallmerayer Jak. Philipp. Ausgewählte Schriften u. Tagebücher. Frag-
mente aus dem Orient. Neue Fragmente. Polit. histor. Aufsätze u.
Tagebücher. Herausg. u. eingeleitet v. Hans Feigl u. Ernst Molden.
2 Bde. (G. Müller).

(Selbstanzeige.) Der Mann, von dem einst Hebbel schrieb, er sei einer der wenigen
echten dramatischen Personen der Literatur und er gehöre, so groß die Unterschiede der
Natur und der Richtung sein mögen, in diesem Hauptpunkte mit Luther, Hamann
und Lessing in dieselbe Reihe — Jakob Philipp Fallmerayer — ist beim gebildeten
deutschen Publikum so gut wie fast vergessen. Und doch leuchtete einst sein Name als
heller Stern am Himmel des deutschen Christentums, war der große Tiroler zu Leb-
zeiten und lange noch nach seinem Tode viel geehrt und gelesen. Mit diesem bedeutenden
Menschen und Schriftsteller, dessen sprachgewaltige „Schreibe“ jeden sein Bereich

Betretenden entzündet und fortreißt, das heutige Geschlecht wieder bekannt zu machen, den Glanz der Fallmerayerschen Sprache wieder aufs neue leuchten zu lassen, schien mir ein verdienstliches Werk. Niemand anderer als Otto Julius Bierbaum wollte an Fallmerayer zum Schatzgräber werden. Nach dem Tode des Dichters übertrug der Verlag dem Schreiber dieser Zeilen die schöne, schon längst in Aussicht genommene Aufgabe, zu der er sich mit dem Historiker Dr. Ernst Molden verband. Von vornherein leitete beide Herausgeber bei der Auswahl der Fallmerayerschen Schriften die Absicht, vorzüglich den bezaubernden Schriftsteller, den fast unvergleichlichen Schilderer von Land und Leuten des Orients und auch des Okzidents zu Worte kommen zu lassen, jenen mächtigen Beherrscher der Sprache, von der einmal Ludwig Steub schrieb: „Es ist, als ob diese wie am Fronleichnamstage in langem, goldbrokatnem Salar und goldgestickter Inful, von Weihrauchwolken umspielt, über sanft gebogene Hügel im feierlichen Rhythmus, begleitet von Flötengebläse und Schalmeyenklang, dahinzöge“. Möge sich auch das heutige Geschlecht an Fallmerayer und an der herrlichen Leuchtkraft seiner Sprache erbauen!

Flögel Karl Friedr. Geschichte des Grotesk-Komischen. Ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Nach der Ausgabe von 1788 neu bearbeitet von Max Bauer. 2 Bde. (G. Müller).

Förster-Nietzsche Elisabeth. Der einsame Nietzsche (A. Kröner).

Forster Georg. Tagebücher (= Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts). (B. Behrs Nachfolger).

Hofmann Herm. Fürst Bismarck (1890—1898). 2 Bde. (Union).

Kirchheim F. Napoleon u. die Seinen. 1. Bd. (G. Müller).

Kossak Albert. Erinnerungen. Mit 90 Schwarzbildern u. 9 farbigen Tafeln nach Originalgemälden des Meisters (Morawe & Scheffelt).

Man weiß, daß Kossak viel an den Höfen Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Franz Josefs verkehrt hat. Einen Niederschlag der dort gewonnenen Eindrücke bildet einen Teil dieses ungemein frisch, auch der Anekdote nicht aus dem Wege gehenden Buches. Kossak ist Schlachtenmaler und, wie wir hören, auch jetzt wieder in der Nähe der Fronten. Das liebevoll ausgestattete Werk, reich und in vollendeter Wiedergabe mit schwarzweißen Skizzen und farbigen Tafeln nach Gemälden des lebensprühenden Meisters geziert, soll gerade in der gegenwärtigen Zeit besonderer Beachtung empfohlen sein. Lindner Th. Weltgeschichte der letzten hundert Jahre (1815—1914). 2 Bde. 1. Bd. (Cotta).

Maria Theresia, der Kaiserin Briefe. Ausgew. u. eingel. v. W. Fred. 2 Bde. (G. Müller).

Napoleons Leben auf St. Helena. Nach den auf St. Helena geführten Tagebüchern. Chronol. geordnet v. H. Conrad. 3 Bde. (R. Lutz).

Napoleons Untergang. Ausgewählte Memoirenstücke in 4 Bänden ausgew. v. F. M. Kirchheim (R. Lutz).

Dncker Herm. Histor.-polit. Aufsätze u. Reden (R. Oldenbourg).

Pichler Caroline gebor. v. Greiner. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben.

Mit einer Einleitung u. zahlreichen Anmerkungen nach dem ersten Druck
der Urschrift neu herausg. v. C. Blümmel. 2 Bde. (Georg Müller).

Plutarch. Lebensbeschreibungen (= Klassiker des Altertums, 2. Reihe).

Nach der Übersetzung von Kaltwasser bearb. v. H. Floerke. 6 Bände.
(G. Müller).

In so schönem deutschen Gewande sind wohl die alten Klassiker seit langem nicht einhergeschritten wie jetzt in der großen Sammlung, die unter dem Titel Klassiker des Altertums seit Jahr und Tag bei Georg Müller erscheint und von der im letzten Jahre wieder einige Bände herausgekommen sind. Über den Wert des klassischen Altertums noch viele Worte zu verlieren, hiesse wirklich, um gleich einmal bei den Alten zu bleiben, Eulen nach Athen tragen. Nur Banausen, Nützlichkeitsfanatiker, kurz die ganze Linie von Plathuber bis Flachmeier wissen mit der Literatur der Griechen und Römer nichts anzufangen. Wir aber, als bedingungslose Verehrer antiker Kultur, freuen uns darob, daß uns die Klassiker jetzt in so vornehmer Kleidung dargeboten werden. Mit seinem Latein und Griechisch, deren Wert für unsere Jugend dennoch — trotz aller Gegnerschaft — unbestritten bleibt, findet der im Leben Stehende nur mehr in seltenen Fällen das Auslangen und so ist man froh, daß uns das schöne tiefe Altertum in dem meisterhaften, kernigen Deutsch der Schleiermacher, Kaltwasser, Goldhagen, Wieland, diesen berühmten Meistern der Übersetzungskunst, kredenzt wird. Es sind mehrere Serien in dieser Sammlung beabsichtigt; die erste umfaßt 28 Bände, von denen bereits zwanzig erschienen sind, darunter Herodot, Horaz, Lukian, Sueton, Xenophon, Thukydides usw. Nun kommen in der zweiten Reihe die berühmten vitae parallelae des Plutarch daran, denen Homer und Aristophanes schon gefolgt sind. Wer in der Ursprache diese ewig wirkenden Schriftwerke des klassischen Altertums nicht oder nicht mehr lesen kann, der wird in diesen auch das Auge warm ansprechenden schönen Bibliotheksbänden den denkbar besten Ersatz finden.

Pompadour Marquise v., Briefe. 2 Bände. (G. Müller).

Ponten F. Griechische Landschaften (D. Verlagsanstalt).

Ranke L. Meisterwerke. Wohlfeile Ausgabe in 10 Bden. 1. u. 2. Bd.:

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Duncker & Humblot).

Reiz, des Cardinals, Denkwürdigkeiten. Herausg. v. B. Rüttenauer. 3 Bände.

(G. Müller).

Schemann L. Gobineau. Biographie bis z. zweiten Aufenthalte in Paris.

(J. Trübner).

Schönholz Friedr. Anton. Traditionen zur Charakteristik Österreichs, seines

Staates u. seines Lebens unter Franz I. Eingeleitet u. erläutert von

G. Gugitz. Mit vielem Bildschmuck. 2 Bände (G. Müller).

Saint Simon, des Herzogs, Memoiren. Übers. v. H. Floerke. 2. Bd.
(G. Müller).

Die große 21 bändige französische Originalausgabe dieser berühmten, den Denkwürdigkeiten des Kardinals Reş nicht nachstehenden Memoiren werden hier in einem deutschen Auszuge geboten. Sainte-Beuve hat Saint Simon, den man zeit lebens mehr für einen gelehrten, in seine genealogischen Studien vergrabenen Conderling denn einen heimlich die Schwächen seiner Zeitgenossen ausspähenden und scharf geißelnden Beobachter ansah, einen Platz zwischen Molière und Bossuet angewiesen. Mit glühendem Hasse verfolgte der völlig von seinen Feudalismus erfüllte Herzog das Sinken des Adelseinflusses unter Ludwig XIV. Es ist das Zeitalter der Maintenon, der Hugenotten, Jansenisten und Orthodoxen, das Zeitalter der Ränkeschmiede, Maitressen und Günstlinge, die hier in dem schwächlichen Körperchen des Herzogs einen glänzenden, mitleidslosen Schilderer fand. Von seinem neunzehnten bis zu seinem achtzigsten Lebensjahr war er unablässig bemüht, hinter der gleichnerischen Tugend und den Schwächen der Großen einher zu sein, die den Hof des Sonnenkönigs umschwärmten. Aus tiefstem Hasse sind diese Memoiren eines in seinem Ehrgeize getroffenen Hofmannes geboren, eben deshalb aber auch von bezwingender Schärfe der Beobachtung. Das Heroenzeitalter des Absolutismus hat in Saint Simon seinen furchtbarsten Ankläger gefunden, einen Sittenschilderer, der sein Riesenwerk mit den selbstbewußten Worten abschloß, daß es bis dahin keine Memoiren gegeben hätte, die eine größere Mannigfaltigkeit der Gegenstände aufweisen könnten. Die überreichlich beigegebenen Bildbeigaben des vorliegenden deutschen Werkes, das nun mit dem zweiten Bande vollständig wurde, verleihen diesem Zeitgemälde noch besonderen Reiz.

Steinhausen Dr. Georg. Geschichte der deutschen Kultur. 2. neu bearb.
Auflage. 2. Bd. (Bibliogr. Institut).

Stendhal-Henry Beyle. Denkwürdigkeiten über das Leben Napoleons
des Ersten (Abb. Langen).

Strauß Dav. Fr. Ulrich v. Hutten. Mit 35 Lichtdrucktafeln. (Neuausgabe.)
(Insel-B.).

Lhörheim Lulu Gräfin v. Mein Leben. Erinnerungen aus Österreichs
großer Zeit. 1819—1852. Dritter u. Vierter Band (G. Müller).

Wer die vornehmste österreichische Gesellschaft der franciscischen und der darauffolgenden Zeit aus guter, einwandfreier Quelle studieren will, findet hier ein ungemein anziehendes, mit satten Farben entworfenes Bild. Der Gräfin Lulu Lhörheim Heimat ist die oberösterreichische Burg Schwertberg, wo sie auch den größten Teil ihrer Kindheit verlebte. Dann kam sie, wie es damals üblich war, schon als Vierzehnjährige nach Wien, um bei Hofe vorgestellt zu werden. Hier setzen ihre interessantesten Aufzeichnungen ein. Ohne Scheu, freimütig, lebenswarm schildert sie ihre Eindrücke, die alle wichtigen historischen Begebnisse dieser ereignisreichen Zeit umfassen; also die Kriege gegen Napoleon, die Befreiungsjahre, die Wiener Kongreßzeit usw. Engherzig in der Auffassung von Liebesangelegenheiten war die Gräfin bei all ihrer Religiosität natürlich nicht. Auch über sich selbst urteilt sie offenerzig. Nun, da fünfzig Jahre nach ihrem

Lode verstrichen sind, dürfen nach ihrem letzten Willen diese „Erinnerungen aus Österreichs großer Welt“ zum ersten Male in die Öffentlichkeit treten. Die jetzt ausgegebenen von René van Nijn besorgten Bände der Autobiographie umfassen die von 1820 bis 1852 reichenden Lebenserinnerungen, indes die schon 1912 erschienenen ersten zwei Bände ungefähr die ersten dreißig Jahre ihres Daseins aufzeichnen. (1788—1864). Der Verlag Georg Müller hat allen vier Bänden dieser fesselnd geschriebenen Lebensgeschichte die gewohnte, auch mit schönen Bildbeigaben nicht sparende Sorgfalt angedeihen lassen. Lornius Valerian. Salons. Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten. 2 Bde. (Klinkhardt & Biermann).

Weltgeschichte, begründet von Hans F. Helmolt. Herausg. v. Armin Lille. 2. neubearb. Auflage. Im Erscheinen. (Bibliogr. Institut).

Philosophie usw.

Eisler Rud. Der Zweck (E. S. Mittler).

Feldhaus Frz. M. Leonardo der Techniker (E. Diederichs).

Horneffer Ernst. Am Webstuhl der Zeit. Religiöse Reden (A. Kröner).

Joel K. Antibarbarus (E. Diederichs).

Kemmerich Dr. Max. Das Kausalgeseß der Weltgeschichte. 2. Schlussband (Alb. Langen).

Kierkegaard Sören. Gesammelte Werke. 4. Bd.: Stadien auf dem Lebensweg (E. Diederichs).

Kühnemann Eug. Vom Weltreich des deutschen Geistes (E. H. Beck).

Ludwig Emil. Der Künstler. Essays (E. Fischer).

Luntowski Adalb. Menschen. 2. Bd. (Kenien-B.).

Masaryk Th. G. Zur russischen Geschichts- u. Religionsphilosophie. Soziologische Skizzen: Rußland und Europa. Studien über die geistigen Strömungen in Rußland. 2 Bände (E. Diederichs).

Messer August. Psychologie („=Weltbild d. Gegenwart“) (D. Verlagsanstalt).

Müller-Lyer F. Soziologie der Leiden (Alb. Langen).

Mulford-Prentice. Der Unfug des Sterbens. 2. Teil: Der Unfug des Lebens. Ausgewählte Essays, bearbeitet u. übers. v. Sir Galahad (Alb. Langen).

Rathenau Wilh. Zur Mechanik des Geistes (E. Fischer).

Schmitz Ost. H. Die Weltanschauung der Halbgebildeten (E. Müller).

Solowjeff Mart. Ausgewählte Werke. 1. Band: Die geistigen Grundlagen des Lebens usw. (E. Diederichs).

Steiner Rud. Die Rätsel der Philosophie in ihrer Geschichte als Umriss dargestellt. 2 Bände (E. Kronbach, Berlin).

Wundt Max. Platons Leben und Werke (E. Diederichs).

Zschimmer Eberh. Philosophie der Technik (E. Diederichs).

Politik, Staatswissenschaften usw.

- Bäumler Gertrude. Die Frau in der Volkswirtschaft („= Weltbild der Gegenwart“) (D. Verlagsanstalt).
- Bermann Rich. A. Irland (Hyperion-Verlag).
- MacKay Dr. Freih. v. China. Die Republik der Mitte. (Cotta).
- Mary Carl. Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Volksausgabe. Herausg. von Karl Kautsky. 1. Band (Dieß Nachf.).
- Ruedorffer J. J. Grundzüge der Weltpolitik („= Weltbild der Gegenwart“) (D. Verlagsanstalt).
- Sombart W. Der Bourgeois (Duncker & Humblot).
- Staudinger J. Grundlagen der Politik. 2 Bände (E. Diederichs).

Kunst, Musik usw.

- Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausg. von Dr. Fritz Burger (Akad. Verlagsgesellschaft Neubabelsberg); erscheint in Lieferungen.
- Endell J. Ein kleines Buch für kleine Leute. Holzschnitte und Reime von J. Endell (Privatdruck des Künstlers).

So sehr man bemüht sein mag, Klischeewertungen auszuweichen, hier drängen sich einem unwillkürlich die Worte auf: „Ein entzückendes Buch!“ Alles — die sinnigen, herzigen Kinderreime, die sich dem Texte liebevoll anschmiegenden zwanzig Holzschnitte, die nicht weniger reizvollen, niedlichen je ein Versblatt abschließenden siebzehn Vignetten bis auf den geschmackvollen Einband — stammt vom Künstler. Endell hat überdies das nur in 120 Exemplaren auf Japanpapier gedruckte, vom Fleiße und der innigen Hingabe an sein Werk zeugende reizende Buch in zarten Farben mit der Hand selbst koloriert. 2400 Holzschnitte, 204 Vignetten zu kolorieren, noch dazu auf einem Papier, das dem Auftragen der Farbe große Schwierigkeiten bereitet, heißt wirklich unendliche Geduld haben. Der Preis dieses wunderlieben Privatdruckes beträgt 32 Mark: für die Kunst, die Mühe, die Sorgfalt, die drinn steckt und den hohen Genuß, den das Buch bereitet, herzlich wenig. Ob die geringe Auflage schon vergriffen oder nahe daran ist, wissen wir nicht. Endell sei jedenfalls zu seinem schönen Unternehmen warm beglückwünscht! Heidrich E. Bläuische Malerei („= Die Kunst in Bildern“) (E. Diederichs)

Muther Richard. Aufsätze üb. bildende Kunst. 3 Bde. (J. Ladyschnikow, Berlin).

Segantini Giovanni. Sein Leben und sein Werk, herausg. von Gottardo Segantini (J. Bruckmann).

Schäfer Emil. Goethes äußere Erscheinung (Insel-Verlag).

Singer H. W. Die moderne Graphik (E. A. Seemann).

Uhde-Vernays. Feuerbach (Insel-Verlag).

— — Karl Spitzweg. Des Meisters Leben und Werk. 2. vermehrte Auflage (Delphin-Verlag).

* * *

Beethovens Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen. Ges. von A. Leitzmann
2 Bände (Insel-Verlag).

Deutsch Otto Er. Franz Schubert. Die Dokumente seines Lebens und
Schaffens. 2. Band: Die Dokumente seines Lebens. 1. Hälfte. Band 1
ist noch nicht, der 3. (Bilderband) voriges Jahr erschienen (G. Müller).

Dreißig Jahre nach Schuberts Tode meinte noch Bauernfeld, des Liederkönigs Leben
biete so wenig faßbare Züge, daß es sich etwa nur in einer Art poetischer Schilderung
darstellen ließe. Und vor noch nicht viel mehr als einem Jahrzehnt klagten Schubert-
forscher, es mangle an Material für eine Biographie. Da beginnt nun dieses
monumentale, das ganze Leben und Schaffen Schuberts aufrollende Werk zu er-
scheinen mit seinem gewaltigen Material an Bild und Schriftzeugnissen. In dem
ersten vorliegenden Dokumentenbände wird der Schubert-Berehrer geradezu überrascht
sein von der Masse des darin Berichteten. Es werden nicht weniger als 1183 Schubert-
dokumente vorgeführt, darunter nebst den Briefen auch Widmungen, Gedichte, Lage-
buchblätter usw. Auch zeitgenössische Urteile über Schubert fehlen nicht. In dem Bilder-
bände hat der um Schubert seit langem sich bemühende Herausgeber alles ihm erreich-
bare Bildmaterial zusammengefügt, also Porträte Schuberts (darunter drei unbekannte),
Reliquien, Handschriften, Illustrationen zu den Werken, Konzertprogramme usw. Nicht
genug daran, macht er uns mit den Bildnissen von Schuberts Familie, dessen Freunden,
Förderern und Textdichtern bekannt. Wir finden ferner in dem mit mehr als 700
Illustrationen gefülltem Bände alle Schubertörtlichkeiten, zahlreiche unveröffentlichte
Blätter von Schwind u. s. w. Ja, selbst Vignetten fehlen nicht, ebensowenig die Porträte von
Schuberts Verlegern und Biographen, von Musikern, Sängern, Schauspielern, Kom-
ponisten aus dessen Bekanntenkreis. Schuberts Ruhm überstrahlt heute die gesamte
gesittete Welt. Diese herrlichen Bände, außen und innen prächtig, deren Fortsetzung
hoffentlich das Jahr 1915 bringen wird, dürften den tausenden und abertausenden Ber-
ehrer des romantischen Liedergenies hohe Freude bereiten.

Lehmann Lili. Mein Weg (G. Hirzel).

Mozart W. A. und seiner Familie Briefe. Erste kritische Gesamtausgabe
von Ludw. Schiedermaier. 4 Bände und 5. (Bilder-) Band (G. Müller).

Mit Recht nennt sich diese Ausgabe die erste kritische Gesamtausgabe. Das konnte
sie und kann sie nur, weil sich dem Herausgeber, dem bekannten Musikhistoriker der
Universität Bonn, endlich die bis jetzt sorgsam verschlossen gehaltenen Schätze des
Mozarteums in Salzburg bedingungslos geöffnet haben, wodurch die Nohl'sche Sam-
lung der Mozartbriefe und vieles andere fast völlig überholt erscheint, zumal Dr. Schiede-
maier auch aus vielen andern Quellen reiches neues Material zugeslossen ist. Die
ersten beiden Bände enthalten die vom 14. Lebensjahre bis vier Monate vor dem Tod
reichenden Briefe des Meisters in ursprünglicher Schreibweise, wobei die von Mozart
gelegentlich angewendeten Chiffren in Fußnoten ihre Entzifferung erfahren. Der dritte
und vierte Band bringt die Briefe vom Vater, der Mutter, der Schwester, vier Briefe
der Gattin Konstanze, zwei vom „Bäsele“ Maria Anna Thekla. Als fünfter Band
reicht sich eine vollständige Mozart-Phonographie an, ein prächtiges Seitenstück zu dem

im gleichen Verlage erschienenen Schubert-Bilderbuche, das uns mit gleicher hoher Genugtuung erfüllt wie die Ikonographie über den Liederkönig.

Mozarts Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen. Ges. von A. Leitzmann (Insel-Verlag).

Wagner Rich. Gesammelte Schriften, herausg. von Jul. Rapp. 5 Bände (Hesse & Becker).

— Gesammelte Schriften und Dichtungen, herausg. von Wolfgang Goltzer. 6 Bände (Goldene Klassikerbibliothek, Bong & Cie.).

— Aussprüche und Gedanken (Hyperion-Verlag).

Die von Dr. Rapp besorgte Ausgabe bei Hesse & Becker umfaßt alle Teile der Originalausgabe (bis auf die noch geschützten zwei dramatischen Dichtungen Liebesverbot und Männerlist), außerdem noch einiges in der Originalausgabe nicht Enthaltenes, wie den Urtext des Lohengrin usw. Die Ausgabe der Goldenen Klassikerbibliothek, von Goltzer musterhaft eingeleitet und besorgt, lehnt sich fast zeilengetreu an die alte Originalausgabe an. Beide Ausgaben enthalten viel Bildmaterial, an beiden ist aber auch die Drahtstiftung zu tadeln. — In dem kleinem äußerlich sich prächtig präsentierendem Bändchen des Hyperion-Verlages „Richard Wagner, Aussprüche und Gedanken“ bewährt sich der Herausgeber Nehlen wieder als der treffliche Beherrscher der Materie, als den wir ihn schon in ähnlicher Weise bei Napoleon, Bismarck, Friedrich dem Großen, Goethe, Schiller und Heine am Werke gesehen haben. Auch das Wagner-Büchlein darf nicht mit den früher landläufig gewesenen „Geistesstrahlen“-Samm-lungen verwechselt werden.

* * *

Archiv f. Schriftkunde. Offizielles Organ d. deutschen Schriftenmuseums zu Leipzig. Schriftleitung Museumsdirektor Dr. Schramm (R. F. Koehler).

Beiträge und Forschungen aus dem Antiquariat Jaques Rosenthal. 1. Folge, 6 Hefte (Jaques Rosenthal, München).

Hayn Hugo und A. N. Gotendorf. Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa. Verzeichnis der gesamten deutschen erotischen Literatur mit Einschluß der Übersetzungen. 8 Bände (Georg Müller).

Was deutscher Gelehrtenfleiß, deutscher Verlegerwagemut zu leisten imstande sind, mag aus dieser Riesenbibliographie ersehen werden, dessen erste Auflage in einem schwächlichen Bande bestand, indes diese dritte Auflage des alten Hayn bereits zu acht dickbäuchigen Bänden angeschwollen ist. Über den Wert und die Unentbehrlichkeit dieses Nachschlagewerkes, das ja keineswegs nur die deutsche erotische Literatur erschöpft, sondern auch Grenzgebiete behandelt, braucht kein weiteres Wort mehr verloren zu werden, Sammler, Bibliophile, Kulturhistoriker wissen es genugsam zu schätzen. Wo uns der Goedeke und andere Bibliographien im Stiche lassen, finden wir nicht selten hier den nötigen Aufschluß. Mit dem kürzlich ausgegebenen achten Bande hat nun endlich dieses nicht weniger als 5187 Seiten füllende Unternehmen seinen Abschluß

gefunden. Einzelne (ach so billige) Mäßelein können dem Werte dieser großartigen Bibliographie keinen Abbruch tun, die von dieser Art kein anderes Volk aufzuweisen vermag. Die Riesenmaterie bewältigt zu haben, ist nicht zum Geringsten das Verdienst Dr. Gotendorfs, in dem der alte Hayn sich einen ausgezeichneten Helfer und Fortsetzer seiner bibliographischen Arbeiten erkoren hat. Nun fehlt nur noch das Register. Aber auch das soll, wie wir hören, bereits in Arbeit sein. Finis coronat opus. Wir gratulieren gleichermaßen den beiden in gemeinsamer emsiger Tätigkeit verbundenen Herausgebern wie dem kein Opfer scheuenden, auch der Ausstattung des Werkes seine Sorgfalt zuwendenden Verleger zu dem verdienst- aber auch mühevollen Unternehmen, das in der Bücherei jedes Sammlers und Liebhabers kulturhistorischer Literatur, und jedes echten Bibliophilen vorhanden sein müßte.

Jahrbuch der Bücherpreise. 8. Jahrgang 1913 bearbeitet von F. Rupp (Otto Harrassowitz).

Jahrbuch der Bilder- und Kunstblätterpreise herausgeg. von E. Mennbier. 4. Band (E. Malota, Wien).

Mit jedem neuen Jahrgange erfüllt diese von Mennbier mit Fleiß und Sorgfalt bearbeitete Publikation ihre Aufgabe immer mehr, so daß zu hoffen ist, daß dem Herausgeber die Überwindung der zahlreichen Schwierigkeiten mit der Zeit vollends gelingen wird.

Ladewig Paul. Katechismus der Bücherei (E. Wigandt).

Lessing E. Robert. Bücher- und Handschriftenammlung. 1. Band: Die Lessing-Büchersammlung bearb. v. Arend Buchholz u. Ilse Lessing. Die Lessing-Handschriften u. die Lessing-Bildersammlung v. Arend Buchholz (E. Calvary & Cie.).

* * *

Pantheon. Adreßbuch der Kunst- u. Antiquariatsammler u. Händler, Bibliothekare, Archive, Museen, Kunst-, Altertums- u. Geschichtsvereine, Bücherliebhaber, Numismatiker usw. Ein Handbuch für das Sammelwesen der ganzen Welt. (P. Neff).

Wer ist's? Unsere Zeitgenossen. Herausg. v. H. A. Degener. 7. Ausgabe (H. A. Degener).





Rudolf v. Alt.

(Zu seinem zehnjährigen Todestage 12. März 1915.)

Den österreichischen Menzel, den Adolf Menzel der Landschaft hat man ihn einmal genannt, Rudolf v. Alt, dessen Todestag sich im nächsten Frühjahr zum zehnten Male jährt. Im März 1905 ist er — dreiundneunzigjährig — von uns gegangen, einen Monat später, nachdem sein norddeutscher Bruder in der Kunst gleichfalls hochbetagt seine Augen geschlossen. „Der Tod hat sich der beiden Alten plötzlich erinnert, er streckte die linke Hand aus und nahm Adolf Menzel, er streckte die rechte Hand aus und nahm Rudolf Alt“, den wir Österreicher, den wir Wiener so tief in unser Herz geschlossen und der draußen im Reiche noch immer im Schatten steht, sich immer noch nicht jener Schätzung erfreut, wie wir es wünschen dürfen und wie sie ihm zukommt. Deshalb soll denn auch, da auch die zehnjährige Wiederkehr seines Todestages Anlaß des Gedenkens gibt, wieder einmal von ihm die Rede sein.

Gewiß, man hat ihm allmählich auch außerhalb seines engeren Heimatlandes die gebührenden Ehren erwiesen, ihn draußen gelegentlich seiner verschiedenen Geburtstagsfeiern mit papiernen Lorbeeren bekränzt (und manches andere noch), aber wir hatten dabei immer das Gefühl, als wäre das alles nur kalter pflichtschuldiger Salut. Der süddeutsche, österreichische Menzel hat bei den Norddeutschen — sind wir nur aufrichtig — bisher nicht allzuviel Glück und Erfolg zu verzeichnen gehabt. Denn immer müssen sie, Alt und Menzel, — die nicht unbekannte Parallele wird in diesen sich an einen größeren reichsdeutschen Freundeskreis wendenden Blättern mit voller Absichtlichkeit gewählt — in einem Atem genannt werden. Die beiden, schrieb einmal einer der besten Versteher des Österreichers, gehören zusammen; der deutsche Norden hatte den einen geboren, der deutsche Süden den andern, zum malerischen Ausdruck seines 19. Jahrhunderts. Zwischen zwei Romantiken, einer poetischen und einer optischen, war der Kunstgeist dieses Jahrhunderts doch in der Hauptsache ein realistischer. „Alt und Menzel waren die beiden großen Realbilder des deutschen Jahrhunderts. Sie malten die Realien ihrer Heimat, mit gleicher Unverbrüchlichkeit und Unermüdlichkeit,

mit gleicher Leidenschaft, ja Passion, mit gleicher künstlerischer und handwerklicher Gediegenheit . . . Daß der Preuße Menzel in der Hauptsache Menschendarsteller, der Österreicher Alt Landschaftler wurde, war von vornherein gegeben. Das mächtig aufstrebende Preußen machte sich seinen Historiker für seine politisch verwertbaren Überlieferungen, für seine große Legende von Ruhm, aus der noch eine Rechtsfolgerung abzuleiten war. So wurde der historisch-politische Genremaler Menzel . . . Rudolf Alt dagegen, der Wiener aus der Stadt der Landpartien, aus dem Lande der sprichwörtlich schönen Gegenden, hatte schon seine Wiege mitten in einer Vedute stehen . . . Er war ein für allemal keine historisch-politische, sondern eine landschaftlich-architektonische Seele . . .“

So wurde einmal des Österreichers Stellung und Rang in der deutschen Kunst eingezeichnet. Ein Künstler, der große Schule gemacht hätte (von Nachahmern darf wohl geschwiegen werden), ein Heroe war Alt gewißlich nicht. Wer sich bei den Erzeugnissen malerischen Schaffens nur von dem Mächtigen der Phantasie, der gewaltigen Darstellung einer Idee angezogen fühlt, wird bei Alt wohl kaum auf seine Rechnung kommen. Er hat nicht Probleme gewälzt, seine Blätter erzählen nichts von himmelfürmenden Gedanken. Er erfand nicht, aber er fand. Nichts in seinen Bildern ist reines Phantasiegebilde, wenngleich sein Schaffen voll des dichterischen Sinnens und Schauens war. Sein Auge war seine ganze Phantasie, aber welches Auge! Man hat einmal gesagt, es gebe Naturen, die mit der Hand sehen. Zu diesen Künstlern gehörte Alt. Die ganze wimmelige Welt, groß und klein und allerkleinstes, Lebendiges und Totes, wurde ihm zum Malereignis, zur Mal Freude. Auch das Unbedeutendste hat sein großes echtes Herz verklärt, verklärt, weil er eben die Welt nicht als virtuoser Könnner sklavisch abgeklatscht, sondern in ihrer ganzen Fülle erschaut, sie mit seiner Hingabe künstlerisch erobert hat. Gewiß: schon seine rein technischen Qualitäten allein werden ihm für alle Zeiten in der Geschichte der Kunst einen hohen Ehrenplatz sichern, rufen immer wieder Bewunderung, Erstaunen wach. Denn er verstand sich, wie alle großen Künstler, auch gut auf das Handwerkliche. Aber im tiefsten Sinne war er ein Ungelernter, nicht ein Könnner, der seine Kunst erlernt, sondern ein Künstler, dessen Kraft, dessen Schaffen organisch aus ihm heraus wuchs. Die „Sezession“, die einstmaligen „Jungen“ haben ihn zu den ihrigen gemacht. Mit Recht und mit Unrecht. Denn Alt hat, lange bevor auch nur von „neuer Kunst“ die Rede war, wenn man will, „sezessionistisch“ gemalt. Die Parolen und die Schlagworte und das ganze Kunst-


theoretische Gewäsche ließen ihn kalt. Gelegentlich sprach man von ihm auch als von einem „Impressionisten“, einem „Pointillisten“ (namentlich, was sein letztes Schaffen anlangt). Er aber wußte von Kunstströmungen nichts. Erzählt man sich doch sogar, daß längst, nachdem schon alle diese Schlagworte vom Impressionismus, Pleinairismus, Pointillismus u. a. im Umlaufe waren, man ihm erst die Bedeutung dieser Kunstparolen klar machen mußte. Lange vor allem Pleinairismus hat sein Auge die Dinge und die Landschaft bereits verschieden beleuchtet gesehen, hat er gewußt, daß ein und dasselbe malerisch nicht ein und dieselbe Sache seien, daß alles sozusagen im malerischen Flusse steht, von Luft und Wind und Sonne seine eigene besondere Beleuchtung erfährt.

Nur einige Linien seines künstlerischen Antlitzes wollen hier mit diesen Zeilen gezogen, kein volles Porträt soll gezeichnet sein. Alt ist in seinem sizilianischen Künstlerleben immer der gleiche geblieben. Man staunt, wie bei allen Fortschritten und maltechnischen Entwicklungen der Fünfundachtzigjährige eigentlich bereits im Dreißigjährigen steckt, und umgekehrt. Wohl ist er in der Welt weit herumgekommen, ist viel gereist, hat in Sizilien, in Venetien, in unserem schönen Dalmatien, in der Krim und da und dort noch seinen Zauberstift angelegt, seinen Pinsel geführt. Im Grunde aber blieb er Österreicher, blieb er Wiener, dessen ganzes Herz, dessen tiefste Kunst seiner geliebten Heimatstadt verschrieben war, so wie er, der auch vorzügliche Radierungen schuf und in Öl malte, dem leichtflüssigen Aquarell die größte Treue wahrte. Immer wieder tauchen bei ihm dieselben Motive auf, immer wieder läßt er sein Malauge über geliebte Punkte und Stätten seines Wiens schweifen, über das alte Burgtheater, über den Prater, dann über die Krone aller seiner Schöpfungen, das Wahrzeichen von Wien, den Stefansurm, den er nicht ließ und wie eine Geliebte immer wieder umsing, dem er immer wieder, zu allen Jahreszeiten, bei stummerndem Himmel oder in düsterem Grau nahte. Von welcher künstlerischer Pracht sind nicht seine Blätter vom Campanile, vom Markusplatz und manchem und vielen andern noch: der alte Dom aber hat es ihm zeitlebens angetan. Einst wurde er gefragt, wie viele Stefanskirchen er in seinem arbeitsreichen Leben gemacht. Er wußte es selbst nicht mehr (hat er doch auch immer unnummeriert geschaffen). Die erste hat er 1831 gemalt, in Öl, und dann noch unzählige immer wieder nach der Natur. „Da gib's Animo, da gib's Stimmungen.“ Ihn, den Allesmaler, den Sachenmaler, wie man ihn einmal bezeichnet hat, lockte unwiderstehlich das krause Gewimmel des gotischen Zierrats am ehrwürdigen alten Steffel,

sowie ihn etwa (unter vielem andern) das gotische Spitzendurcheinander des „Schönen Brunnens“ in Nürnberg, des Domes von Mailand oder das wirre Kunterbunt von Urväter Hausrat mächtig anzog. Da konnte sich dieser geruhfame Maler adalbertstiferisch gütlich tun. „Je mehr Details, desto besser,“ äußerte er sich einmal. Mit vielem Rechte hat man in den Würdigungen anlässlich seiner letzten Geburtstagsfeier darauf hingewiesen, daß diesem ausgesprochenen Landschaftler am wohlsten doch noch immer bei der Darstellung des „gebauten Menschenwerkes“ wurde. „Dieser ‚Gewimmel-maler‘, dieser ‚größte Porträtmeister für Innenräume‘ wühlte im krausesten Wußt von Einzelheiten wie ein Filigranarbeiter.“ Aber wo immer er seinen Pinsel oder Stift ansetzte, stets ist er echter Wirklichkeit voll, ohne je ein bloßer Abklatscher zu werden; niemals, auch dann, wenn „romantische“ alte Straßen, Plätze, Gebäude oder irgend ein alter Baum das Auge dieser genialen Malernatur reizten, hat diese Zugeständnisse an die Sentimentalität der Menge gemacht oder sich in Süßlichkeit ergangen. In seiner Lebensfreudigkeit ist dieser Realist, der Alt von frühester Jugend bis in sein hohes Alter geblieben, eine Art Gottfried Keller der Malerei. Dabei wurde er mit den Jahren immer farbiger, immer malerischer. Auch Gottfried Keller hat keinen „Faust“ gedichtet, kein gewaltig Drama hervorgebracht und ist doch ein großer Dichter. Alt hat sich nicht in den hohen Bezirken der Kunst bewegt, aber auf seinem Gebiete war er ein Großer, dessen Malgenie mächtiger wirkt als das so manches andern Malers, der nur auf den Höhen der Kunst wandeln zu sollen glaubte. Dabei war er von einer schier fabelhaften Produktivität, die nur zum Teile aus seinem Fleiße erklärt werden kann. Er selbst pflegte, um die Anzahl seiner Blätter befragt, achselzuckend zu antworten: „Wie viel Bilder ich in meinem Leben gemacht habe? Ich weiß es nicht genau. Es würde wohl in die Tausende gehen, zwei bis drei Tausende sind's sicherlich.“

Wer das überreiche Werk dieses Künstlers, der auch als Mensch eine Natur im Goetheschen Sinne war, annähernd überschauen und sich dabei hohe Stunden des Genusses bereiten will, dem sei das vom österreichischen Unterrichtsministerium herausgegebene schöne Unternehmen empfohlen: „Rudolf Alt, sein Leben und sein Werk.“ Text von Ludwig Hebesi. Nach dem hinterlassenen Manuskripte für den Druck vorbereitet von Karl M. Ruzmany. Mit 61 Tafeln und hundert Textbildern (Wien, Artaria & Cie.). Man hat es hier beileibe nicht etwa mit einem jener minderwertigen Bilderwerke zu tun, wie sie in den letzten Jahren leider immer häufiger auf den Kunst-

markt geworfen worden sind. Hier liegt wirklich eine meisterhafte Leistung vor, die den bei der Herstellung der Faksimileblätter beteiligten österreichischen Reproduktionsanstalten alle und höchste Ehre machen. Man lese an anderer Stelle dieses Kalenders noch, was ein Reichsdeutscher, Dr. Karl Weichardt, in seinem „Zwischen den Nationen“ betitelten Epilog über die Leipziger Buchgewerbeausstellung von unserm österreichischem Buchgewerbe und den österreichischen Reproduktionsanstalten Rühmlichstes zu erzählen weiß. Solche Urteile stehen — endlich — in letzter Zeit nicht mehr vereinzelt da, aber weil es nicht immer so war, weil auch hier unsere Talente ein verborgenes Dasein führten, freuen sie einen doppelt. Wer in den mehr als zweihundert, zum großen Teile auch farbig gebrachten Tafeln des Altwerkes blättert, wird unser Lob darüber nicht übertrieben finden. Einen ganz besonderen Vorzug der Blätter bildet die reichliche Verwendung des Lichtdruckes, der ohne Zweifel ungleich wahrer wirkt als vielfach die Farbenätzung, mag auch diese die Originale scheinbar täuschender und getreuer nachahmen. Echter, ehrlicher ist entschieden das Lichtdruckverfahren. Auch der Text legt Zeugnis davon ab, mit welchem Verständnisse die Persönlichkeiten, denen die Gestaltung des Unternehmens anvertraut war, insbesondere also Hofrat Foerster vom Unterrichtsministerium, die rechten Männer zu dem Werke herangezogen haben. Wohl waltete ein tragisches Schicksal über der Herausgeberschaft. Zuerst schied der treffliche Ludwig Hevesi, wohl der beste Kenner Alts, der auch zu dessen engstem Freundeskreise zählte, freiwillig aus dem Leben und auch dessen Nachfolger in der Herausgeberschaft Karl Ruzmany, der den (nur in der noch ungegliederten, unverarbeiteten Urform) vorhandenen Text aus Hevesis Nachlaß mit Eifer und Sorgfalt bearbeitete, sollte es nicht mehr gegönnt sein, seine reichliche Mühe belohnt zu sehen, da er gleichfalls noch vor Herausgabe des Werkes mit Tod abging. Hevesis vielgerühmter, freilich auch des öfteren getadelter Stil leuchtet durch das Ganze. Hier, in dieser glanzvollen Leistung des begabten Schriftstellers (der weit mehr als ein bloßer Kunstschriftsteller oder -kritiker war), dessen Herz aufging, so oft der Name Alt an sein Ohr schlug, brilliert Hevesi. Auch er liebte wie sein vielgeliebter Meister, das „Gewimmel“ und war so etwas wie ein „Gewimmelschreiber“. So vereinigen sich Text und Abbildungen zu einem edeln Ganzen, das in uns, die wir Alt schätzten, die Freude an dem großen Maler für immer wachhalten wird und den andern, die noch nichts Rechtes vielleicht von ihm wußten, insbesondere draußen im verbündeten Reiche, zu einer großen und schönen Entdeckung werden möge. H. Sgl.



Aus meiner Büchersammlung.

Von Dr. Moritz Grolig, k. k. Gymnasialprofessor i. R. in Wien.

Der Büchervorrat in öffentlichem wie in privatem Besiß war vor einem Menschenalter in einer österreichischen Provinzstadt — mochte sie auch den Titel einer Landeshauptstadt führen — in quantitativer wie qualitativer Richtung recht bescheiden, um nicht zu sagen armselig. Eine öffentliche, allgemein zugängliche Bibliothek gab es überhaupt nicht. Die im Laufe der Jahrzehnte in den Lehrerbibliotheken der Gymnasien und Realschulen, den Vereinsbüchereien und den Leihbibliotheken zusammengekommenen Büchermengen waren nach Inhalt und Umfang unzureichend, nur einem kleinen Kreise zugänglich, ihre Benützung zudem außerordentlich unbequem, der Entlehnverkehr aus den großen Bibliotheken der Metropole oder aus großen öffentlichen Bibliotheken anderer Universitätsstädte eine unbekannte Einrichtung. Aber auch wenn diese vorhanden gewesen wäre, sie hätte den Mangel an literarischen Hilfsmitteln nicht zureichend paralysieren können, denn welche dieser Bibliotheken hätte größere Büchermengen, insbesondere aber den wissenschaftlichen Handapparat, standard works und Nachschlagewerke auch nur auf kurze Zeit aus dem Hause geben können?

Wollte ich also wissenschaftlich arbeiten, so mußte ich mir das dazu gehörige Werkzeug selbst kaufen. So manche umfangreiche Stücke, wie etwa die *Monumenta Germaniae historica*, die *Allgemeine Deutsche Biographie*, *Ducanges Glossarium* u. ä., die in der Großstadt unschwer aus einer der zahlreichen öffentlichen Bibliotheken zu beschaffen sind, finden sich daher in meiner Sammlung, daneben lange Serien von Fachzeitschriften und Jahresberichten, endlich auch ein gebundenes Exemplar der *Neuen freien Presse* — ein in Privatbibliotheken wohl nicht zu häufig vorkommendes Stück von großem Umfang.

Wem unbefchränkte Mittel zur Verfügung stehen, dem wird es nicht schwer fallen, im Laufe der Jahre eine nicht nur dem Umfange nach bedeutende Bibliothek zusammenzubringen. Wie mancher Jagdherr, der durch einige hundert

Treiber das Wild aus einem weiten Revier zusammenhegen läßt und dann, bequem auf seinem Jagdseffel sitzend, die an ihm vorübergetriebenen Tiere der Reihe nach niederknallt und so eine riesige Strecke zustande bringt, so mag ja wohl auch mancher Büchersammler verfahren. Wer die Büchergefuche im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel regelmäßig studiert, kann genug oft eine solche Steeplechase verfolgen. Allein solche Jagd ist nicht nach jedermanns Geschmack, und gar vieles Wild ist solcherart überhaupt nicht zu erlegen. Einen nicht unbedeutenden Teil der Bücher — ganz abgesehen von den Zeitschriften — wird jeder Büchersammler alsbald bei ihrem Erscheinen kaufen, ja kaufen müssen oder im voraus subscribieren, um sich ihren Besitz zu sichern. Ihr Erwerb bietet kaum viel Bemerkenswerthes, was des Bibliophilen Interesse zu erregen imstande wäre. Anders steht es mit älteren Büchern. Antiquare und Bücherliebhaber sind fortwährend auf der Jagd nach seltenen und — billigen Werken.

Durch fünfzig Jahre hindurch habe ich fleißig Umschau gehalten bei den Antiquaren von Stockholm bis Neapel und von Aberdeen bis Königsberg. Und so gelang mir dann und wann ein kleiner Fang, wie denn auch zuweilen einem mitteleuropäischen Forstwart ein Bär oder ein Wolf vor den Lauf kommt. Die Deutschen und ihre Nachbarstämme von Kaspar Zeuß habe ich 1866 in der Wollzeile in Wien für zwei Gulden erstanden; vierzig Jahre später kostete das Buch an derselben Stelle fünfundzwanzig Gulden. Ein Exemplar von Blaise Pascals Lettres provinciales in der ersten in Buchform erschienenen Ausgabe, Cologne 1657, ein echter Elzevierdruck, wurde bei der Auktion Yemeniz-Paris um 70 fr. verkauft, von einem Utrechter Antiquar um 20 holl. Gulden ausbezogen. Es gelang mir, ein sehr wohlerhaltenes Exemplar in Pergamentband um 10 M zu erstehen. Ein Rarum wie Sealsfields L'Autriche telle qu'elle est, Paris 1822, entdeckte ich in Nizza, und den verkürzten Wiederabdruck davon, die Tablettes Autrichiennes, Bruxelles 1830, in Stuttgart. Die Geuzzer aus Osterreich, Leipzig 1834, eine Übersetzung des ersten Teils der Sealsfieldschen Schrift, tauchten im k. k. Versteigerungsamte in der Dorotheergasse in Wien auf — zum Preise von einer Krone. Ein Frankfurter Antiquar bot vor einiger Zeit das Büchlein von 177 Seiten um 30 M aus. Nur noch äußerst selten erscheint der berühmte zehnbändige Elzevier-Cicero aus dem Jahre 1642 auf dem Büchermarkte, und dann zu einem abschreckend hohen Preise: sechs Bände davon fand ich in Gotha um 9 M ausbezogen und entschloß mich zu deren Ankauf, in der Erwartung, die restlichen Bände würden einmal irgendwo

zum Vorschein kommen. Nec spes me feclit. Zwei der Bände fand ich in Bologna, zwei in Paris. Und so kam mich mein Cicero-Elzevier auf 18 Kr. statt 80 M, zu welchem Preise er angefeht zu werden pflagt. Die sogenannten Elzevierschen Republiken, für die in einem vollständigen Exemplar Cotheby-London 5 £ 5 sh anseht, konnte ich innerhalb zweier Jahre durch Kauf einzelner Bände für nur 40 Kr. zusammenbringen.

Ein Buch braucht übrigens gar nicht aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert zu stammen, um heute auf dem Büchermarkt fast unauffindbar zu sein und hoch im Preise zu stehen. Rud. Hayms Romantische Schule, Berlin 1870, kaufte ich um die Mitte der siebziger Jahre um 3 fl. Heute werden dafür 30—38 M verlangt. Eugen Dührings Natürliche Dialektik, Berlin 1865, welche bei ihrem Erscheinen 3 M kostete, wird jezt mit 30 M bewertet, da „vergriffen und äußerst selten“. Bernhard Beckers Briefe deutscher Bettelpatrioten, Braunschweig 1873, stiegen von 6 M auf 20 M. Die erste Ausgabe von Voltaires Pucelle, Louvain 1755, bezahlte ich vor einigen Jahren mit 5 M. Sie wird jezt mit 50 M notiert.

Wenn so manches drei- bis vierhundert Jahre alte Buch erzählen könnte, welche Stationen es auf seiner Erdenpilgerschaft gemacht, es gäbe — wenn schon keinen ganzen Roman — so doch eine schöne Anekdotensammlung. Leider bleibt die übergroße Mehrzahl der Bücher gegenüber der Frage nach ihrem Schicksale stumm. Nur wenigen ist von ihren einstigen Besitzern ein Merkzeichen auf den Weg mitgegeben worden, an dem man erkennt, bei wem sie ehemals eingekehrt, etwa so wie man jezt an den Reisekoffern mit Hilfe der aufgeklebten Hotelfirmen sieht, wo ihre Besitzer während ihrer Geschäfts- oder Vergnügungsreise herbergten. Exemplare aus kaiserlichen und königlichen, städtischen und Fideikommißbibliotheken, Jesuitenkollegien und anderen Ordensbibliotheken stehen in meiner Büchersammlung, Pilger, die durch ihre Vorbisizer Interesse erregen können.

Da ist zunächst ein Pergamentband, einst Eigentum des böhmischen Oberstlandrichters Wenzel Budovec von Budova, eines der 30 Direktoren, dessen Haupt am 21. Juni 1621 auf dem Altstädter Ring in Prag unter dem Henkerbeil fiel. Das mit dem als Supereplibris verwendeten Wappen des Budovec und seiner Gemahlin versehene Buch enthält die Ignorantia Jesuitarum ab Isaco Cheirano, Genevae 1613. Ein späterer Besitzer war der Heraldiker Alfred Grenser. Weit gewandert ist das Werk des französischen Polyhistor Claudius Salmasius: De annis climactericis et antiqua astrologia diatribae, Lugduni 1648, Elzevier. Es befand sich in der Bibliothek

des italienischen Rechtsgelehrten Cavaliere Francesco Vargas Macciucca (1699 bis 1785). Eine Streitschrift gegen Adrian Beverland: Leonhardi Ryffenii: *Iusta detestatio sceleratissimi libelli A. Beverlandi, de peccato originali*, Gorinchemi 1680, stammt aus der Bibliothek des englischen Kulturhistorikers Henry Thom. Buckle. Aus Eduard Boeckings Bibliothek, die 1871 in Bonn versteigert wurde, besitze ich einige Schriften Ulrichs von Hutten in den alten Originaldrucken. Der erste und zweite Band der *Memoires de Messire Philippes de Mornay* in meiner Sammlung stammt aus der Bibliotheca Krippendoriana, P. J. Marpergers Beschreibung des Tuchmacherhandwerks, Dresden [1723], aus der Bibliothek von Ant. Th. Vogt, Freih. v. Cumerau. — Schneller und öfter als man vermuten möchte, zerflattern selbst Büchersammlungen, die durch ihre Besitzer gegen jegliche Zersplitterung gefeit sein sollten. So besitze ich aus der Freiherrl. Leoprechtingschen Fideikommissbibliothek Langs Hammelburger Reisen, *Montaignes Essais* und die *Mémoires de Marguerite de Valois*. Das Exemplar des *Institutum societatis Jesu*, Prag 1705, welches 1707 dem Collegium Soc. Jesu in Neuburg an der Donau gehörte, und die Evangelische Erklehrung auf die Böhaimische Apologia, 1618, welche einst dem Klagenfurter Jesuitenkolleg gehörte, stehen heute in meiner Bibliothek, ebenso die *Monumenta Paderbornensia*, Amstelodami 1672 ex libris bibliothecae S. Germani à Pratis (St. Germain-des-Prés), Congr. S. Mauri in Paris. Allerlei sonstige Rariora mögen noch erwähnt werden: *Manuale exorcismorum . . . Maximiliani Eynatten*, Antwerpen 1678, — *Epistres francoises des personnages illustres et doctes à Mons. Joseph Iuste de la Scala*. Mises en lumiere par Jaques de Reves. A Harderwyck, 1624, von welcher Schrift Jakob Bernays in seiner Monographie über Scaliger sagt, daß sie auf keiner ihm zugänglichen öffentlichen Bibliothek vorhanden gewesen ist. Ein außerordentlich seltenes Stück sind auch: *Venerab. Agnetis Blanbekin vita et revelationes* ed. Bernh. Pez, Viennae 1731, über die es eine ganze Literatur gibt.

Ein Wiener Antiquar, dem die geschäftliche Erfahrung eines Menschenalters zur Seite steht, sagte vor einiger Zeit zu mir: Ja, gute Bibliotheken sind selten. Er meinte natürlich Privatbibliotheken. Diese Tatsache wird den Sachkundigen nicht überraschen. Es wäre denn, daß man sich auf den Standpunkt jenes Großindustriellen stellte, der eines Tages in einen Buchladen trat und den Antiquar so anredete: Wissen's, ich hab' das Gut J. . . gekauft, über aner Zimmertür steht: Bibliothek; ober es is nix drin, als a paar leere Kästen. Segns — und er zog eine Spagatschnur, in der drei

Knoten waren, aus der Tasche und hielt sie dem Antiquar unter die Nase — segns, so hoch, so breit und so tief sein die Kästen; also stellns mir halt was nein. — Der Buchhändler tat, wie verlangt, und die „Schlossbibliothek“ war fertig. Aus dem Vorhandensein solcher Bibliophilen erklären sich dann auch so seltsame Büchergesuche, wie etwa folgende: Alte Bücher in Schweinsleder oder in Pergament, nur mit Schließen, Inhalt gleichgiltig. Oder: Ausgerangierte Bücher, alt oder neu, kaufe pro Doppelzentner mit 7 M. Oder: Für einen Sammler suchen wir Werke in allen Sprachen. Hauptsache ehrwürdiges Außere und viele Illustrationen. Oder: Gesucht 50 bis 100 alte Papp- oder Halblederbände, Inhalt gleichgiltig, möglichst gleiche Größe, billig, zur Ausfüllung von Regalen. — Dürfte man es einem Bücherkennner verübeln, wenn er angesichts solcher Sammler ausrief: Herr, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie diese!


Um eine Büchersammlung von irgendeinem erheblichen inneren Wert zustande zu bringen, ist eine langjährige Geduld, viele und unausgesetzte Arbeit, erhebliche Literaturkenntnis und — Glück erforderlich; Glück im Finden und Erhaschen. Seit mehr als zehn Jahren fahnde ich nach einem Plantin-Druck, und obwohl ich jährlich bei 2000 europäische und außereuropäische Antiquariatskataloge durcharbeite, konnte ich ihn noch nirgend entdecken. Und ein angesehenener Pariser Antiquar, den ich vor einem Jahr zu Hilfe rief, schrieb mir nach Verlauf einiger Monate: Impossible à rencontrer. Und selbst wenn man einen so seltenen Fisch wo schwimmen sieht und sich beeilt, die Angel nach ihm auszuwerfen, erhält man sehr häufig, besonders aus dem Auslande, statt des erwarteten Kleinods die kurze, trockene Antwort: Vendu.

Am meisten Glück hat man noch bei der Jagd auf solche Bücher, die weit abseits von der breiten Heerstraße liegen, auf der der Schwarm moderner Bibliophilen zieht. Wer von diesen kennt z. B. heute den Namen de Potter? — Als das erotische Element in der Karikatur von Eduard Fuchs, das in Deutschland längere Zeit verboten war, anfangs April 1906 wieder freigegeben wurde, stürzten sich in der Zeit vom 12. April 1906 bis 21. Juni 1907 nicht weniger als 98 Sucher auf das heiß begehrte Buch los, obzwar die Antiquare, die es besaßen, 75, 80, 90, 100 bis 120 M dafür verlangten. Von de Potters Werken wurde in den letzten zehn Jahren nur eins, die Histoire du christianisme von je einem Buchhändler in London, in Leipzig und in Turin gesucht. Die Sammlung de Potterscher Werke, die ich besitze, stammt aus Löwen, Genf, Niort, Bologna, Rom und Neapel.

Nur die deutsche Übersetzung der *Vie de Ricci* fand ich in Wien. Das Exemplar war einst im Besitze des ehemaligen Bürgermeisters von Wien, Dr. Kajetan Felder. Heute ist de Potter ein sehr mit Unrecht halb, wenn nicht ganz vergessener Schriftsteller, der mit seiner Bildung noch ganz in der Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts wurzelte. Dasselbe Schicksal teilt mit ihm Gregorio Leti, einer der fruchtbarsten Publizisten des 17. Jahrhunderts, von dessen zahlreichen Werken heute wohl kaum eines in einer privaten Büchersammlung anzutreffen sein dürfte, die sich aber zu Lebzeiten des Verfassers und noch lange nachher großer Geltung und weiter Verbreitung erfreuten.

Seit langen Jahren durchmustere ich die Büchergesuche der deutschen und außerdeutschen Buchhändler. Eine äußerst trockene und anstrengende Lektüre, die aber eines großen Reizes nicht entbehrt. Nicht bloß, was da gesucht wird, sondern noch mehr das, was niemals begehrt wird, erregt das lebhafteste Interesse des Literaturfreundes. Hinter manchem Buche sind zeitweilig ganze Scharen von Liebhabern her, wie z. B. hinter der *Lukrezia Borgia* von Ferdinand Gregorovius, die während der Jahre 1904—1906 nicht weniger als 147 mal begehrt wurde, so daß einzelne Antiquare, die das Buch besaßen, 30—40 M dafür verlangten und erhielten. Darauf ließ der Verleger einen Neudruck herstellen, der 6 M kostete, und die Parforcejagd auf die *Lukrezia* war zu Ende. Aber die Zahl der Bücher, die so heiß begehrt werden, ist nicht gar so groß. Viel häufiger ist ihr entgegengesetztes Schicksal; der Verfasser und sein Buch sind in Vergessenheit versunken, sie sind sozusagen literarisch tot. Bei vielen Büchern wird man diese Tatsache ohne viel Bedauern hinnehmen; sie verdienen kein langes Leben. Leider trifft dieses Los auch manchen Schriftsteller, der es nicht verdient.





Der „Urheinrich“.

Von Hans Feigl.

Immer reicher windet sich um Gottfried Kellers Namen der Lorbeerkranz. Und wenn unlängst ein kecker Schnabel, um kein schärferes Wort zu gebrauchen, sich zu der Ungeheuerlichkeit verstieg, von dem faden, langweiligen Gottfried Keller zu sprechen, so ehrt solchem Unterfangen gegenüber die große Zahl der gebildeten, lebensernsten Deutschen in Meister Gottfried den Dichter, dessen Ruhm bereits ins Zeitlose ragt. Ob er wirklich seit Goethes Tod, wie es nachdrücklich ein bedeutender, jüngst verstorbener Literaturhistoriker versichert, unser Größter war, möge hier unerörtert bleiben. Seine hohe Kunst, die männlichherbe Schönheit seiner Prosa und seiner Verse hat Tausende gelobt und wird sicherlich nachfolgenden Geschlechtern dergleichen edelsten Genuß bereiten.

Und allen voran der „Grüne Heinrich“. Wer bei diesem Meisterwerke ungerührt blieb, wessen Seele hier nicht mächtig bewegt ward, der hat der Dichtkunst Sprache nie vernommen, nie sie gefühlt. Man hat auch da des öfteren Vergleiche angestellt, die Entwicklungsgeschichte des Heinrich Lee an der des Wilhelm Meister gemessen, von welchem Goetheschen Werke der Kellersche Roman ja auch beeinflusst war. Mehr als jede andere Schöpfung des Schweizers wird der „Grüne Heinrich“ gelesen, bewundert und geliebt; hundertfältige Wirkung ist von diesem klassischen Werke auf unsere Dichtung ausgegangen. Freilich nur die Kenner und die engere Kellergemeinde wußten, daß neben der bekannten, im Umlaufe befindlichen Fassung des „Grünen Heinrich“ noch eine ältere existierte, lange vor der endgültigen entstanden, sozusagen ein „Urheinrich“, aus den Tagen von Kellers Sturm, Drang und Not.

Aber selbst unter denen, die von der Existenz dieser ersten Form Kenntnis besitzen, dürften nicht allzu viele in den vier alten vergilbten Bänden

geblättert haben, denn diese Urfassung ist fast völlig selbst auf dem Antiquarbuchermarkt verschollen. Taucht sie dann und wann einmal auf, dann müssen die Bände mit schwerem Gelde bezahlt werden¹⁾.

So war denn bis vor kurzem die Urgestalt des berühmten Kellerschen Romans nur wenigen Sammlern oder Feinschmeckern zugänglich. Keller hat nämlich selbst, als die Umarbeitung der Jugenddichtung in den Jahren 1879 bis 1880 bei Goeschen erschien, die Restauslage aufgekauft und behielt sich nur wenige Exemplare davon, indes Schwester Regula mit den übrigen einen Winter hindurch den Ofen heizen mußte. Rührend und seltsam ist die Entstehungsgeschichte dieses ersten „Grünen Heinrich“. Der Idee nach schon lange vorher gefaßt, war dieser Entwicklungsroman eines an seiner Kunst und seinem Leben scheiternden Künstlers in der Berliner Zeit 1851 bis 1855 entstanden, da der Dichter fern seiner geliebten Schweizer Heimat sich sein Leid und sein Kämpfen von der Seele schrieb. Immer wird uns der Briefwechsel, den Gottfried Keller damals mit seinem Verleger Viehweg führte, einen tiefen Einblick in das ein wenig wunderliche, stets aber aufrechte und wahrhaftige Wesen des großen Schweizers gewähren. Bittere Tage waren damals wieder über Keller gekommen, darunter nicht wenige, an denen er gedarrt und buchstäblich gehungert.

In dieser Not faßte er endlich den Plan, an die Abfassung seines Romans zu gehen. Im Jahre 1850 schloß er mit dem bekannten Braunschweiger Verleger Viehweg einen Vertrag, demzufolge der „Grüne Heinrich“ in drei Bänden im Spätherbste desselben Jahres auf dem Büchermarkt erscheinen sollte. Aus den Monaten wurden Jahre. Viehweg hatte es der Held des Romans förmlich angetan, der Verleger war in ihn derart verschossen, daß er in spannungsvoller Erwartung der Fortsetzungen harrte. Denn der Dichter hatte zwar die ganze Romankomposition im Kopfe, aber auch nur dort und lieferte, mühsam in der Niederschrift vorwärts schreitend, in immer wieder sich hinausziehenden Zwischenräumen nur Bruchstücke seines „Grünen Heinrich“ ab. Viehweg schmeichelte, wütete, drohte, drohte mit Klage, alles lange vergebens. Keller blieb all diesen Vorstellungen und Ermahnungen gegenüber größtenteils ungerührt. Ja, er konnte, trotzdem er von Viehweg namhafte Vorschüsse auf das Werk erhalten hatte, gelegent-

¹⁾ Vielleicht erzähle ich einmal in einem der kommenden Jahrgänge dieses Kalenders, wie ich zu meiner ersten Ausgabe des „Grünen Heinrich“ kam. Sie war nämlich vorerst unvollständig, erst später wurde sie komplett durch die Auffindung eines nicht beschnittenen unaufgeschnittenen (nämlich des zweiten) Bandes.

lich sackt grob werden. Auch in späterer Zeit, da Keller bereits einen hochgeachteten Namen in der deutschen Literatur innehatte, war es um die Ablieferung der Manuskripte bei dem Dichter recht schlecht bestellt. Mit Recht hebt sein Biograph Bächtold hervor, daß für den Poeten lediglich die Erfindung und das stille Ausdenken seiner dichterischen Pläne Reiz hatte. Sobald es an die schriftliche Ausführung ging, wurde ihm das Geschäft lästig und er stellte sich ihm mit einer gewissen Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit entgegen.

So stand es auch damals in den fünfziger Jahren bei Abfassung des „Grünen Heinrich“. Monate hindurch hielt Gottfried Keller die Korrekturbogen zurück und gab sie nur auf Drohungen hin aus der Hand. Im Briefwechsel mit Viehweg nachzulesen, wie der ungeduldige Verleger, der auf der anderen Seite wieder Engelsgeduld bewies, nichts unversucht ließ, um seinen Autor zu etwas rascherer Produktion zu bewegen, wird immer ein eigenartiger Genuß bleiben und überdies ein seltener, weil diese Korrespondenz „unerquicklich für die Beteiligten, sehr ergötzlich für den Zuschauer, wohl nur ein einzigesmal in der Hausgeschichte des deutschen Buchhandels vorkommt“. Ließ es sich doch Viehweg nicht verdrießen, Keller sogar zu sich nach Braunschweig einzuladen, damit dieser dort die nötige Sammlung zur Fortsetzung und Vollendung des Werkes finden möge. Der kraßbürstige Dichter aber ließ den Verleger, der, wie sobald nicht ein zweiter Verleger, voll warmen menschlichen Anteils an seines Autors Schöpfung war, ohne jede Antwortzeile. So verstrich Jahr um Jahr, bis sich endlich der Roman dem Abschlusse näherte. Inzwischen waren aus den ursprünglich für das Werk geplanten fünfundzwanzig bis dreißig Bogen hundert-sieben Bogen geworden. Am Palmsonntag 1855 „schmierte“ der Dichter nach seinem eigenen Geständnisse das letzte Kapitel „buchstäblich unter Tränen“ zu Ende.

Das ist die äußere Geschichte des Kellerschen Jugendwerkes. „Die Hand möge verdorren, welche je die alte Fassung wieder zum Abdruck bringt.“ So soll Keller nach Bächtolds Worten ordentlich geflucht haben, als er 1879 die längst und immer wieder geplante Umarbeitung seiner großen Selbstbiographie endlich unter Dach und Fach gebracht hatte. Von jeher war Keller seinem Erstling ungemein kritisch gegenübergestanden, hatte schon im Vorwort damals die strengste Sonde an ihn gelegt, sich seiner in Stil, Ausführung und Komposition nahezu geschämt und eben deshalb die Dichtung umgeformt. Und nun, nach fast sechzig Jahren seit des ersten „Grünen Heinrich“ Erscheinen und nach beinahe fünfundzwanzig Jahren seit des

Poeten Tod kommt Kellers späterer Verleger selbst, veranstaltet trotz dem grimmigen Fluche des Dichters einen Neudruck der schier verschollenen Jugendausgabe und legt uns den alten vier Bände füllenden Entwicklungsroman gleich in zwei Ausgaben, einer für Bücherfreunde berechneten und einer sogenannten Studienausgabe vor, hierbei unterstützt von dem Zürcher Professor Emil Ermatinger, dem unermüdlchen Kellersforscher und sachkundigen Verwalter des Kellerschen Nachlasses.

Sollten wir uns deshalb erbosen, gar etwa in das fluchende Wort des Dichters einstimmen? Das hieße am Buchstaben kleben, übersehen, daß das Bild der schöpferischen Persönlichkeit Kellers seit Jahr und Tag festumrissen dasteht und keine Verdunkelung mehr zu befürchten hat. Zudem läuft in wenigen Jahren die Schutzfrist für die Werke Meister Gottfrieds ab, so daß dann jedermann zum Wiederabdruck auch der Urgestalt des „Grünen Heinrich“ befugt sein wird. Gerne soll daher Herausgeber und Verleger Absolution erteilt werden: Keller kann nicht mehr verlieren, sondern nur gewinnen. „So wenig Goethe,“ sagt Ermatinger im Vorworte zum bibliophilen, der Studienausgabe vorangegangenen Neudruck, „dadurch kleiner geworden ist, daß wir in Wilhelm Meisters theatralischer Sendung die Vorstufe zu den „Lehrjahren“ kennen lernten, so wenig wird die Neuauflage der ersten Fassung des „Grünen Heinrich“ Kellers Ansehen schmälern.“

Es hat übrigens immer welche Kellerverehrer gegeben, die den „Urheinrich“ der zweiten Gestaltung vorzogen. Das sind freilich nur immer einzelne gewesen, wie der verstorbene Berliner Dramaturg Otto Brahm. Die gingen sogar manchmal so weit, zu behaupten, dem Jugendwerk eigneten reichere poetische Schönheiten und es überträte an dichterischer Kraft die endgültige Fassung. Das trifft sicherlich nicht zu, wenngleich die erste Form trotz ihrer Breite an allen Ecken und Enden den kommenden großen Dichter ahnen läßt und der eigenartigen Reize in Hülle und Fülle birgt. In der Urform läßt Keller noch den Roman in einen „zypressendunkeln“ Schluß ausklingen, seinen Helden sterben. Es war der Keller der schweren ringenden Jahre, der dies pessimistische Ende schrieb. Der verstehende, gereifte Dichter am Schlusse der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der die Welt nicht mehr romantisch, sondern mit hellen Wirklichkeitsaugen besah, der Staatschreiber Gottfried Keller ließ Heinrich Lee aber weiter am Leben, denn er wußte, daß man nicht sobald am inneren oder äußeren Elend stirbt. Viel ist um dieses Ende des Helden debattiert worden, zweifellos aber entspricht der optimistischere, lebensbejahende Schluß weit mehr unserm Fühlen und


dem wirklichen Menschengeschehen. Hatte doch schon der Verleger Viehweg, wenn auch vergeblich, um des Helden Leben gesleht. „In dem Jungen ist zu viel Originales und Urwüchsiges, als daß er verkommen darf.“ So wenig Keller selbst, dessen Jugendgeschichte uns ja in dem „Grünen Heinrich“ erzählt wird, trotz allem herben Mißgeschick und trotz dem Scheitern fast aller seiner Pläne, zugrunde ging, sondern sich durch alle schwere Not männlich durchrang und zum Staatschreiber seiner Heimatstadt emporarbeitete.

„Das Unglück des Buches liegt in seiner Entstehungsweise. Der Verleger fing gleich an zu drucken, als er etwas Manuskript hatte“, so schrieb Gottfried Keller an den Wiener Hebbelbiographen Emil Kuh, der ordentlich erschrak, als er hörte, der Dichter wollte den Roman „aus seiner subjektiven und unwissenden Limmelzeit“ umarbeiten, die „Unberatenheit des Machwerkes verschwinden“ machen. „Produktionen, wie der ‚Grüne Heinrich‘ eine ist, vertragen keine Umbildung, ohne dadurch in ihrem Lebenspunkte verletzt zu werden. Auch ‚Wilhelm Meister‘ hat Gebrechen, auch der ‚Faust‘ unseres größten Dichters, und diese Gebrechen tilgen wollen hieße die ‚Gebrechlichkeit der Welt selbst aufheben wollen . . .“ So beschwört Emil Kuh schon im Jahre 1871 den Dichter, es bei der Urform bewenden zu lassen. Dennoch war die alte Fassung Keller ein Dorn im Auge, Ende der siebziger Jahre fiel die Jugenddichtung in ihrer ursprünglichen Gestalt. Der neue „Grüne Heinrich“ wurde ein „Ich“-roman, indes früher Held und Dichter abwechselnd am Erzählen waren, Heinrich Lee stirbt nicht mehr, sondern bleibt am Leben und kämpft weiter. Dennoch, trotz mancher Unbeholfenheit in der Gesamtkomposition, möchten wir heute den jugendfrischen, genialisch-naiven „Grünen Heinrich“ in seiner Urgestalt nicht missen. Dank der Veranstaltung des Cottaschen Hauses gehört nun auch der „Urheinrich“, der bisher nur von ganz wenigen geschlürft worden war, der Allgemeinheit an.

Und nun noch ein Wort über die Ausstattung der für Bücherfreunde berechneten Ausgabe. (Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Nach der ersten Fassung von 1854—55. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart-Berlin. Vier Bände. M 65.) Sie stand unter der künstlerischen Leitung F. W. Kleuckens, dessen Fraktur, die Kleuckens-Fraktur, für die vier Bände in Verwendung kam. Alle Achtung vor der wohlthuenden Sauberkeit, mit der die Wittichsche Hofbuchdruckerei in Darmstadt das Werk herstellte: ein Nur-Typophile mag sich an der eleganten Pracht dieser schlanken Typengestalten ergötzen. Die Wahrheit aber erfordert es, zu sagen, daß der Satz zu kompess wirkt und deshalb die Lektüre zu einer ziemlich

anstrengenden macht. Viel angenehmer liest sich die Studienausgabe mit ihrer offenen, breitangelegten Schrift. Auch über die Zweckmäßigkeit des in ein unschuldsvolles blendendes Weiß gehüllten goldgepressten ziegenledernen Einbandes ließe sich ein Wort reden. Rätselhaft bleibt es auch, warum uns der verdienstvolle Herausgeber das selbstkritische, ungemein charakteristische Kellersche Vorwort der ersten Ausgabe vorenthielt, ein Fehler, den glücklicherweise die Studienausgabe wieder gutmachte. Alles in allem gebührt aber dem Cottaschen Hause, das sich bescheidenlich erst auf der letzten Seite hinter dem Druckvermerke als Verleger anführt, für die pietätvolle Sorgfalt, die sie an die Ausstattung der in 1250 Exemplaren gedruckten, auf van Geldern = Büttens hergestellten Vorzugs = Ausgabe wendete, der Dank der Bibliophilengemeinde.






Kriegssammlungen.

Die Wiener Hofbibliothek hat es unternommen, eine Sammlung der den gegenwärtigen Krieg betreffenden Literatur und insbesondere auch der nicht in den Buchhandel kommenden Drucksachen als historisches Material der Zukunft anzulegen. Diese Bestrebungen können jedoch nur dann von vollem Erfolg gekrönt sein, wenn das genannte kaiserliche Institut die Unterstützung und Mitwirkung der weitesten Kreise, an die es sich hiermit wendet, findet. Insbesondere kommen hierbei in Betracht: Extrablätter, Flugblätter, Bilderbogen, Karikaturen, Lieder, Gedichte, Anschläge, Bekanntmachungen, Ansichtskarten, Erlässe und Verlautbarungen, namentlich aus den Grenzbezirken und unser Truppenkommandos und Behörden im Auslande, Kriegszeitungen, Surrogatgeld, ausländische Zeitungen und Broschüren politischen oder militärischen Inhaltes, handschriftliche Kriegsberichte und Kriegsschilderungen, auch von gegnerischer Seite. Für Zusendung derartigen Materials wäre die k. k. Hofbibliothek Wien, I, Josefsplatz, sehr dankbar.

Ebenso ist die Königliche Bibliothek in Berlin schon seit Anfang des Krieges bemüht, eine möglichst vollständige Sammlung der die Zeitereignisse betreffenden Drucksachen anzulegen, um der Nachwelt ein lebendiges Bild der großen Zeit zu übermitteln. Sie richtet deshalb an alle, die dazu in der Lage sind — die Militär- und Zivilbehörden, darunter auch die deutschen Vertretungen im Ausland, Kommunalverwaltungen und Vereinsvorstände, Mitkämpfer, Privatpersonen jeder Art daheim und im Auslande — die Bitte, ihr bei der Sammlung von Drucksachen über den Weltkrieg behilflich zu sein und ihr geeignetes Material zugehen zu lassen.

Für Zusendung aller derartiger Sachen wird die Königliche Bibliothek jederzeit sehr dankbar sein, auch etwaige Porto- und sonstige Kosten gern vergüten. Die Sendungen sind zu richten an die Generalverwaltung der Königlichen Bibliothek, Berlin NW 7, Unter den Linden 38.



Bibliophiles aus aller Welt.

Der Bücherfeind Rochefort.

Im „Gil Blas“ veröffentlichte Ernest Vaughan „Erinnerungen eines alten Journalisten“. Vaughan war der Herausgeber mehrerer Pariser Tageszeitungen, darunter auch der „Aurore“, die zur Zeit der Dreyfus-Affäre unter der Chefredaktion Clemenceaus in der ersten Reihe der Kampfblätter stand. Früher, vor der „Affäre“, die so viele Freundschaften zerrissen hatte, war er auch mit Rochefort eng liiert gewesen, dem er besonders damals, als der berühmte Polemist im Londoner Exil lebte, große Dienste erwies. Besonders interessant sind die Erinnerungen Vaughans an diesen Mann, der in der Geschichte der dritten Republik seinen Platz stets behalten wird.

Komisch berührt es, daß Rochefort sich immer als Verächter der Bücher, ja als Bücherfeind gab. Er war mit einem phänomenalen Gedächtnis begabt und hatte von dem, was er einmal in der Jugend gelernt hatte, nichts vergessen. Er wußte bis in sein spätes Alter vieles auswendig und rezitierte ganze Bände von Viktor Hugo, den er abgöttisch verehrte. Wenn er in seinen täglichen Artikeln Zitate anbrachte, so kontrollierte er nie deren Richtigkeit und gewiß wird man in den Tausenden Artikeln kaum einige wenige Fehler entdecken. Er war der Sohn eines dramatischen Autors, selbst dramatischer Autor, und kannte die ganze zeitgenössische dramatische Literatur auswendig, da es ihm genügte, einer Theatervorstellung beizuwohnen, um sich ganze Teile des gesehenen Stückes wörtlich zu merken. Aber er las, mit Ausnahme der Zeitungen und des einen oder anderen sensationellen Buches, gar nichts und hatte für das Bücherlesen und Büchersammeln gar kein Verständnis. Er besaß nicht einmal eine vollständige Sammlung seiner eigenen Werke.

Er hatte sich mit Körper und Geist in den politischen Kampf gestürzt, und wenn man ihm riet, sich doch über die wissenschaftlichen oder literarischen Ereignisse seiner Zeit zu unterrichten, so antwortete er: „Wenn man

auf einem Kampfplatz ist, so ist nicht mehr der Augenblick da, sein Gewehr zu ruhen. Man muß schießen.“

So bewegt auch sein Leben war, so hatte er doch hie und da Muße. Diese Muße benutzte Rochefort besonders für seine Liebhaberei: das Sammeln alter, guter Bilder. Er sammelte auch Bronzen und andere Kunstgegenstände. Er war in diesem Fache ein Sachverständiger ersten Ranges und besaß immer Kunstsammlungen, die dafür Zeugnis ablegten. Aber nie besaß er eine wirkliche Bibliothek, noch irgendwelche Kästen oder Gestelle, die dafür dienen konnten. Die paar Bücher, die er benutzte, lagen selbst in seinen künstlerisch ausgestatteten Wohnungen auf Sesseln herum.

Als er in London war, wünschte er sich einmal ein Lexikon zum Geschenk. Vaughan sandte ihm den siebzehnbändigen Larrouse. Und bei einem Besuche, den er ihm machte, forschte er, da er die Bücher nirgends sah, nach ihnen. Er fand sie im letzten Winkel eines Badezimmers.

In Paris hielt einmal der Kammerdiener Rocheforts, als Vaughan kam, diesen auf der Stiege auf und bat ihn um einen Rat, da sein Herr ihm einen solchen verweigere. Der Keller sei vollgestopft mit Haufen von verschimmelten, schmutzigen Büchern, die nicht einmal mehr zum Feuermachen gut seien. Er wisse nirgends mehr seine Kohlen hinzulegen und die Weinflaschen sowie das Brennholz. Vaughan stieg mit dem Kammerdiener in den Keller. Da lagen etwa hundert Bücher da, dazwischen zerbrochene Weinflaschen, die sich über die Bücher ergossen hatten, und Unrat aller Art. Vaughan ließ dies alles hinausbringen und durchsah es oben. Da war ein Exemplar der großen Enzyklopädie Diderots, die jemand Rochefort zum Geschenk gemacht hatte — denn er selbst rühmte sich stets, niemals einen Frank für Bücher ausgegeben zu haben. Alte Bücher waren darunter in kostbarsten Einbänden, daneben Romane und Gedichtbände mit Widmungen, alles sorgsam unaufgeschnitten, und dann wieder wahre bibliophile Perlen. Eine solche kostbare Bibliophilenausgabe war ganz mit Rotwein übergossen worden. Vaughan ließ sie von einem Spezialisten behandeln, der nicht mehr als vierzehn Frank dafür verlangte. Das war nicht besonders viel, aber Rochefort weigerte sich, soviel für ein Buch auszugeben, und überließ lieber dafür das ganze Buch, das weit mehr als das zehnfache wert war, seinem Freunde.

Das Buch des letzten Goethe.

Ein tragisches Schicksal hat bekanntlich über Goethes Abkömmlingen gewaltet. Einer nach dem andern sanken sie, zumeist alle früh und nach einem

wenig glücklichen Leben ohne Nachkommenschaft ins Grab. Die „Überbliebenen von Tantalus-Haus“: so hat Walter von Goethe in dem lebendigen Gefühle des Schicksals seines Hauses sich und die Seinigen genannt. Für seine Person hat er wohl den Versuch gemacht, sich freizuringen, aber er ist schließlich doch unter der Last des übergroßen Namens erlegen. Den bedeutendsten Versuch, den er in seinem qualvollen Kampfe um den Platz an der Sonne des Ruhmes gemacht hat, stellt das Buch dar, das er anonym im Jahre 1848 veröffentlicht hat. Es trägt den Titel „Fährmann, hol' über“. Über dieses Buch des letzten Goethe waren bisher sehr irrige Meinungen verbreitet, und selbst Erich Schmidt ist noch des Glaubens gewesen, daß es überhaupt nicht im Druck erschienen sei. Die Wahrheit über dieses Buch teilte nun Karl Kosner auf Grund ungedruckter Briefe in einem Aufsätze mit, der im Juliheft des Cottaschen „Greifs“ (1914) erschienen ist.

Das Buch des letzten Goethe ist also im Frühjahr 1848 wirklich im Druck erschienen. Es trägt das bezeichnende Motto: „Ich hab' getan, was ich nicht lassen konnte“ und die Widmung: „Für die Vornehmen“. Es enthält drei Bilder, Tendenznovellen, Erzeugnisse eines warm für die Gedrückten schlagenden Herzens und einer nicht selbstsicheren Begabung, die sich stark von Art und Unart der französischen Erzähler um George Sand abhängig zeigt und allzuoft in leerem Sentiment versüßert. Kosner teilt eine Anzahl von Briefen mit, die Walter von Goethe über die Veröffentlichung dieses Buches mit seinem Berliner Verleger Wilhelm Herz gewechselt hat. Was in dieser Lebensperiode des letzten Goethe geradezu erschüttern muß, das ist die Tragik, die selbst über diesem, seinem schüchternen Versuche, selbst etwas zu sein und zu leisten, gewaltet hat. Während das Buch noch im Druck war, traten die Ereignisse der 48er Revolution ein, die alles Interesse, das die Novellen etwa hätten finden können, verschlang. Walter von Goethe trug die Druckkosten; er wollte gern noch weitere Opfer bringen, um sein Werk durch vielfaches Anzeigen nach Möglichkeit zu fördern. Und was war von alledem das Ergebnis? Ein Schreiben des Verlegers Herz vom 30. August 1850 gibt die Antwort: ganze 163 Exemplare waren von dem „Fährmann“ abgesetzt worden, und auf die öffentliche Anerkennung, das gesteht der Verleger offen ein, hat der Verfasser verzichten müssen. Im Laufe der nächsten drei Jahre sind dann noch weitere 12 Stück des Buches verkauft worden; und dann hat es im Jahre 1867 ein charakteristisches Ende gefunden. Am 8. November dieses Jahres schickte Alwine Frommann, die alte Freundin des Hauses Goethe, dem Verleger eine Mitteilung, laut derer Walter von

Goethe hat, den Rest der Auflage des Buches „Fährmann, hol' über“ einstampfen zu lassen. Herz stellte darauf die Bände zur Verfügung; eine Bestätigung über den Empfang von 792 Exemplaren liegt vor — und so hat das Buch des letzten Goethe schließlich sang- und klanglos unter der Stampfe oder in den Flammen sein Ende gefunden. —

Im Jahre 1911 wurde übrigens ein Neudruck des Buches bei Füssinger in Berlin veranstaltet, die R. Gerschow besorgte. Im Vorwort teilt der Herausgeber mit, daß nach Erich Schmidts Angabe, die sich auf Mitteilungen der Firma W. Herz stützt, sich nur drei Exemplare erhalten hätten.

Ein Bucheinband für 30000 Kronen

ist unlängst in England für einen reichen Amerikaner hergestellt worden. Der Einband, der Dimensionen von 24×34 Zentimeter hat, besteht aus 4400 Lederstücken in verschiedensten Farben, die mit reichem Gold- und Edelsteinschmuck versehen sind. Der Künstler hat zwei volle Jahre an dem Einbande gearbeitet und berichtet nun mit Stolz, daß in seiner Werkstatt die Bücher zum Einbinden gewissermaßen auf Kiel gelegt werden wie die Schiffe in der Werft und daß die Herstellung des Einbandes fast ebenso lange dauere wie der Bau eines Kriegsschiffes. Die Vorderseite des reichen Buchdeckels zeigt ein Monogramm des Dichters, das aus Perlmutter geschnitten ist, und auf einem reich ausgearbeiteten Blumenhintergrunde liegt; rundherum läuft ein erhabener Lorbeerkranz mit 58 Perlen an Stelle von Beeren und zur weiteren Verzierung dienen Kreise aus Granaten und Perlmutter. Ferner sind bei den Ornamenten des Vorderdeckels noch 223 Granaten und vier große Opale verwendet. Der hintere Deckel des Buches hat den Herbst zum Gegenstande, es sind viele kostbare Steine, Opale, Mondsteine, Chalzedon, Turmalin usw. verwendet worden; die Fläche erfüllt ein Weingeranke, in dem Amethysten die Trauben darstellen, und die Ecken zeigen Darstellungen von Weizen- und Gerstenhalmen, zu denen Topase verarbeitet sind. Die Innenseite des Deckels zeigt eine Miniatur von Keats auf Elfenbein in goldenem Rahmen.

Henrik Ibsens Privatbibliothek.

Ein Teil der Privatbibliothek Henrik Ibsens wurde im Sommer 1914 von dem Sohne des Dichters, Dr. Sigurd Ibsen, dem Museum zu Brekke geschenkt. Die Büchersammlung gestattet einen interessanten Einblick in Ibsens Auswahl seiner Lektüre. Von den Büchern dürfte ihm ein recht wesentlicher Teil von Autoren und Verlegern übersandt worden sein. Es gibt da Bücher

in allen möglichen Sprachen, darunter eine ganze Reihe Übersetzungen von den eigenen Werken des Dichters; überhaupt stellen Bücher, die von Ibsen selbst handeln oder von ihm verfaßt sind, einen großen Teil der Sammlung dar. Die übrigen Bücher sind keineswegs etwa alle, oder überwiegend, philosophischer oder ernster und bedeutender Natur. Man wundert sich vielmehr über die große Anzahl von Büchern leichteren Charakters, die man in der Büchersammlung Henrik Ibsens vorfindet. U. a. gibt es da eine ganze Anzahl von Detektivromanen. Das Lesen solcher leichten Sachen mag dem Dichter nach seiner anstrengenden Gedankenarbeit vielleicht einige Zerstreuung und Abwechslung bereitet haben. Ein großer Teil der Bücher war übrigens unaufgeschnitten — wodurch die Behauptung, daß Ibsen, zwar ein guter Zeitungs- aber ein schlechter Bücherleser war, wieder einmal bestätigt wird. Unter den Büchern, die ihm gehörten, befinden sich auch solche, die ihm mit begeisterten Worten von den Verfassern gewidmet worden sind. Es gibt da z. B. ein Buch von einem unglücklichen schwedischen Autor, das dem Dichter mit Worten wärmster Huldigung überandt worden ist; der verzweifelte Poet bittet Ibsen um „einige Worte des Trostes, deren er so dringend bedürfe“. Es berührt etwas wehmütig, dies Produkt unaufgeschnitten neben vielen anderen zu sehen, die dasselbe Schicksal erlitten haben.

Perlen aus Antiquariatskatalogen.

Welch seltsamen Anpreisungen und kuriosen Charakterisierungen von Büchern man in Antiquariatskatalogen begegnen kann, mögen einige Proben zeigen, die wir einem Artikel „Vom Antiquariatshandel“ des „Buchhändler-Börsenblattes“ entnehmen: Ein „sehr seltener Almanach, der in vielen Katalogen verzeichnet ist“, ist eine glänzende Rarität, und die acht Exemplare eines Buches, die ein anderer Antiquar, weil sie die einzigen überlebenden einer großen Auflage sein sollen, als „Unica“ anzeigt — man beachte den in diesem Falle so köstlichen Plural — sind auch nicht übel. — „Das vorliegende Exemplar stammt aus der Familie des Verlegers, deshalb (!) ist laut einer Bleistiftnotiz auf dem Titel das sonst schwarze Kupfer gleichfalls koloriert.“ In den Familien der Verleger sind schwarze Kupfer verpönt — ein anderer Schluß bleibt nicht übrig. — „Schönes Exemplar . . . Eine Reihe von Tafeln ist nur zur Hälfte vorhanden . . . von 3 Textblättern fehlen ebenfalls die unteren Hälften.“ Die Entfernung der fehlenden Teile ist jedenfalls in so eleganter Weise erfolgt, daß die „Schönheit“ des Exemplars dadurch noch gefördert worden ist. — Auch das ist ganz niedrig,

wenn hinter einer hinweisenden Hand sich die Anmerkung findet: „Es erübrigt sich, auf dieses in glänzender Sprache geschriebene, von der Kritik anerkannte Werk besonders hinzuweisen.“ Wozu also der Lärm? — Eine Flugmaschine in anonymen Karikatur aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird folgendermaßen beschrieben: „Auf einem Cylinder, der vorne einen Dampfkessel trägt, sitzt ein grotesk gekleideter Mensch, dem während des Fluges der Hut entweht.“ Wenn es sich um eine Karikatur handelt, dann muß man freilich ihr adäquate Ausdrücke sorgsam wählen. . . .

Die größte Autographensammlung der Welt.

Vor zwei Jahren wurde der erste Teil der Riesensammlung von 20000 Schriftstücken, die der Besitzer Schriftsteller Eduard Fischer von Roeslerstamm in Rom seit seiner Gymnasialzeit zusammentrug, versteigert. Es handelte sich damals um 6191 Namen hervorragender Fürsten, Geistlichen, Adeligen, Kriegs- und Staatsmänner, Prälaten, Parlamentarier und Polizisten. Bei der letzten Auktion umfaßte der Katalog „Autographensammlung des Ed. Fischer v. Roeslerstamm, II. Teil, Wissenschaft und Dichtung“, die im Vorjahre von List und Franke in Leipzig versteigert wurde, über 8000 kostbare, oft sehr ausführliche Briefe, Dokumente und Zeichnungen bedeutender Persönlichkeiten.

Unter den „Theologen“ begegnen wir dem Stifter der Rosenkreuzer, Johann Valentin Andreae (1586—1654), dem hochinteressanten Protest Ulrich Zwinglis gegen Konrad Meyer, wovon ein Faksimile beigegeben ist, und sogar einigen „Heiligen“ und „Seligen“. Unter den „Philosophen, Ästhetikern, Pädagogen, Jugendschriftstellern“ locken Namen wie Ernst von Feuchtersleben, Joh. Gottlieb Fichte, Hegel, David Hume, Mirabeau, Pestalozzi, Rousseau, Schelling, eine Vorrede des einst so beliebten Jugend-erzählers Christoph v. Schmid in seiner Handschrift zu einer fremden Übersetzung von Manzoni's „Verlobten“. Die „Philologen“ glänzen mit Wilh. v. Humboldt, Mezzofanti, Herm. Grimm, Theodor Mommsen, Erich Schmidt, von diesem ein Manuskript: „Noch einmal die Biondina“. Daran reihen sich die großen „Geographen“: Fridtjof Nansen, Julius Payer (ein Stückchen seines Reisetagebuches mit einer Zeichnung), der ermordete Adolf Schlagintweit und ein sehr interessantes Manuskript von Karl v. Scherzer, aus Smyrna 1903, worin er die von der Novara mitgebrachten Rasse-schädel beschreibt.

Von „Juristen“ sei Friedr. Einsiedel, der Freund von Goethe und

Schiller, erwähnt und Friedr. Willh. Raiffeisen mit einem Kuvert, das seinen letzten Willen enthielt, worauf er — allerdings 25 Jahre später — starb. Die „Mathematiker“ weisen Prachtstücke auf: Galb, die Astronomin Karoline Herschel, Kepler. Ebenso die „Naturforscher“, mit einem Brief der Stieftochter und Gehilfin Cuviers, Sophie Duvaurel, die über Autographensammler und Graphologen spottet; ferner Briefe von Ernst Haeckel, Alexander v. Humboldt (ausnahmsweise geradlinig geschrieben), Linné.

Die berühmten „Ärzte“ folgen: Theod. Billroth (an Zuckerkandl), Mantegazza, Malfatti, Arzt des Herzogs von Reichstadt und von Beethoven, Joh. von Oppolzer, Skoda, Rnd. Virchow (über seine Pfahlbautensfunde in Pommern).

Welch schmachthafte „Rosinen im Autographenbüchchen“, wie Fischer v. Roesslerstamm seine Glanznummern nennt, findet man unter den „Schriftstellern“, die den halben Katalog füllen! Ernst Moriz Arndt, den Verherrlicher der „Leipziger Schlacht“, mit einem Liebesbrief an seine Louise, ausklingend in dem Sonett: „Goldschwingen trugst du“; Achim und Bettina v. Arnim, Auerbach, Anastasius Grün, ein entzückender Brief des alten Bauernfeld an Rosegger (1873): „Neues will sich leider nicht gestalten. Seit Monaten habe ich keine Feder in die Hand genommen. Kurz, mein Geist ist in der Mause.“ Rud. Baumbach, der Märchenerzähler Lud. Bechstein, Oskar Blumenthal, Chamisso, Dahn, Dingelstedt, der gern Intendant in Stuttgart werden möchte, Aphorismen der Ebner-Eschenbach; Th. Fontane, Franzos, Freitag (über die Duse), Gulda, Falke, Goethe, der Mitglieber für den Weimarer Kunstverein werben will; Grillparzer mit einem Gedicht, um das ihn Gymnasiasten zur Abschiedsfeier von ihrem Lehrer baten, und mit einem Liebesgedicht an Kathi Fröhlich, auf der Rückseite die vom Dichter verzeichnete Liste an Möbeln für einen bescheidenen Haushalt; Ganghofer, Hamerling mit einem Manuskript, Gerhart Hauptmann mit einer vom gedruckten Text abweichenden Szene aus der „Versunkenen Glocke“, Hebbel, Heine (Entwurf eines Gedichtes), Paul Heyse, Hofmannsthal, Jensen, Jordan, Gottfried Keller, Klopstock, Lenau, Liliencron, Lafontaine, Friedrich Marx (Gedicht), Dumpteda, W. Raabe, Fritz Reuter, Rosegger, Rückert, Scheffel, Schiller (1794, ein Wechsel über 200 Taler), Arthur Schnitzler, Spielhagen, Ludw. Speidel, Storm, Uhland, F. Th. Vischer, Joh. Heinr. Voß, Rich. Voß, Dumas père et fils, Victor Hugo, George Sand, Scribe, Zola, Carducci, Gabriele d'Annunzio, Bulwer-Lytton, Mark Twain, Björnson, Turgenjew (französischer Brief).

Ein Fahrplan für Bibliophilen.

In der Märznummer der „Südd. Monatshefte“ fand sich folgende nette Satire: Menschen von Kultur können es nicht anders als peinlich empfinden, daß die moderne Bewegung zur ästhetischen Ausstattung des Buches bisher das große Gebiet des Reisebuchs völlig ignoriert hat. Man sehe sich die landläufigen, zum Teil sogar durch Inserate entstellten, deutschen Fahrpläne daraufhin an: keine Ahnung von künstlerischer Type, gutem Papier, Satzspiegel, Einband, Vorsatz, Schnitt; unmögliche Formate! Um diesem Mißstand abzuhelfen, hat der Verlag Jakob & Trost in München sich entschlossen, bibliophil ausgestattete Reisebücher, und zwar zunächst den Sommerfahrplan 1914 herauszugeben. Geplant sind folgende Ausgaben:

A. Fürstenausgabe: Gedruckt auf kaiserlich China, Format $300 \times 184 \frac{2}{3}$, Ausgabe vor der Schrift ohne Stationsnamen und Abfahrtszeiten, mit 17 ganzseitigen Illustrationen (in Mappe) von F. v. Bayros, gebunden in ein echtes altes Messgewand (Goldbrokat) aus dem 18. Jahrhundert; 49 Exemplare, vom Verkehrsminister handschriftlich signiert und in der Presse fortlaufend numeriert, wovon 31 in den Handel kommen. Preis 1300 M.

B. Diplomatenausgabe: Auf Van-Geldern-Bütten, Format 120×40 , also in jedem Kabinettkoffer bequem unterzubringen, gedruckt in der Stefan-George-Type, Stationsnamen blau, Abfahrtsziffern rot, Einband echt Peau d'âne mit Titelzeichnung (gotische Lokomotive) von Melchior Lechter. 731 Exemplare. Preis: 75 M.

C. Allgemeine Ausgabe: Auf feinstem WC.-Papier, Format 13×18 , einseitig bedruckt in der Jackpudding-Type von 1269. Ausgabe mit Minutenziffern 1964 Exemplare je 15 M., Ausgabe ohne Minutenziffern 2748 Exemplare je 10 M., Ausgabe ohne Druck 0.50 M.

Der Verlag legt Gewicht auf die Feststellung, daß er bereits, bevor Hendschel daran dachte den Sommerfahrplan 1914 zu bringen, diesen zu drucken beabsichtigt hat.

Verfollene Lettern.

Der Inselverlag und die Offizin Breitkopf & Härtel haben den Teilnehmern am Hamburger Bibliophilentag (1913) gemeinsam ein Büchlein von Jean Paul zum Geschenk gemacht, das in seiner Art einzig dasteht. Denn „Des Rektors Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg“ ist in Lettern gedruckt, die zum ersten und letzten Male in der Breitkopfschen Offizin 1798 zum Druck verwandt wurden

und seitdem verschollen waren. Wie sehr zu Unrecht verschollen, das zeigt dies reizende Büchlein; und wie die schönen und klar geschnittenen Lettern, die nunmehr „Jean-Paul-Schrift“ heißen, glücklich wieder ans Tageslicht gelangten, das schildert Dr. Anton Rippenberg, der Leiter des Leipziger Inselverlags, in einem zierlich verschnörkelten Nachwort, aus dem wir im folgenden einige Sätze wiedergeben:

„Auf deiner Zunge, lieber Leser, hast du nun drei Fragen liegen: wie kommt es, daß man mir gerade ein Werk von Jean Paul vorsehzt, da doch sonst heutzutage kaum ein Hund einen Brocken von ihm annimmt; warum heißen die Lettern, in denen ich dies lese, nach ihm, und wieso hat gar der Breilkopfsche Bär sich auf das Insel-Schifflein gesetzt? Ein Recht hast du, so zu fragen, lieber Leser!

Du kennst das vierschrötige Haus inmitten der Nürnberger Straße zu Leipzig, welches anzustreichen nun seit einem Jahrhundert erwägen, die es angeht. Dorten, auf dem gewaltigen Boden, gefüllet mit Urväterhausrat, pflegen am Abend, da es kühle wird, die Herren Härtel und Breilkopf Arm in Arm sich zu ergehen, von des Tages Last und Hitze zu plaudern, hier eine alte Scharfede anzublättern, dort eine Schieblade auszuführen, oder auch in der Ecke einen Ballen Druckpapier zu lupfen, um zu sehen, ob nicht gar eine Portion von Goethes Neuen Liedern oder Corona Schröters 25 Liedern sich darin verberge, die man denn schnell in eitel Gold könne verwandeln. Eines solchen Abends geschah es, daß die beiden Freunde ein verstaubtes Schublädchen und darinnen die Matern einer Schrift fanden, dergleichen sie nie gesehen zu haben sich entsannen. Es war das die Schrift, in der du dieses liesest, mein Bibliophile. Sie hat ein sonderliches Wesen, diese Schrift: nicht nur ist sie über die Maßen schön, sondern auch stellet sie den ersten Versuch dar, die überlieferten Formen der deutschen Schrift fortzuentwickeln und dem neuen Geschmacke anzubilden, wie dies in unseren Tagen die Herren Schmecke, Behrens, Weiß und Liemann — um ihrer nur einige zu nennen — sich vorgesezt haben. Ist's am Ende gar Friedrich Unger, glorreichen Angedenkens, selbst gewesen, der damals mit der ehrwürdigen Schwabacher Schrift das gleiche versucht, was er zu immerwährendem Ruhm kurz zuvor mit der Fraktur getan? Ach wärest du doch, Meister Unger, der du so schöne Lettern geschnitten und so herrliche Druckwerke vollbracht, wärest du doch bei deinem Leisten, oder besser, bei deinem Winkelhaken geblieben, und hättest den Verlegern überlassen, ihre Haut zum Markte zu tragen, statt selbst es zu tun! Dann hättest du nicht aufs Ge-

richt zu gehen gebraucht, um dich zu offenbaren, hättest nicht nötig gehabt zu sehen, wie das Papier, das du für dich selbst so schön bedruckt, wieder im Holländer umgetrieben wäre, der Justizrat Bittkow hätte nicht bei einem Berliner Spezereivarenhändler um zehn Silbergroschen die Briefe Goethes, Schillers und Wielands an dich erstanden, die auf der Ladentafel lagen, um zu Verkaufsstäten gemißhandelt zu werden, und die Ungerischen Typen wären nicht nach langer Irrfahrt außer Landes nach Haarlem gewandert zum Mynheer Enschedé. —

Da nun die auf dem Boden lustwandelnden Freunde mit ihren schweifenden Gedanken bis zu Mynheer Enschedé gelangt waren, kam ihnen die Erleuchtung, daß, wenn einer, Mynheer Enschedé (der alles weiß, der sogar aufs genaueste weiß, daß nicht der vermaledeite Gutenberg die edle Kunst des Druckens erfunden, sondern sein Landsmann Coster, der stolz wie eben nur ein Holländer vor der Groote Kerck zu Haarlem steht) wissen mußte, was an den geheimnisvollen Lettern sei. Und sie schrieben einen Brief an Mynheer Enschedé und sandten ihm ein Bild, das sie von der wiedergefundenen Schrift hatten machen lassen; aber auch Mynheer Enschedé wußte nicht, wann und wie sie zur Welt gekommen. Nun aber führte der Zufall in eben dem Augenblick, da Mynheer Enschedé in seinem Museum jenen Brief studierte, den Dr. Insulanus zu ihm, und dieser entsann sich alsbald eines Buches seiner Bibliothek, das ihm, weil in der gleichen, unbekanntesten Schrift gedruckt, längst merkwürdig geworden. Es waren die „Palingenesien“ des Meisters Jean Paul, und die Herren Härtel und Breitkopf waren froh, da der Dr. Insulanus sie ihnen brachte, und man betrachtete mitsammen das Buch, innen und außen. Und da geschah es nun, als ob ein Wundstiedeler Chirurgus, der die Menschen, wie noch heutigen Tages an seinem Schild zu lesen, von allem befreit, von Zähnen, Haar, Bart, Blut und sonstigem, einen Zahn anbohret: er meint, es sei ein kleines Löchlein, und plötzlich ist er mit seinem Marterzeug mitten drinnen — wie du, lieber Leser, nun in der Antwort auf deine Fragen! Denn da man das Buch aufschlug, fand man, daß die Ahnen der Herren Härtel und Breitkopf dem Meister Jean Paul die Ehre angetan, aus den Palingenesien der alten gotischen Schrift, die nun im Jahre 1913 ihre Palingenesie erlebet, seine Palingenesien, die freilich seitdem Fossilien geworden, zu allererst zu drucken.“

Das älteste deutsche Wißblatt.

Über diesen Gegenstand erschien in der „Frankf. Ztg.“ ein von Dr. F. gezeichneter kurzer Aufsatz folgenden Inhaltes:

Als ältestes deutsches Wißblatt werden in Robert F. Arnolds „Allgemeiner Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte“ die Wiener „Briefe eines Eipeldauers“ an seinen Herrn Vetter in Ragran“ bezeichnet, die zuerst 1785, dann 1793 bis 1797 und endlich von 1799 bis 1821 ununterbrochen erschienen. Diese Briefe, die in wienerisch gefärbter Schriftsprache allerhand Tagesereignisse besprachen, erschienen als Monatschrift. Erst vom zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ab waren sie illustriert. Arnold nennt sie mit Recht eine „kulturhistorische Quelle ersten Ranges“. Aber seine Behauptung, die „Briefe eines Eipeldauers“ seien das älteste deutsche Wißblatt, trifft nicht zu. Mindestens einen Vorläufer hat das Blatt gehabt, nämlich den „Spaßvogel“, ein illustriertes Wißblatt, das bereits 1778 gegründet wurde. Mir sind nun die ersten vier „Stücke“ dieser seltenen Zeitschrift, die wohl mit Recht als das älteste deutsche Wißblatt zu bezeichnen ist, bekannt. Vermutlich ist es überhaupt nicht mehr erschienen. Die Zeit der Wißblätter war eben noch nicht gekommen. In der zeitgenössischen Literatur wird der „Spaßvogel“ meines Wissens mit keiner Silbe erwähnt, und das läßt wohl darauf schließen, daß dieser erste Versuch einer Wißblattgründung in Deutschland mißlungen ist. Dabei war das Blatt gar nicht einmal so schlecht!

Das „erste Stück“ des Späßvogels trägt die Zeitangabe „im Jahr 1778“. Eine Ortsangabe fehlt. Es ist auch nicht ersichtlich, ob die Zeitschrift monatlich oder wöchentlich erschien, wieviel sie kostete, wer sie herausgab u. a. m. Jedes Stück zeigt als Titeltupfer eine Karikatur, z. B. einen polternden Geistlichen oder eine scheußliche alte Kokette mit einer Margueriteblume in der Hand. Der gestochene Titel zum vierten Stück wurde bereits mit dem dritten Stück ausgegeben, da — wie es in einer redaktionellen „Anmerkung“ heißt — „das 4te Stück zu lang ist und ohne Erlaubniß des unbekanntten Herrn Verfassers nicht wohl abgekürzt werden kann“. Jedes Stück umfaßt einen Druckbogen von 16 Seiten und enthält auch im Inneren noch mehrere Kupferstiche, meist Karikaturen.

Gleich im ersten Stück des „Späßvogels“ finden wir nach einer ziemlich trockenen Abhandlung über „die Verbesserung der deutschen Devisen“ und einer etwas rührseligen Geschichte von einem jungen Kavalier, der erst unter einer entstellenden Maske durch seinen Geist das Herz einer lange vergeb-

lich angebeteten Schönen gewinnt, eine „Humoreske“, die von Zeit zu Zeit immer aufs neue in der Witzblattliteratur auftaucht: die Geschichte von dem Ehemann und der Ehefrau, die auf dem Maskenball miteinander flirten und sich erst beim Demaskieren erkennen! Während in den neueren Darstellungen dieses alten Faschingsabenteuers aber fast immer der Mann mit seinem Ausruf: „Alle Wetter, meine Frau!“ als der ertappte Sünder erscheint, endigt die — offenbar aus dem Französischen entlehnte — Geschichte in „Spaßvogel“ recht leichtfertig-gemüthlich: „Das ist artig — ha — ha — Seit unserem Hochzeitstag haben wir uns nicht so gut unterhalten. — Sie können ja ungemein zärtlich seyn — und Sie Madame recht witzig und galant — noch nie haben Sie mich so gut amüsirt — und Sie Monsieur haben mir nie weniger Langeweile gemacht — Wir müssen uns öfter en masque sprechen — à revoir — ha — ha — ha — ha — mit diesen Worten schieden sie voneinander.“

Im zweiten Stück werden lustig die bedenklichen Folgen der übereifrigen Beschäftigung mit Lavaters physiognomischen Lehren gezeigt. „Dieser“ — so klagt ein Opfer der Modelaune — „urtheilt aus meiner zurückgebogenen Nase, daß ich ein Dummkopf sey; jener liest in meinen Augen, daß nicht viel gutes hinter mir stecken müsse; ein Dritter bemerkt zwischen einem Esel und mir die bewunderungswürdigste Ähnlichkeit und schließt, was sich von einem schließen läßt. Die Schurken!“ Zum Schluß verliert der Arme noch seine Braut, da diese nur einen Mann mit „losgelöstem Ohrläppchen“ haben will, und sein Ohrläppchen leider angewachsen ist, nach den Lavaterianern ein Beweis von großer Dummheit!

In dem gleichen Stück findet sich ein Brief „An die deutschen Schönen über die Moden“, in dem die Anstellung eines deutschen „Generalmodenerfinders“ zur Befreiung der deutschen Frauen von der französischen Modetyrannie empfohlen wird. Derselbe Vorgang begegnet in den 1784 erschienenen „Briefen aus Wien an einen Freund in Berlin“ von Johann Friedel. Vielleicht ist dieser „Johann Friedel“ der Verfasser des „Spaßvogels“, der dann wohl gleichfalls ein Wiener Blatt und das unmittelbare Vorbild der „Briefe eines Eipeldauers“ wäre. Gewisse Anspielungen auf Wiener Spezialitäten, z. B. auf die Bälle in der „Reutschul“ und auf die „Butterkräsfeln“, sprechen für diese Annahme. Aber — ob wienerisch oder nicht, der „Spaßvogel“ verdient auf jeden Fall, der Vergessenheit entrißen und auf den Platz gestellt zu werden, der dem Urahn unserer Witzblätter gebührt.

Ein Stammbuch auf der Tapete.

Ein köstliches Zeugnis der Freundschaft und Verehrung fand sich in der Autographensammlung, die im Juni v. J. bei E. G. Boerner in Leipzig versteigert wurde. Es ist ein wohl einzig dastehendes Kuriosum: ein Stammbuch auf der Tapete. Vater Gleim, der Dichter der „Preussischen Lieder von einem Grenadier“, besaß als Kanonikus in Halberstadt ein Gartenhäuschen am Portengange, einer der Promenaden der Stadt. Dieses Hüttchen wurde Tempel der Freundschaft genannt. Auf die Tapete des Zimmers schrieben die Besucher Namen und Spruch mit Bleistift auf. Die Tapete zeigt auf weißem Grund ein einfaches bräunliches Blütenmuster; zehn Ausschnitte sind gut erhalten. Gleich auf dem ersten Blatt steht ein großer Name: Gotthold Ephraim Lessing 1780 mit den Worten „dies in lite“, ein Tag im Streit? wahrscheinlich wird es sich um literarische Streit- und Kampffragen gehandelt haben. Auf demselben Blatt hat sich Johann Friedrich Jacobi am 14. August 1780 mit den Worten eingezeichnet: „Mit gerührtem Dank für alles Gute des würdigsten Enkels der Barden und Vater der Dichter.“ „Unser Barde“ war Gleim von Lessing genannt worden, und als Förderer junger Dichter lebt er in der Literaturgeschichte fort. Friedrich Matthiesson schreibt am 26. April 1794: „Et ego in Arcadia“ (Auch ich in Arkadien), „zum zweiten Mal hier den 6. May 1794“ „und am 17. Mai noch einmal“. Karl Morgenstern in griechischer Sprache: „Tugend ist Gesundheit der Seele“, Johannes Müller, der Schweizer Historiker, ebenfalls zum Teil auf griechisch: „Immer der Beste sein und vor den anderen hervorragen, c'est la vie de Gleim“, H. L. W. Barckhausen: „Im Glück sei ganz Empfindung, im Unglück ganz Verstand.“ „Vergessen Sie mich nicht, lieber Herr Kanonikus“, bittet Luise Herder, und Friedrich Heinrich Jacobi ruft energisch aus: „Wer Gleimen kennt und ihn nicht liebt, der ist vom Teufel.“ Der Dichter Johannes Falck besucht das Gartenhaus nach Gleims Tod am 22. Mai 1818 und schreibt folgende Erinnerungsverse auf die Tapete: „Uebere Harz, zu Pferd, vom Meer, Kam Johannes wieder daher: Reichet liebend mir die Hand, Lheure Schatten an der Wand! Ist mein Herz ja liebentbrannt! Hab' ich mich herausgeweint Aus dem müden Abendrot! Sind wir vereint, Seyd Ihr nicht todt!“ —

Der „Tempel der Freundschaft“ wurde 1840 abgerissen, und an seine Stelle später ein Gleimdenkmal errichtet. Das Stammbuch auf der Tapete wurde aus dem Gartenhäuschen gerettet und macht uns alte schöne Zeiten wieder lebendig.

Leser-Barbaren.

Ein gelegentlicher Mitarbeiter schreibt der „Frankf. Ztg.“: Vor mir liegt ein blaues Heftchen, in das die geplagten „Bücherwürmer“ einer bibliophilen Massenabfütterungsanstalt vulgo Leihbibliothek zu ihrer wohlverdienten Erheiterung alle jene ergöglichen Entgleisungen eintragen, in denen leichteste Halbbildung und sträfliche Nichtachtung des Künstlers und seines Werkes sich selbst an den Pranger stellen. Wenn ein Dienstmädchen um „etwas Spannendes für die gnädige Frau“ bittet, so kann das natürlich ein lapsus linguae der Bestellerin sein. Aber man wird der gnädigen Frau auch kaum zu nahe treten, wenn man ihren literarischen Geschmack auf das Niveau des Kriminalromans einstellt. Immerhin steht sie hoch über jenen, die einen „Biber-schwanz“ von Hauptmann und die zoologische Merkwürdigkeit einer „Eulengans“ (statt „Eulenhans“ von Marlitt) verlangten. Über Berliner Erfahrungen scheint der Herr zu verfügen, der Brausewitters Roman „Stirb und werde“ unter der ermunternden Devise „Schieb und werde“ beehrte. Selma Lagerlöf dürfte sehr erstaunt sein, wenn sie hört, daß sie Goethe mit einem Buche „Göz von Berlich“ Konkurrenz gemacht haben soll, und ein neues Werk von Strindberg, „Die Leiche eines Loren“, hat uns der sonst so gewissenhafte deutsche Apostel des Dichters, Herr Emil Schering, bis heute vor-enthalten. Der Oberoptimist Ludwig Ganghofer sollte einem neugierigen Zeitgenossen Einblick in „Ganghofers Liebesroman“ gestatten; der Anspruchsvolle gab sich auf Zureden aber mit Grillparzers Liebeserlebnissen zufrieden. Auf hoffnungsvolles Bäckfischalter der Wünschenden läßt die Sehnsucht nach einer „Schönheitsstunde“ (statt Schönheitsstube) und das Verlangen nach etwas von „Böbelfrig“ schließen. Ziemlich übel wurde Herrn Kellermann mitgespielt. Sein „Tunnel“ wurde kurzerhand in einen „Schlot“ verwandelt, und sein Roman „Das Meer“ wurde einem Herrn Kälbermann als Autor zugeschrieben. Einen stürmisch beehrten Roman „Der Mädchensteig“ ist uns Sudermann bis heute noch schuldig geblieben, und Johannes V. Jensen hat uns zwar „Des Königs Fall“, nicht aber sein Fell geschildert. Gewissenhafte Gründlichkeit darf der Leser zu seinen Tugenden zählen, der sich nach dem „Tagebuch einer verlorenen Jungfrau“ erkundigte. Nur um ein winziges „r“ wurde der Titel von Jda Boy-Eds Roman „Nur ein Adler“ bereichert, und schon hatte der Adler ein Rad und war ein Radler geworden. Ein so gewissenhafter Mann und Arzt wie Schnitzlers „Professor Bernhardi“ mußte es sich gefallen lassen, als „Professor der Magie“ und „Professor Leopardi“ apostrophiert zu werden. In das Gebiet geographischer Verirrungen schlagen

die Buchtitel „An der Karenina“ von Tolstoi und „Im Lande der Zitronen“ von Lily Braun. Des Schlesiens Paul Barsch bekannter Wanderburschenroman wurde unter dem bekannten Titel „Von einem, der sich auszog“ begehrt. Was aber soll man zu dem Leser sagen, der vor Beginn der Wagneroper ein Lekturbuch zu „Lord Grün“ verlangte?!!

Mozarts Bibliothek.

Vor einiger Zeit durchlief ein Aufsatz die deutschen Zeitungen, in dem ein Schweizer Professor Angaben über Mozarts Reisebibliothek machte. Die von ihm aufgezählten Bücher und Notenwerke hatten etwa ein Gesamtgewicht von zwei Zentnern. In Wahrheit pflegte Mozart auf den wenigen Konzertreisen, die er in seinen Mannesjahren gemacht hat, Bücher und Partituren (mit Ausnahme einiger weniger Kompositionen von sich selbst in Abschriften) nicht mitzunehmen. Von einer Mozartschen Reisebibliothek zu sprechen, wäre also Mystifikation. Hingegen ist uns ein Verzeichnis der im Besitz von Mozart gewesenen Bücher und Noten durch ein am 9. Dezember 1791 aufgestelltes amtliches Nachlassprotokoll überliefert, dessen Original das Wiener Landesgericht aufbewahrt. Dieser Liste, die Dr. Artur Schurig unlängst veröffentlicht hat, entnehmen wir, daß die Bibliothek im ganzen 46 Werke umfaßte. An Romanen, Gedichten usw. waren vorhanden: Aloys Blumauers Gedichte (1782), Blumen auf dem Altar der Grazien (anonym, 1787, Verfasser Georg Schaß), Salomon Gessners Schriften (1765), Ewald von Kleists Werke (1760), Ovids Tristien in der deutschen Übersetzung von Michael Lori (1762), Christian Felix Weißes Lyrische Gedichte (1772), Wielands Diogenes von Sinope (1777) und Wielands Oberon (1781). An Tragödien, Lustspielen, Operntexten: Beaumarchais, Der lustige Tag oder die Hochzeit des Figaro (1785); Die Begebenheiten auf der Jagd (nach Collés „La partie de chasse de Henry IV.“); L'Arcadia in Brenda (Oper von Balthasar Galuppi); Metastasios Werke im Urtext (1781); Molières Lustspiele in Bierlings Verdeutschung (1752); Perci, eine englische Tragödie (1778); Stephanies Entführung aus dem Serail; Johann Gottfrieds Dyks Nebentheater (6 Bände, 1786) und 6 Sammelbände Komödien. An ästhetischen und kunsttheoretischen Büchern: Knigge, Dramaturgische Blätter (1789); Mendelssohn, Phädon oder die Unsterblichkeit der Seele (1776); A. W. Smith, Philosophische Fragmente über die praktische Musik (1787). An historischen Werken: Friedrichs des Großen Hinterlassene Werke (4 Bände, 1788); Skizzen aus dem Charakter und den Handlungen Josephs II. (1783); Joh. Jakob Mascow, Einleitung zu den Geschichten des römisch-deutschen Reiches bis

zum Ableben Kaiser Karls V. (1763). Weiterhin sind drei Reisehandbücher zu nennen: Knebels Europäische Reisen (1783); das Geographisch-topographische Reisebuch durch alle Staaten der österreichischen Monarchie (1789) und ein italienischer Führer durch Venedig (1765). Sodann: Musikalischer Almanach für Deutschland auf die Jahre 1782, 83 und 84; Eramers Magazin der Musik (1783 ff.) und zwei Anekdotensammlungen. An aufklärerischen Büchern: Johann Pezzl, Faustlin oder das philosophische Jahrhundert (1783) und Josef v. Sonnenfels' Gesammelte Schriften (Bd. 1—4, 1783). An Schulbüchern: ein Atlas des enfants (1760); Eberts Naturlehre für die Jugend (1776); Eberts Vernunftlehre (1774); Brauns Götterlehre (1776); Osterwalds Historische Erdbeschreibung zum Nutzen der Jugend (1777); Spenglers Rechenkunst (1779); Matthias Schönbergs Geschäfte des Menschen, Zierde der Jugend (1773) und 4 Bände der Kleinen Kinderbibliothek (1783). Den Schluß bilden: Drdingers Metaphysik in der Konregion mit der Chemie, ein Punktierbuch und eine alte lateinische Bibel von 1679. Die meisten dieser Bücher stammten aus dem Nachlasse von Mozarts 1787 gestorbenem Vater. Einige sind Geschenke der Verfasser, so Geyners Schriften, die Bücher von Sonnenfels und wohl auch Pezzls Faustlin. Interessanter als durch die vorhandenen Bücher ist das Verzeichnis durch das Nichtvorhandene. Es fehlen * mit Ausnahme von Molière, Wieland und Metastasio, alle Größen der damaligen Weltliteratur. Molière war ihm vom Schwiegervater 1778 in Mannheim geschenkt worden. Wieland war Leopold Mozarts Lieblingsautor neben — Gellert! Eine merkwürdige, aber sehr charakteristische Zusammenstellung. Noch armseliger als des Meisters Bibliothek war übrigens sein Besitz an musikalischen Werken. Außer ein paar eigenen Kompositionen waren bei seinem Tode nur 25 Nummern vorhanden: drei Werke von Michael Haydn, zwei von Gluck, je eins von Josef Haydn, Grétry, Doles, Rosetti, Leo, Duschek, Gasmann, Albrechtsberger, Hiller, Seiberth, Dstad, Bohanka, Pasterwitz, Hoffmeister, Schuhbauer, J. M. Bach und J. E. Bach. Dazu eine anonyme Operettenpartitur, eine Sammlung Kinderlieder und 22 Hefte der Hoffmeisterschen Pränumerationen. Die ganze Sammlung war auf 23 Gulden bewertet.

Eine seltene Erstausgabe.

Das jugendliche Genie Artur Rimbauds, des Freundes von Verlaine, dessen eigenartige Produktivität nicht länger als vom 15. bis zum 19. Jahre dauerte und mehr zu kühner Formalität als zu dichterischer Tiefe gelangte,

wird im modernen literarischen Frankreich vielleicht mehr aus Verkenntung, denn aus Kenntnis geschätzt. Möglicherweise aber mehr noch als bei den Literaturfreunden steht er bei den Bibliophilen in Ansehen, die für die Literatur Frankreichs eine bedeutende Rolle spielen. Das Ansehen Rimbauds beruht darauf, daß er mit ersten Ausgaben im Handel selten ist. Er selber hat sich zu seinen Lebzeiten nie um das einmal Geschriebene gekümmert, und überhaupt nur ein Werk, ein kleines Büchelchen, ist von ihm selbst veröffentlicht worden. Das ist die „Saison en Enfer“, eine unzusammenhängende Sammlung von Bekenntnissen, Anschauungen und Philosophie, mit Prosa und Vers in dichterischer Form von kühner Wildheit gebracht. „Une Saison en Enfer“, die ein 18jähriger Dichter schrieb, als Schwanensang sozusagen, denn, obwohl er erst 19 Jahre später, 1891, starb, ist es das eigentlich letzte Werk dieses meteorischen Geistes, gilt als sein Haupt- und Meisterstück. Auch den Bibliophilen ist es der Gipfel des Begehrs, denn die von dem Dichter besorgte Erstausgabe, die im Jahre 1873 bei Poot & Co. in Brüssel erschien, bestand nur etwa in sechs Exemplaren. Rimbaud hatte nämlich aus irgendwelchen Gründen die ganze Auflage sofort nach dem Druck zurückgezogen, und so wurde das halbe Duzend schon verteilter Exemplare zu einer Kostbarkeit, die heute von den Bibliophilen mit Gold aufgewogen wird. Nun aber, gerade nachdem der Verlag der Nouvelle Revue Francaise eine neue Monumentalausgabe der Saison en Enfer angekündigt hatte, um minder glückliche und anspruchlosere Bibliophilen zu befriedigen, tauchte das Gerücht auf und bestätigte sich bald, daß von der Erstausgabe ein rätselhafter Stock von 200 Exemplaren auf einmal bei einem Drucker in Mons entdeckt worden sei, der Rest jener Auflage, die man längst vollständig vernichtet glaubte. Man sollte denken, das sei eine allgemein begrüßte Entdeckung gewesen. Aber im Gegenteil, sie erweckte den Eindruck einer schrecklichen Katastrophe, denn plötzlich sind die sechs bestehenden Exemplare sozusagen entwertet. Die Bibliophilen sind unter Umständen wie die Freimaurer. Selbst jene, die nicht eines der sechs Karissima besaßen, handelten selbstlos für die gute Sache und versuchten alles mögliche, zu verhindern, daß die 200 neu entdeckten Bücher auf den Markt kamen.

Eine Auktion von Shakespeare-Fälschungen.

In London kamen unlängst bei Sothebey eine Reihe berühmter Shakespeare-Fälschungen zur Versteigerung.

Diese eigentümlichen „Reliquien“ stammen aus der Sammlung des verstorbenen J. E. Hodgkin. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die Fäl-

sungen in die Welt gesetzt wurden, erregten sie gewaltiges Aufsehen; viele davon wurden zunächst ohne weiters als echt hingenommen, und es bedurfte heftiger Auseinandersetzungen, ehe Klarheit in die merkwürdige Angelegenheit gebracht wurde. Ein gewisser William Henry Ireland, der Sohn eines Antiquars, damals ein junger Mann von siebzehn Jahren, war es, der die Shakespeare-Fälschungen anfertigte und sie dann angeblich im Nachlasse eines reichen Mannes auffand. Zuerst legte er der erstaunten Welt einen Vertrag zwischen Shakespeare und seinem Verleger Condell vor; als dieses Schriftstück mit Begeisterung aufgenommen worden war, ging Ireland dazu über, alte „Urkunden“ aufzufinden, die die Echtheit dieser Shakespeare-Reliquie und anderer, die er in Vorbereitung hatte, bestätigten; unter anderem erfand er einen obskuren Vorfahren „William Henryc Irelande“, dessen hinterlassene Papiere (oder Pergamente) aus dem Jahre 1604 datiert wurden. Unter diesen „Urkunden“ fand sich auch eine überaus wertvolle „Reliquie“, nämlich eine verbürgt echte Locke, die, nach den Angaben dieses Irelande, Shakespeare von seiner Gattin Anna Hathaway bekommen hatte. Durch die Erfolge mit seinen Shakespeare-Fälschungen wurde der junge Ireland aufgestachelt, immer neue Fälschungen in die Welt zu setzen, und nach einiger Zeit zog er gar eine Tragödie „Vortigern and Rowena“ ans Licht, auf die viele angesehene Persönlichkeiten, darunter Sheridan, hineinsielen. Dieses falsche Shakespeare-Stück gelangte sogar im Drury Lane-Theater einmal zur Aufführung. Edmund Malone, einer der berühmtesten Kritiker jener Zeit, lehnte allerdings alle diese Shakespeare-Funde Irelands ab. Weder von dieser Tragödie, noch von den „Lear“- und „Hamlet“-Fragmenten sowie dem Glaubensbekenntnisse Shakespeares und seinen Briefen an Anna Hathaway, mit denen Ireland dann hervortrat, wollte er etwas wissen. Dem großen literarischen Streite wurde dadurch ein Ende gemacht, daß im Jahre 1796 Ireland selbst einen „authentischen Bericht der Shakespeare-Manuskripte“ veröffentlichte, in dem er die Fälschung mit allen Einzelheiten einräumte.

Fontane für selbständige Buchkritiker im Hauptamt.

In einem an den ehemaligen Chesfredakteur der „Köln. Ztg.“ Heinrich Kruse gerichteten Schreiben (19. März 1883) hat Theodor Fontane sich über die Frage der Buchkritik folgendermaßen geäußert: Daß bisher keine Kritiken oder so gut wie keine über Ihr neuestes Stück erschienen sind, hängt, glaub' ich, damit zusammen, daß wir überhaupt keine Buchkritiker

von Beruf haben. Es müßte Buchkritiker so gut geben wie Theaterkritiker, ja, sie wären viel wichtiger als diese. Verschaffen Sie mir eine solche Stelle, eine Stelle, die mir amtlich auferlegt, über ein paar Spezialitäten unserer Literatur, etwa über Lyrik oder Roman oder Drama, sei's monatlich oder vierteljährlich, zu berichten, sichern Sie mir dafür ein auskömmliches Gehalt (nicht Honorar), und halten Sie sich von dem Augenblick an versichert, daß es mir eine besondere Freude sein wird, die Arbeiten eines so hervorragenden und von mir so aufrichtig geschätzten Dichters wie Heinrich Kruse regelmäßig und prompt zu besprechen. Es ist mir aber unmöglich, immer wieder und wieder an Arbeiten heranzutreten, die mich, der ich freilich ein langjähriger Puzler und Bastler bin (aber ich bin es nun mal), an die drei, vier und fünf Tage beschäftigen und mir als endlichen Lohn 10 Mark einbringen. Davon kann ich nicht leben und habe deshalb mit derartiger Beschäftigung Schicht gemacht. Findet sich nichtsdestoweniger etwas Buchkritisches von mir in diesem oder jenem Blatte vor, so lag einfach ein aus den Verhältnissen geborener Zwang vor, dem ich mich unterwerfen mußte. Sie wollen diese offene Erklärung gütigst auch einem Zwang der Verhältnisse zugute halten.

Peter Altenberg und die Autographenjäger.

Peter Altenberg gab bei C. Fischer in Berlin eine neue Sammlung kleiner Skizzen, Schnurren, mehr oder minder fein pointierter Erlebnisse heraus und erzählt bei der Gelegenheit, wie er einmal von einem reichen Herrn in ziemlich gönnerhafter Weise um sein letztes Buch gebeten wurde. Zuerst fragte der Herr naturgemäß nach dem Preise. Es kostete fünf österreichische Kronen. Darauf machte er dem Dichter folgenden Vorschlag: „Ich werde Ihr Buch nehmen und werde Ihnen drei Kronen dafür geben, vorausgesetzt, daß Sie mir eine persönliche Widmung hineinschreiben.“ Altenberg ging darauf ein, verkaufte dem Herrn für drei Kronen das Buch, das sonst fünf Kronen kostete und schrieb ihm sogar eine persönliche Widmung hinein. Ob der Herr diese Widmung aber einem dritten zeigen wird? Wir vermuten: nicht, denn er kann nicht damit prozen. Die Widmung lautete nämlich etwas allzu persönlich: „Sie haben mein Buch statt für fünf für drei Kronen haben wollen; ich habe mir zwei Kronen abhandeln lassen. Sie sehen nun, was an Ihnen und an mir ist. Peter Altenberg.“

Silhouetten = Fälschungen.

Herr Dr. Ignaz Schwarz in Wien, ein anerkannter Sachmann auf allen Gebieten der älteren Druckliteratur, hat kürzlich in der „Int. G.-Ztg.“, im Zusammenhange mit zwei vorher aufgetauchten, als plumpe Fälschungen erkannten Beethoven-Silhouetten, nachstehende interessante Mitteilungen über Silhouetten-Fälschungen gemacht. Falsche Silhouetten — schreibt er — werden durch eine Wiener Fabrik schon seit Jahren im In- und Auslande verbreitet. Ich habe schon vor Jahren, als die ersten derartigen Fabrikate (Porträts aus dem Goethekreise) auftauchten, auf diesen schwunghaften Handel mit Falsifikaten hingewiesen und vor Verkäufern und Ankauf gewarnt. Diese Warnung dürfte aber kaum wirksam gewesen sein, da die Massenproduktion von falschen Silhouetten nicht nur nicht abgenommen hat, sondern eher gewachsen ist. Nach Goethe und seinem Kreise kamen die Wiener Musiker und ihre Freunde, dann die sehr einträgliche Fälschung von Porträts aristokratischer Familien. Gerade auf diesem Gebiete der Fälschungen kam es, wie mir seinerzeit der verstorbene Graf Latour erzählt hat, zu den tragikomischsten Ausstritten, wenn die heterogensten Familien die gleichen Vorfahren ihrer Ahnengalerie einverleiben oder einverleiben wollten. (Dieses merkwürdige Spiel der Natur konnte ein Rahmenmacher, dem solche Porträts behufs Einrahmung übergeben wurden, feststellen.) Da die Fabrik und ihre Helfershelfer zu sehr billigen Preisen „liefern“, erachten sich die Käufer nicht als geschädigt, daher der schwunghafte Handel mit den Fälschungen. Es wäre jedoch sehr notwendig, diesen Fälschern im Interesse des ehrlichen Handels und einwandfreien Sammelns endgültig das Handwerk zu legen. Händler und Sammler und auch beteiligte Private müßten gegen die Fälscherbande rücksichtslos vorgehen und im Betretungsfalle, hauptsächlich wo unrichtige Angaben der Namen und Adressen den Tatbestand der Vorspiegelung falscher Tatsachen ergeben, die Agenten der Erzeugnisstätte der Polizei übergeben.

Die Gestalten in dem ältesten Volksbuche von Faust.

In der „Grf. Ztg.“ lesen wir: Bereits im Sommer 1913 brachte eine Abhandlung von Dr. R. Blume in der Zeitschrift des Heimatgeschichtlichen Breisgau-Vereins „Schau ins Land“ in Freiburg i. Br. Aufklärungen über den in der deutschen Literaturforschung bis jetzt immer ohne Erfolg gesuchten Ursprung der ältesten schriftstellerischen Bearbeitungen des Fauststoffes in Form der ersten Volksbücher vom Faust, von denen das früheste 1587 bei Buchdrucker Johann Spies in Frankfurt erschien. Danach ist die

Quelle nicht nur jenes ersten Faustbuches, sondern auch aller übrigen, sogar der fremdsprachlichen literarischen Niederschläge dieses bedeutenden dichterischen Stoffes im 16. Jahrhundert auf das Städtchen Staufeu im Breisgau zurückzuführen, wo der geschichtliche Faust sich der Gunst des Frhn. Anton von Staufeu zu erfreuen hatte und etwa 1539 sein abenteuerliches Leben beschloß. In Fortsetzung seiner Studien in der genannten Zeitschrift 1914 ist es Dr. Blume nun gelungen, in einer weiteren Abhandlung nachzuweisen, daß die in dem ältesten Faustbuch auftretenden Personen nicht nur alle historisch sind, sondern fast ausnahmslos in naher persönlicher und sogar vielfach verwandtschaftlicher Verbindung mit dem Geschlecht der Freiherrn von Staufeu standen. Zahlreiche Fäden dieser Art verknüpften sie schon mit den Widmungsempfängern des ersten Faustbuchs, dem kurfürstlich mainzischen Amtschreiber Kaspar Kolln und gräflich königsteinischen Rentmeister Hieronymus Hoff durch den Kardinal Albrecht von Brandenburg in Mainz und die Grafen von Stolberg, damals am Launus. Ähnliches trifft aber vor allem auf die in dem ältesten Faustbuch in Beziehung zu dem Schwarzkünstler gesetzten Personen zu, wie dem Fürsten von Anhalt (Johann) und seine Gemahlin (Margarethe von Brandenburg), den Marschall von Braunschweig, Jonas Viktor, Medicus zu Leipzig, den N. W. W. zu Halberstadt und den Baro ab Hardeck. Auf ihre Aufnahme und die Erzählung ihrer Abenteuer mit Faust waren, abgesehen von ihrer Verwandtschaft mit denen von Staufeu, namentlich auch ihre Verknüpfungen mit ihnen auf dem Umwege über Mainz von Einfluß. Interessant ist es zu erfahren, daß hinter dem Famulus Fausts Wagner allem Anschein nach der Vormund Antons von Staufeu, der Deutschenordenskomthur Wilhelm zum Wiger aus dem Freiburger Patriziergeschlecht der Snewelin versteckt ist.

Der Bücherwurmbrunnen in Kassel.

Eine recht humorvolle Schöpfung ist der Bücherwurmbrunnen, der im Vorhof der Murhardbibliothek in Kassel aufgestellt ist. Er ist ein Werk Professor Bernerwigs'. Auf einer hohen Granitsäule steht ein Männchen in der Tracht der Popszeit, der „Bücherwurm“. Eifrig blättert er in einem dicken Band, während er einen zweiten zwischen den Knien festhält. Der Sockel erhebt sich in der Mitte eines Beckens aus schwarzem Syenit. Auf seinem Rand sind als Bronzegruppen angebracht zwei spielende Affenpaare und je zwei Pelikane, die als Wasserspeier dienen. Auch in den Nischen des Sockels stehen Wasserspeier in Gestalt ernster Marabu. Der Brunnen hat 30,000 Mk. gekostet.

Tolstois Bibliothek.

Im Auftrage der Tolstoi-Gesellschaft hat, wie die „*Russkija Wjedomost'*“ mitteilt, A. E. Grusinski die Ordnung der Bibliothek Leo Tolstois in Jasnaja Poljana begonnen. Obwohl Freunde und ein Sohn des Dichters zweimal seine Bücher katalogisierten, wird die Arbeit nicht leicht sein, da es sich um die genaue Klassifizierung von ungefähr 13500 Bänden handelt, die in 22 überfüllten Schränken aufgespeichert liegen. Der größte Teil der Bibliothek umfaßt natürlich russische Werke, daneben sind 1300 englische, 800 französische, 700 deutsche Bücher und einige in italienischer, spanischer, schwedischer, polnischer, tschechischer, serbischer, bulgarischer, japanischer, hebräischer Sprache und vereinzelt noch in anderen Sprachen vorhanden. Dem Inhalte nach nimmt die schöne Literatur die erste Stelle ein, an zweiter stehen die Bücher über Religion und Philosophie, dann Werke über Pädagogik, Geschichte, Nationalökonomie und Staatswissenschaften, Naturwissenschaft, Biographien usw. Ein großer Teil der fremdsprachigen Bücher sind Übersetzungen von Tolstois Werken. Der Dichter hat seine Bibliothek fast ganz selber gesammelt. Bei seiner Verheiratung besaß er als Erbe seines Vaters, wie seine Witwe erzählt, nur zwei kleine Schränke, in denen meistens französische Klassiker standen. Tolstoi kaufte aber möglichst wenig Bücher, so daß sich ein großer Teil der Bibliothek aus Widmungsexemplaren zusammensetzt. Nur wenn er zu seinen literarischen Arbeiten Vorstudien machen mußte, ging der Dichter von seiner Sparsamkeit ab. Aus der Zeit, da er „*Hadshi Murat*“ schrieb und an einem Roman aus der Zeit Peters des Großen arbeitete, sind ganze Reihen einschlägiger Werke in der Bibliothek zu finden. Viele Bücher weisen die Spuren der Arbeit auf, am Rand angestrichene Stellen, später auch Bemerkungen, die mit Bleistift hingeschrieben wurden.

Die Bücherproduktion der Welt seit Gutenberg.

Wie wir einem Hefte des „*Bulletin de l'institut international bibliographie*“ entnehmen, beläuft sich die Zahl der Bücher, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Tage, genauer gesagt, von 1436 bis 1908, in Druck erschienen sind, auf 11638800. Ein fleißiger südfranzösischer Bibliothekar hat an der Hand umfangreicher bibliographischer Nachweise diese Zahl herausgefunden und einige noch nähere Erläuterungen beigelegt. So pflegt man die deutschen Inkunabeln, die von 1436 bis 1500 gedruckten Bücher, auf rund 20000 zu berechnen, doch meint der Franzose, daß diese Zahl viel zu hoch gegriffen sein dürfte, denn

wenn auch Deutschland damals an der Spitze des Bücherdruckes gestanden habe, so seien doch auch in andern Ländern Bücher gedruckt worden, und zwar in der gleichen Zeit in Italien nur 6636, in Holland 2049 und in Frankreich 1125. Der größte Aufschwung der Bücherproduktion setzt mit dem Jahre 1900 ein, so daß im Jahre 1908, dem letzten Jahre, das in der Statistik berücksichtigt wurde, die Zahl der erschienenen Bücher um das 140fache die Zahl der im Jahre 1500 erschienenen Bücher überstieg. Von 1500 bis 1536 wurden jährlich etwa 1200 Bücher gedruckt, im Jahre 1700 belief sich ihre Zahl schon auf 10000, 1887 auf 100000 und 1908 auf 174375. Bekanntlich bewegt sich die Bücherproduktion noch immer in aufsteigender Linie, ohne daß indessen die Zahl der Leser oder Benutzer mit dieser rapiden Zunahme gleichen Schritt zu halten vermag.

Die Manuskripte Flauberts.

Gustav Flauberts Nichte, Frau Caroline Franklin-Grout, die einzige Erbin des Dichters, hat die Manuskripte Flauberts französischen Bibliotheken, vor allem der Pariser Nationalbibliothek, vermacht. Sie werden damit der Öffentlichkeit zugänglich werden, nachdem sie bisher zusammen mit dem übrigen Nachlaß Flauberts, in der Villa der Frau Franklin-Grout in Antibes, zwischen Cannes und Nizza, untergebracht waren. Diese Villa, die nach der Mondgöttin aus der „Salambo“ Tanit genannt ist, stellt ein wahres Schatzhaus literarischer Kostbarkeiten und Erinnerungen an Flaubert dar. Das größte Interesse beanspruchen neben Flauberts Totenmaske seine Manuskripte. Davon reden die unzähligen Bittgesuche, mit denen das Archiv überschüttet wird. Liegt doch, wie Dr. E. W. Fischer in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ schreibt, ein literarisches Geheimnis in diesen Blättern vergraben: das Geheimnis von Flauberts Stil. Legendengleich klingt, was wir über ihre Entstehung wissen: wie sie unter einer grenzenlosen Qual des Schaffens langsam zustande kamen, wie eine Seite den Dichter oft Wochen, ein Satz viele Stunden heißer Arbeit kostete. Das trifft vor allem für die „Madame Bovary“ zu, und wenn man das Manuskript aufschlägt, so bietet sich ein merkwürdiger Anblick. Ganze Sätze der kleinen, aber sehr leserlichen Handschrift Flauberts, der sein Leben lang dem Gänsekiel treu blieb, sind ausgestrichen, andere fein säuberlich darüber geschrieben. An anderen Stellen bedecken gitterartige Rechtecke oder unregelmäßigere Formen einen Teil des Textes und entziehen die stets durch neue Redaktionen ersetzten früheren Fassungen dem Auge. Aber alles ist klar und scharf, und Neues und Altes

scheidet sich mit einer Art geometrischer Präzision voneinander. Ja, selbst die Abschriften, die für den Druck gefertigt wurden, zeigen noch einmal Änderungen des Textes. Flaubert hat gewissenhaft in ein Exemplar des Romans jede Verstümmelung eingetragen, die die Herausgeber der „Revue de Paris“ an seiner „Madame Bovary“ vorgenommen haben. Auf einem der Blätter liest man von seiner Hand: „Dies Exemplar stellt mein Manuskript so dar, wie es aus den Händen des Dichters Laurent Pichat, Herausgebers und Eigentümers der „Revue de Paris“ hervorgegangen ist, 20. April 1857. Gustav Flaubert.“

Das kleinste Buch der Welt

war auf der Buchgewerbeausstellung in Leipzig von seiner Besitzerin, Frau Elly Allasch, Goslar, ausgestellt. Es ist ein Almanach aus dem Jahre 1826, mit 22 leserlich gedruckten Holzschnitten, fünf Porträts, Kalendarium und einem Plan von Karlsruhe. Das Werkchen hat eine Größe von 2: 1 $\frac{1}{2}$ Zentimeter und wiegt zusammen mit der Schutzhülle 1 Gramm.

Ein interessantes Stammbuch unserer Zeit.

Im Frühjahr 1914 weilte ein ungarischer Weltreisender namens Ludwig Barth in Budapest, und das in seinem Besitze befindliche „feuerste Buch der Welt“ wurde in den vornehmen Gesellschaftskreisen angestaunt. Dieses Buch ist ein Stammbuch, wie es in der guten alten Zeit üblich war, nur enthält es derartige Autogramme berühmter Persönlichkeiten, daß angeblich einer der reichsten Wanderbild dem ungarischen Globetrotter nicht weniger als eine Million dafür angeboten hat, die jedoch refüsiert wurde. (Ob eine Million Kronen, Mark, Franken, Dollar oder Pfund, darüber schweigt die Geschichte, und es bleibt der Phantasie des Lesers überlassen, sich die Währung selbst zu wählen.) Immerhin verdient dieses Stammbuch das größte Interesse, weil fast alle bedeutenden Männer und Frauen unserer Zeit darin mit einem Gedankenplitter, einer Zeichnung, einer Musikkomposition oder wenigstens mit einer Namensunterschrift vertreten sind. So kann man denn im Album Barths den Maler Liebermann, den Dichter France, die Sängerin Kurz und selbstverständlich — den Komponisten Lehar finden, was allerdings keine sonderliche Sache ist. Aber neben diesen freundlichen Zeitgenossen sind im „feuersten Buch der Welt“ auch die chinesischen und japanischen Kaiser und Könige, Minister und Poeten ebenso wie die berühmtesten Australneger und Eskimos zu finden. Überall, wo Menschen wohnen, war unser ungarischer Reisender, und überall hat er Beiträge für sein Album erworben.

Daß er in Budapest eine Unterschrift des Grafen Lisza einheimste, kann nicht wundernehmen, weil er eben aus Brüssel kam, wo ihm der Ministerpräsident die Worte: „Elsen Lisza!“ ins Stammbuch schrieb. Erstaunlicher ist es, daß es Barth auch gelang, den Erzherzog Josef und die Erzherzogin Augusta zu bewegen, das Album mit kleinen Zeichnungen zu bereichern. Freilich kann auch diese Tatsache nicht sonderlich überraschen, wenn man erfährt, daß Barth im Vorjahre eine Reise nach Korfu unternahm, um dort vom deutschen Kaiser eine Unterschrift zu erbitten. Er wurde anfangs abgewiesen; als er jedoch darauf hinwies, daß sein Album auch eine eigenhändige Unterschrift des Kaisers Franz Josef I. aufweisen könne, ließ der deutsche Kaiser in Wien telegraphisch anfragen, ob diese Unterschrift authentisch sei, und da eine bejahende Antwort eintraf, empfing er Barth in Audienz und schrieb ihm das große Wort: Wilhelm ins Album! Diese beiden Namenszüge machen das Album Barths zweifellos zu einem der interessantesten Stammbücher der Welt.

Welche deutsche Stadt kauft die meisten Bücher?

Aus Bibliophilentreisen wurde vor einiger Zeit dem „Hamburger Fremdenblatt“ geschrieben: Will man als Maßstab für die Bildung und Intelligenz, für die geistige Regsamkeit einer Stadt ihren Bücherbedarf zugrunde legen, so kann man leider bei der Untersuchung der Frage, welche deutsche Stadt nun die meisten Bücher kauft, einer reichsdeutschen Stadt nicht den Preis zusprechen. Wie eine buchhändlerische Statistik erwiesen hat, ist es die schöne österreichische Kaiserstadt an der Donau, die für den deutschen Büchermarkt das Hauptabsatzgebiet bildet. So auffällig an sich diese Erscheinung sein mag, so erklärt sie sich doch immerhin daraus, daß in Wien ein literarisch sehr lebhaft interessierter Adel wohnt, dem das Bücherkaufen zur zweiten Gewohnheit geworden ist, und daß ferner von Wien aus die ganzen Balkanländer mit deutscher Literatur versorgt werden, für die sich von Jahr zu Jahr ein steigendes Bedürfnis ergibt. Im reichsdeutschen Sprachgebiet steht natürlich an erster Stelle die Reichshauptstadt Berlin, es folgen dann laut der erwähnten Statistik die Städte Leipzig, München, Hamburg, Stuttgart, Dresden, Bremen, Halle, Frankfurt, Graz, Kiel, Magdeburg, Prag usw. Es ergibt sich also die interessante Erscheinung, daß oft kleinere Gemeinwesen die größeren hinsichtlich der geistigen Bedürfnisse ihrer Bürger, soweit sie im Bücherverkauf zum Ausdruck gelangen, weit überflügeln. Das geringste literarische Interesse offenbart augenscheinlich das Rheinland, die rheinisch-

westfälische Schwerindustrie, ihre rauchenden Schloten und Essen lassen das Buch nur wenig hervortreten. Es ist eine in Buchhändlerkreisen offenbare Tatsache, daß die reichen Großindustriellen der deutschen Industriebezirke die schlechtesten Bücherkäufer sind. Müssen wir so schon in Wien, einer dem Geiste nach zwar urdeutschen Stadt, politisch jedoch einem fremdländischen Gemeinwesen, die Stadt erblicken, die die meisten deutschen Bücher kauft, so zeigt sich überhaupt das Ausland stark am deutschen Bücherabsatz beteiligt. Überall da, wo in fremden Ländern Deutsche wohnen und ihre Muttersprache in Ehren halten, kauft man auch reichlich deutsche Bücher. Vergleichsweise ist so der Bücherabsatz in der Schweiz viel größer als in Deutschland selbst. Ein ganz hervorragender Konsument deutscher Bücher ist die russische Stadt Riga, die mit ihren 100000 deutschen Einwohnern relativ zweimal soviel deutsche Bücher kauft wie Berlin. Auch der Anteil von Buenos Aires an dem Absatz deutscher literarischer Erzeugnisse ist sehr erheblich. Die Statistik lehrt, daß die argentinische Hauptstadt genau achtmal so viel deutsche Bücher kauft wie Augsburg.

Der heilige Augustin gegen die Bibliophilen.

In einer am 29. Januar 1914 gehaltenen Festrede in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin verweilte Prof. Lüders etwas ausführlicher bei den manichäischen Handschriften. Dabei erwähnte er, daß alle manichäischen Handschriften sich durch sorgfältige Ausstattung auszeichnen; viele sind mit Bildern geziert, die als Prachtstücke der Miniaturmalerei gelten können. Diese Freude am künstlerischen Buchschmuck — man ehrte dadurch das Andenken des Meisters, dem die Legende ähnliche fabelhafte Zeichenkünste zuschreibt wie dem Giotto und dessen Name bei den Persern stets Mani der Maler lautet — war altes Erbteil. Schon Augustin wendet sich in flammenden Worten gegen diese Bibliophilen: *incendite omnes illas membranas elegantesque tecturas decoris pellibus exquisitas, ut nec res superflua vos oneret et Deus vester inde solvatur, qui tamquam poena servili etiam in codice ligatus tenetur.* Glücklicherweise wurde diese Brandrede des streitbaren Heiligen, der in eleganten Bucheinbänden eine förmliche Gotteslästerung sah, nicht befolgt. Sind auch die Anhänger Manis, der sich zum Ärger Augustins den Abgesandten Jesu nannte, längst verschwunden, ihre Schriften haben sich — nicht zum wenigsten dank der kostbaren dem frommen Kirchenvater so verhassten Einbände — bis auf unsere Tage erhalten.

Trost für bibliophile Damen.

Nur eine Ehe ist ohne Fluch:
die Ehe mit einem guten Buch.
Es langweilt nicht wie ein Gemahl,
wird nie bequem, wird nie banal,
bleibt stets ein braver Cavalier
aus Haderlumpenglanzpapier.
Man kann mit ihm spazieren gehn,
man läßt ihn nach Belieben stehn,
man legt ihn auf, man schlägt ihn zu,
man gönnt dem Liebling keine Ruh',
man sitzt und tritt auf ihm herum:
er nimmt nichts schief, er nimmt nichts krumm.
In Kalb gebunden oder Schwein,
hält er sich immer zimmerrein
für deine Zwecke, bleibt adrett
und folgt dir willig in dein Bett.
Dort bringt er doppelten Genuß:
entschlummernd kämpfst du mit dem Schluß;
in Seligkeit liegt deine Hand
lieblosend auf dem treuen Band;
du kommst dir wie im Fieber vor,
zwickst jede Seite in ihr Ohr,
drückst manchen heißen Kuß darauf —
und bist du satt, so hörst du auf.
In dieser Art bleibt der Verkehr
mit deinem Buch von Wonne schwer.
Du schlürfst des Liebsten Seele ein —
und ohne Ende ist er dein.
Doch ödet er dich trotzdem an,
dann schenkst du schließlich deinen Mann
der Freundin oder brennst ihn tot.
Die Scheidung macht dir keine Not;
du brauchst nicht Anwalt noch Altar:
du freist ein andres Exemplar —
und bist du so das alte los,
ruht bald ein neues dir im Schoß.

Anton Lindner.

(Aus dem Privatdrucke: „O! Ihr Bücherfreunde“, der auf dem Hamburger Bibliophilentag (1913) als Hamburger Festgabe zur Verteilung gelangt war.)

Deutsche Bücherstatistik.

Der spanische Schriftsteller Eduardo Navarro Salvador hat, wie es scheint zum erstenmal, den Versuch unternommen, eine Statistik über die Bücherproduktion der ganzen Erde aufzustellen. Man erhielt dadurch wohl eine ungefähre Übersicht, zum Beispiel über die im Laufe eines Jahres in Deutschland gedruckten Bücher; wieviel von diesen Büchern gekauft wurden, konnte aber auch er nicht sagen. Sein Versuch hat nun einem der gelegentlichen Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“ die Anregung zu weiterem Studium auf diesem interessanten Gebiete gegeben. Ich stützte mich, so schreibt dieser vornehmlich auf die offizielle Buchhändlerstatistik, nach der im Jahre 1912 34801 Neuerscheinungen zu verzeichnen waren. Diese Zahl dürfte sich, wie genaue Feststellungen ergeben, wesentlich erhöhen durch den Überschuss der Einfuhr (diesen im Verhältnis zu den später berechneten Einzelausgaben genommen) und die Werke, die von Privatseite (Jubiläumsausgaben großer Firmen usw.) dem Buchhandel zugänglich gemacht wurden, so daß im Jahre 1912 (nach oben abgerundet) 36000 Werke erschienen sein müssen. Im einzelnen verteilen sich diese Neuerscheinungen auf Allgemeine Bibliographie, Bibliothekswesen, Enzyklopädien, Gesamtwerke, Sammelwerke, Schriften gelehrter Gesellschaften und Universitätswesen mit 508; auf Theologie mit 2772, auf Rechts- und Staatswissenschaft mit 3422; auf Heilwissenschaft mit 2060; auf Naturwissenschaft und Mathematik mit 1852; auf Philosophie und Theosophie mit 709; auf Erziehung, Unterricht und Jugendschriften mit 5316; auf Sprach- und Literaturwissenschaft mit 2227; auf Geschichte mit 1542; auf Erdbeschreibung und Karten mit 1418; auf Kriegswissenschaft mit 683; auf Handel, Gewerbe und Verkehrswesen mit 2236; auf Bau- und Ingenieurwissenschaft mit 1248; auf Haus-, Land- und Forstwirtschaft mit 1103; auf Schöne Literatur mit 5211; auf Kunst mit 1159; auf Adressbücher, Jahrbücher und Kalender mit 699; auf Jubiläumsausgaben größerer Firmen 280 und auf Verschiedenes (dabei die Mehrereinfuhr gerechnet) mit 1252. Von diesen Neuerscheinungen erlebten — nach einer Durchschnittsberechnung — etwa 200 nur eine Liebhaber-Auflage von nicht mehr als 100 nummerierten Exemplaren, etwa 8000 wurden in einer Auflage von 500 Exemplaren gedruckt, etwa 20000 Werke wurden in der üblichen Auflage von 1000 herausgegeben, mehr als eine Auflage erlebten nur 7800 Bücher. Von diesen kamen zwei Drittel, also 5200 Neuerscheinungen, nicht über das zweite Tausend hinaus, drei bis vier Auflagen konnten etwa 2000 Werke verzeichnen; bei den übrigen 600 Büchern

schwankte die Auflage zwischen dem fünften und hundertsten Tausend. Es gibt nun freilich auch Werke, die die 100. Auflage weit überschritten, hier sind jedoch nur die Auflagen berücksichtigt und zur Berechnung benutzt werden, die im Jahre 1912 gedruckt wurden.

Aus diesen verschiedenen Auflagen nun ergibt sich, daß die 36000 Werke des Jahres 1912 insgesamt in 53402000 Exemplaren erschienen sind. Diese verteilen sich auf die 200 nummerierten Werke mit 20000 Exemplaren, auf die Werke von 500 Auflage mit vier Millionen, auf die Werke von 1000 Auflage mit 20 Millionen, auf die Werke von zwei Auflagen mit (abgerundet) $10\frac{1}{2}$ Millionen, auf die Werke von drei und vier Auflagen mit 7 Millionen und auf die Werke mit mehr als vier Auflagen (20 im Durchschnitt genommen) mit etwa 12 Millionen Exemplaren. Wären diese Bücher alle verkauft worden, so würde auf fast jeden Deutschen ein Buch kommen. Doch erlebten die Werke, die am meisten auf den Büchermarkt geworfen wurden, also jene Bücher, die in einer Auflage von 500 und 1000 Exemplaren erschienen, eine herbe Zurücksetzung. Freilich machte ich diese Berechnung nur durch die Beobachtung von 50 Werken und ihrem Schicksal. Von 50 Büchern waren es nämlich acht, die in 700 Exemplaren verkauft wurden, und elf, die es auf je 500 verkaufte Exemplare brachten. Die übrigen kamen nicht über je 200 verkaufte Exemplare hinaus. Von 16 Büchern wurden nur je 20 Exemplare von einer 1000-Auflage durch den Buchhandel abgesetzt. Wendet man diese Feststellung nun als Grundlage zur Berechnung der in gleicher Auflage erschienenen Bücher an, so ergibt sich das erschreckende Resultat, daß von den 24 Millionen gedruckten Exemplaren der 28000 Werke mit Auflagen von 500 und 1000 Stück nur 8800000 Exemplare Absatz fanden, während 15200000 Exemplare die Regale der Buchhandlungen schmücken, die Keller der Verleger füllen oder wieder eingestampft worden sind. Da jedoch nur die Werke mit der üblichen Durchschnitts-Auflage das Schicksal erleiden, nicht oder nur wenig gelesen zu werden, die andern Bücher dafür aber bis auf das letzte Exemplar Abnehmer finden, so wird die Gesamtbücherproduktion von 53402000 Exemplaren um 15200000 zu kürzen sein, wenn man ein ungefähres Bild über die im Laufe des Jahres 1912 verkauften Buch-Exemplare erlangen will. Deutschland hat folglich seine geistige Nahrung innerhalb eines Jahres aus 38202000 Bänden erhalten.

Trotzdem das Buchhändler-Adressbuch nicht viel mehr als 12000 Firmen aufweist, ergeben zuverlässige Feststellungen, daß etwa 20000 Buchhandlungen beschäftigt waren, diese Bände an den Mann zu bringen, von diesen

wiederum 7000 in besonderem Maße. Von letzteren entfallen auf: Brandenburg 1100, Pommern, Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien 800, Hannover, Schleswig-Holstein, Mecklenburg und die Hansestädte 730, die Rheinprovinz, Westfalen und Hessen-Nassau 1020, die Provinz Sachsen, die Fürstentümer und Braunschweig 700, das Königreich Sachsen 1370, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen 1280. Jede der 20000 Buchhandlungen hat jährlich also 1910 oder täglich fünf Bücher verkaufen müssen, damit der hier berechnete Bücherumsatz erzielt wurde. Da, wie gesagt, aber 7000 Buchhandlungen vorzugsweise den Buchverkauf pflegen, wird man ihnen den größten Anteil des Umsatzes zuschreiben, mindestens zwei Drittel desselben zuerkennen müssen. Sie kämen danach jede jährlich auf 3639 Bücher oder etwa zehn Bücher täglich.

Dichter und Buchhändler.

Zu der Pfingsttagung Deutscher Buchhandlungsgehilfen auf der „Bürga“ in Leipzig gab die Ortsgruppe Leipzig der Allgemeinen Vereinigung Deutscher Buchhandlungsgehilfen ein Festbuch heraus, worin sich neben vielen anderen recht beachtenswerten Beiträgen auch mancherlei von Dichtern beigeführte gute Worte über den Buchhändler finden. Wilhelm Schäfer erinnert sich aus allen Zeiten seines „nun schon ausgiebigen Lebens jüngerer Buchhändler, die für unsere deutschen Verhältnisse ungewöhnlich gebildet waren. Ob sie später, namentlich als Chefs, durchhielten, darüber habe ich kaum nennenswerte Erfahrungen; mein allgemeiner Eindruck ist, daß der so klug organisierte deutsche Buchhandel immer ein bißchen in der Gefahr steht, das vierte Rad zu verlieren: dadurch sind meine Erinnerungen an die einzelnen meist mit einem leisen tragischen Gefühl bedeckt, als ob es für ihren Erfolg im Geschäft besser sei, wenn sie weniger klug, gebildet und enthusiastisch wären“. Hermann Hesse liebt „jene Buchhändler, die einige Lieblinge unter den weniger bekannten Büchern haben und sich jedesmal freuen, wenn sie für so ein Buch einen Käufer gefunden haben. Ich habe einst als Gehilfe manches gangbare Buch verkauft, und manches gute darunter; aber die richtige, persönliche, echte Vermittlerfreude empfand ich nur in den seltenen Fällen, wo ich einen Mörike (es war noch vor seinem Freiwerden), einen Hölderlin, einen Novalis verkaufen durfte“. Dagegen haben nach Hesses Erfahrung manche Sortimentler „eine enthusiastische Liebe zu jenen Büchern, von welchen sie große Partien verkaufen. Sie lesen dann diese Bücher auch aus Dankbarkeit, und sie denken nicht gerne schlecht von ihnen. Das ist begreiflich und löblich, aber es ist kein ganz reines Verhältnis zu den Büchern“.

Das Bewußtsein ihrer Bedeutung wünscht Heinrich Mann den Buchhändlern: „Ein Buchhändler sollte sich der Auszeichnung bewußt sein, daß er es nicht mit dieser oder jener Ware zu tun hat, sondern mit den Erzeugnissen des Geistes. Wenn dieses Bewußtsein immer gegenwärtig ist, wird es die größten Wirkungen haben. Denn jeder, der, in welcher Eigenschaft es sei, bewußt dem Geist dient, wird freier und edler werden. Da er eine so viel höhere Macht über sich weiß, wird er vor den Gewalten des Lebens und des Staates mutiger sein als die andern“. Einen Spruch Richard Dehmels für die „Büchervertreiber“ gibt das Festbuch in Faksimile wieder; er lautet:

Bücher sind eigenwillige Geister;
wer sie vertreibt, ist ein Zaubermeister.
Sein bestes Geschäft wird immer bleiben;
üble Geister durch gute vertreiben.

Eine kostbare chinesische Bibliothek.

Der englische Professor Edmund Backhouse, der fünfzehn Jahre in Peking gelebt hat und als einer der bedeutendsten Kenner englischer Literatur gilt, hat der Oxford University ein kostbares Geschenk gemacht. Backhouse hat seine ganze kolossale chinesische Bücher-, Bilder- und Manuskriptensammlung, aus mehr als 17000 gedruckten Bänden und 150 Handschriften und Zeichnungen bestehend, der Universität übergeben, die nun das Mekka aller Gelehrten werden muß, die sich mit chinesischer Geschichte und Literatur beschäftigen. Von geradezu unermeslichem Wert, der sich in Ziffern vorläufig nicht ausdrücken läßt, sind die „Sung-Bücher“, die diese Sammlung enthält. Die Sung-Dynastie herrschte in China von 960 bis 1280 nach christlicher Zeitrechnung, und obwohl in China schon vorher die Buchdruckerkunst bekannt war, so existieren doch, von einigen Exemplaren abgesehen, die Dr. Stein kürzlich in Zentralasien fand, keine Bücher aus der Zeit der Sung. Und auch die wenigen vorhandenen Sung-Bücher gehören zu den kostbarsten Druckwerken der Welt. In der Backhouse-Sammlung befinden sich nun drei Werke aus der Sung-Zeit. Das älteste und wichtigste davon heißt „Ch'un Ch'iu Ching Chuan Chi Chieh“, das ist „Die Frühlings- und Herbstannalen des Konfuzius mit Tso's Kommentaren, versehen mit erklärenden Notizen“. Es ist ein sehr umfangreiches Werk, das vier Kisten von je 35 Zentimeter Länge und Breite füllt und ist glänzend erhalten. Backhouse schätzt das Druckjahr auf 1150. Die zwei anderen Werke heißen „Die Familiengeschichte des Konfuzius“ und „Ku Chin Chi Yao“, ein ungemein seltenes und interessantes Biographienwerk von Huang-Chen, mit Marginalnoten des Mandchu-Edlen Jung Lu versehen, der zur Zeit des Boxeraufstandes Minister war.

Weniger wertvoll, aber auch sehr selten, sind eine Reihe von Werken aus der Ming-Zeit und ungemein kostbar und interessant ist das vor erst 25 Jahren als Neudruck herausgegebene „Ku Chin Lu Chu Chi Cheng“, das 1620 Bände enthält, während das im fünfzehnten Jahrhundert gedruckte Originalwerk gar mehr als 5000 Bände hatte. Köstlich sind die Manuskripte der Sachhause-Kollektion, die von den großen kalligraphischen Meistern der Chinesen, wie Chao Meng-fu, Liu Jung und anderen stammen. Das wertvollste Stück dieser Manuskripte dürfte das kalligraphische Meisterwerk des großen Mandchukaisers, Kang Hsi, eines Zeitgenossen des vierzehnten Ludwig, sein. Bevor diese wunderbare chinesische Bibliothek gesichtet und katalogisiert sein wird, dürften einige Jahre vergehen.

Allerlei Lesezeichen.

In der Wiener „Arbeiterzeitung“ veröffentlichte vor kurzem unter dem Titel „Allerlei Lesezeichen“ ein Bibliothekar einer Arbeitervereinsbibliothek folgende Epistel: Da liegen unterschiedliche Sachen vor mir, die die liebe Sorglosigkeit, Gedankenlosigkeit und leider auch manchmal eine unglaubliche Geschmacklosigkeit der betreffenden Leser als Lesezeichen in die Leihbände hineingebracht haben. Zündhölzer, ungebrauchte und abgebrannte, findet man sehr oft zwischen den Blättern. Die Zündholzsteuer hat hier etwas Wandel geschaffen — wenigstens ein Gutes an der Steuer! Nur ist zu wünschen, daß die Feuerzeuge nicht zu lang und dünn hergestellt werden. Es gibt Leute, die imstande sind, auch solch ein Ding als Lesezeichen zu benutzen. Nägel, darunter dreißollige, fallen auch nicht selten mit einem lustigen Klingkling auf den Fußboden, wenn die Bücher durchgesehen werden. Es gibt noch geschmacklosere Dinge, die die Rolle eines Lesezeichens übernehmen mußten, zum Glück aber selten, und darum wollen wir lieber nicht davon reden.

Aber nun zu den Kuriositäten aus Papier. Da gibt es Visitenkarten, Billete zum Zirkus, Kino, Variété und zu Vorträgen. Abonnementsquittungen, Geschäftskarten, Photographien, viele, viele Ansichtskarten, schöne und gräßliche, noch viel mehr Liebig-Bilder und Automatenbilder, Reklamekarten, Monatsfahrkarten für die Eisenbahn und Elektrische, Quittungsabschnitte für Versicherungen, Rezepte, Garantiescheine für Uhren, Postpaketabschnitte, einen Mobilarbeitragzettel, eine Quittung für bezahlte Billetsteuer, eine Empfehlungskarte für gute „Hausmannskost“, worauf zu lesen ist, daß Linsen, Bohnen, Erbsen mit Fleisch (Portion enthält zwei Suppenteller voll) fünfundzwanzig Pfennige kosten, Gemüse mit Fleisch fünf- unddreißig, Braten mit Kartoffeln und Suppe ebenso viel usw. Dann folgen

rührende Zeugnisse von dem Vorhandensein solcher Leute, die nie alle werden. Auf einem niedlichen Kärtchen steht: „Deute Zukunft und Vergangenheit nach Hand, Stirn, Karte.“ Eine andere treffliche Sibylle besorgt das aus dem Kaffeesaß. In eine gelinde Empörung versetzte mich aber eine unbezahlte Schusterrechnung und ein ebensolcher Steuerzettel; zweifellos waren diese Leutchen der Hoffnung, der Bibliothekar werde „die Sache schon regeln“. Sie haben sich natürlich verrechnet — beim Gelde hört auch bei uns der Spaß auf. Ein Buchzeichen in Originalhandzeichnung habe ich auch gefunden, wundervoll gezeichnet und gemalt. Unten sieht man eine Landschaft in einem Rokokoornament. Pfifferlinge streiten sich im Vordergrund mit Dattelpalmen um ihre Größe und Stattlichkeit, eine Art Saurier, die bisher noch unentdeckt ist, frühstückt von der Dattelpalme. Der Saurier muß sich aber mit seiner Größe vor einem Kolibri verstecken, der geradezu majestätisch durch die Lüfte zieht. Aus dem Rokokoornament wächst auf der einen Seite eine Lanne, auf der anderen eine Schilfstaupe mit zwei prachtvollen Bumskeulen heraus. Zwischen beiden Spezies der Pflanzenwelt, von denen die eine der anderen an Größe auf dem Bilde nicht nachsteht, hat eine riesige Kreuzspinne ihr Netz gesponnen, die in der Mitte desselben auf ein Ungeheuer von Fliege wartet. Alles sehr hübsch gemacht.

Nicht selten liegen auch die gefühlvollsten Liebesbriefe vergessen zwischen den Blättern der zurückgebrachten Bücher. Die heißesten Liebeschwüre, die bittersten Vorwürfe wegen Untreue und die zärtlichsten Geheimnisse Liebender tummeln sich da herum, als ob sie nur dorthin gehörten. Auch Ehegatten sind nicht vorsichtig genug in der Auswahl der Lesezichen. Das beweist der folgende Inhalt eines Zettels: „Lege keinen Schlüssel wider hin gehe lieber was friher Udje mein Eißer.“ Und dee „Süße“ hatte nun darunter geschrieben: „Du bist die Einzige.“ (Hm, hm, das wäre ja wohl auch noch schöner!) Und sie nun wieder: „Wenn du frirst zih Wamms an kan vielleicht schon morgen waschen.“

Wie die Schundliteratur noch wütet, zeigt ein Zettel mit diesem grauenhaften Zeug: „Ein junges Mädchen von 18 Jahren verführt durch Männer-schmeichelei von Elternhause ganz verstoßen ging sie von Hause bis nach Bremen. Sie ging von Hause bis nach Bremen von Bremen ging sie bis nach Bahn wo sie ihr Haupt auf die Schienen legte bis daß der Zug von Naumburg kam. Der Schaffner sah sie schon in der Ferne und bremste dennoch mit Gewalt allein der Zug blieb nicht stehn ihr Haupt sank Blutrot in den Sand. Man öffnete die Leiche worin ein Knäblein sich befand

die Arme waren abgefahren das Stumpfnäschen war abgebrannt. Man legte beide auf die Bahre wie eine Rose und ein Licht. Du hast die Rose blühen sehen und wirfst sie nimmer wieder sehn.“

Mir liegt noch ein Zettel ähnlichen Inhalts vor. Das eine Beispiel genügt aber wohl, um zu zeigen, wie notwendig der Kampf gegen die Schundliteratur ist.

Auch „Gedichte“ eigener Konstruktion lassen Leser in den Büchern liegen, vielleicht aus Vergesslichkeit, vielleicht aber auch, um sie in dieser Art zu verbreiten. In Heines Buch der Lieder lag folgender schöne Erguß (offenbar dachte der Verfasser: Was Heine kann, warum soll ich das nicht auch können?):

Du bist ja immer noch die Meine,
Meine süße, allerliebste Kleine.
Aber bald, nur zu bald
Wird vielleicht dein Herze kalt,
Bist nicht mehr die Meine.

Ein anderer „Dichter“ stöhnt aus wundem Herzen:
O könnt' ich sterben, könnt' ich vergäh'n,
Dann wär' es doch um mich geschäh'n,
Dann hörten alle Sorgen auf.



Die deutschen bibliophilen Vereinigungen.

Gesellschaft der Bibliophilen E. B. (Weimar).

Begründet am 1. Januar 1899.

Vorstand: Fedor von Jobeltitz in Berlin, erster Vorsitzender; Prof. Dr. Georg Witkowski in Leipzig, stellvertretender Vorsitzender; Prof. Dr. Carl Schüddekopf in Weimar, Sekretär; Hofrat Dr. Johannes Baensch-Drugulin in Leipzig; Oberbibliothekar Prof. Dr. Rudolf Schwald in Gotha; Dr. Rudolf Payer von Thurn, Kustos der kaiserlichen Familien-Heldenkommisbibliothek in Wien; Geh. Regierungsrat Dr. Paul Schwenke, erster Direktor der königlichen Bibliothek in Berlin; Ernst Schulte-Strathaus in München.

Das Sekretariat der Gesellschaft befindet sich in Weimar, Cranachstraße 38. Alle die Gesellschaft betreffenden Zuschriften, Sendungen und Geldanweisungen sind an die persönliche Adresse des Sekretärs, Herrn Prof. Dr. Carl Schüddekopf in Weimar, Cranachstraße 38, zu richten. Die Anzahl der Mitglieder der Gesellschaft ist auf 900 beschränkt. Nach

Erfüllung dieser Zahl können neue Mitglieder nur nach Maßgabe der durch Tod oder Ausscheiden frei werdenden Stellen eintreten. Zum Beitritt ist jede unbescholtene physische Person berechtigt, die von zwei Mitgliedern vorgeschlagen wird. Für die Aufnahme bedarf es der Genehmigung des Vorstandes. Vereine und Anstalten, Bibliotheken und ähnliche können als korporative Mitglieder aufgenommen werden. Der Jahresbeitrag beträgt bis auf weiteres zwölf Mark, das einmalige Eintrittsgeld sechs Mark. Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft beträgt fast stets die satzungsgemäße Zahl von 900 Mitgliedern.

Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Begründet am 3. März 1912.

Vorstand: *Hugo Thimig, Direktor des k. k. Hofburgtheaters, Wien, Vorsitzender; *Hans Feigl, Schriftsteller, Wien, stellvertretender Vorsitzender; *Dr. Alexander Ritter von Weilen, o. ö. Universitätsprofessor und Schriftsteller, Wien, Schriftführer; Dr. Hans Freiherr v. Jaden, Wien, Schatzmeister; Dr. Ottokar Mascha, Wien; *Dr. Rudolf Payer von Thurn, Kustos der kaiserlichen Familien-Fideikommissbibliothek, Wien; Engelbert Pernerstorfer, Schriftsteller, Vizepräsident des österr. Abgeordnetenhauses, Wien; Dr. Michael Maria Rabenlechner, k. k. Professor, Wien; Dr. Carl Schüddekopf, Professor, Weimar; Leopold Susanka, Wien.

Die mit * bezeichneten Herren gehören dem literarischen Arbeitsausschusse an.

Die Leitung der Geschäfte liegt in den Händen des stellvertretenden Vorsitzenden Hans Feigl, Schriftsteller, Wien, IV/2, Johann Straußgasse 38, an den mit Ausnahme der Geldsendungen alle die Gesellschaft betreffenden Zuschriften, Anmeldungen usw. zu richten sind. Alle Geldsendungen sind an das k. k. Postsparkassenamt in Wien, Konto 132735 der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft, nötigenfalls an die direkte Adresse des in Vertretung unseres Schatzmeisters Dr. Hans Freiherr von Jaden amtierenden Herrn Leopold Susanka, Wien, IV, Frankenberggasse 7 zu richten. Die Mitglieder der Gesellschaft sind entweder Ehrenmitglieder, Stifter, Mitglieder auf Lebenszeit oder ordentliche Mitglieder. Die Anmeldung als Mitglied der Gesellschaft erfolgt durch mündliche oder schriftliche Anzeige. Über die definitive Aufnahme entscheidet der Vorstand mit zwei Drittel Mehrheit. Der Jahresbeitrag beträgt bis auf weiteres zehn Kronen.

Auch außerhalb Wiens Wohnhafte können Mitglieder der Gesellschaft werden. Die „Wiener Bibliophilengesellschaft“ hat einen Stand von ungefähr 400 Mitgliedern.

* * *

Beide Vereinigungen, sowohl die „Gesellschaft der Bibliophilen“ (Weimar) als auch die „Wiener Bibliophilen-Gesellschaft“, erfüllen vornehmlich ihren Zweck mit der jedes Jahr erfolgenden Herausgabe geschmackvoller Publikationen aus dem Gebiete der Bibliophilie, wie Handbücher, Bibliographien, Neudrucke usw., die ausschließlich an die Mitglieder unentgeltlich zur Verteilung gelangen und auf dem Wege des Buchhandels nicht zu beziehen sind, wobei die „Wiener Bibliophilen-Gesellschaft“ sich insbesondere die Pflege des deutsch-österreichischen Schrifttums angeeignet läßt, überdies auch Vorträge und gesellige Abende veranstaltet.

Maximilian-Gesellschaft E. B. Berlin.

Segründet November 1912.

Vorstand: Landrat Dr. Walter von Brüning, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, Stolp i. P., erster Vorsitzender; Geheimer Regierungsrat Dr. Paul Schwenke, Direktor der königl. Bibliothek in Berlin, zweiter Vorsitzender; Prof. Dr. Jean Loubier in Berlin, Schriftführer. Die Zahl der Mitglieder ist auf dreihundert beschränkt, der jährliche Beitrag hundert Mark. Die Gesellschaft will alle Bestrebungen fördern, die der Pflege des deutschen Buches nach Inhalt und Ausstattung gelten. Die Gesellschaft beabsichtigt, ein eigenes Klubheim zu errichten.

Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg.

Segründet 25. März 1908.

Vorstand: Professor Richard Meyer, Direktor der staatlichen Kunstgewerbeschule, erster Vorsitzender; Amtsrichter Dr. H. Bromberg, Schriftführer; Dr. jur. Wilbrand, Schatzmeister; Dr. jur. Herz; Direktor Prof. Dr. Münzel; Landgerichtsdirektor Schiesler; Prof. Dr. R. Stettiner; Prof. Dr. Warburg; Dr. von Sydow. Mitgliederzahl: 85.

Außerdem haben sich in einigen Städten lokale Vereinigungen von Bücherfreunden aus dem Kreise der Mitglieder der „Gesellschaft der Bibliophilen“ (Weimar) gebildet, und zwar: der „Berliner Bibliophilen-Abend“, die „Gesellschaft Münchener Bibliophilen“ und der „Leipziger Bibliophilen-Abend“. Auch diese Zweigvereinigungen veranstalten zum Teile besondere Publikationen für ihre Mitglieder.

Porto-Lage

Nach Orten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.

Briefe kosten im Orts- und Nachbarortsverkehr bis 250 g, frankiert 5 Pfg., unfrankiert 10 Pf. Bei allen übrigen Versendungsgegenständen ist die Fernrate zu zahlen.

Postkarten 5 Pf., unfrankiert 10 Pf., mit Antwort 10 Pf.

Kartenbriefe 10 Pf., bei Benutzung für das Ausland unter Nachfrankierung.

Briefe bis 20 g 10 Pf., über 20 bis 250 g 20 Pf., unfrankierte Briefe 10 Pf. mehr.

Brieftelegramme. Auslieferungszeit von 7 Uhr abends bis 12 Uhr nachts. Nur in Orten mit postalischem Nachtdienst. Jedes Wort kostet 1 Pfennig (mindestens 50 Pfennig).

Die Wortzahl ist vom Absender anzugeben.

Drucksachen bis 50 g 3 Pf., über 50 bis 100 g 5 Pf., über 100 bis 250 g 10 Pf., über 250 bis 500 g 20 Pf., über 500 bis 1000 g 30 Pf. (Frankaturzwang).

Warenproben bis 250 g 10 Pf., 250 bis 350 g 20 Pf. (Frankaturzwang).

Einschreibebühr für Postkarten, Briefe, Drucksachen, Warenproben, Pakete außer dem betr. Porto 20 Pf.

Behandigungsscheine 20 Pf., für Rücksendung 10 Pf.

Nachnahmesendungen. Neben dem Porto für die betreffende Sendung im inneren deutschen Verkehr kommen folgende Gebühren in Erhebung: 1. Vorzeigegebühr von 10 Pf. 2. Die Gebühren für Übermittlung des eingezogenen Betrages an den Absender, und zwar: bis 5 M. = 10 Pf., über 5 bis 100 M. = 20 Pf., über 100 bis 200 M. = 30 Pf., über 200 bis 400 M. = 40 Pf., über 400 bis 600 M. = 50 Pf., über 600 bis 800 M. = 60 Pf., unfrankierte Nachnahmesendungen 10 Pf. Zuschlag.

Pakete bis 5 kg bis zu der Entfernung von 10 Meilen 25, über 10 Meilen 50 Pf. Schwerere Pakete kosten pro kg mehr bis zu 10 Meilen 5, über 10 bis 20 Meilen 10, 20 bis 50 Meilen 20, 50 bis 100 Meilen 30, 100 bis 150 Meilen 40, über 150 Meilen 50 Pf. Unfrankierte Pakete bis 5 kg 10 Pf. Strafporto.

Postanweisungen bis 5 M. 10 Pf., von 5 bis 100 M. 20 Pf., über 100 bis 200 M. 30 Pf., über 200 bis 400 M. 40 Pf., über 400 bis 600 M. 50 Pf., über 600 bis 800 M. 60 Pf.

Wertsendungen. Versicherungsgebühr für je 300 M. 5 Pf., mindestens aber 10 Pf., außerdem bei Paketen Porto wie vorstehend, bei Briefen ohne Unterschied des Gewichtes bis 10 Meilen 20 Pf., darüber 40 Pf. Porto.

Eilbestellung für Briefe, Postkarten, Postanweisungen, Drucksachen usw. 25 Pf., für Pakete bis 5 kg 40 Pf.

Postaufträge (bis 800 M.) 30 Pf., für die Übersendg. des Geldes das Porto der Postanweisg. Postaufträge zur Einholung von Wechselakzepten 30 Pf. (nach Oester.-Ung. unzulässig).

Nach den zum Weltpostverein gehörenden Ländern.

Postkarten 10 Pf., mit Antwort 20 Pf., gewöhnliche Briefe bis 20 g frankiert 20 Pf., unfrankiert 40 Pf. Jede weiteren 20 g 10 Pf. ohne Gewichtsgrenze. Die Einschreibebühr beträgt 20 Pf. und dann ist Frankaturzwang.

Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben für je 50 g 5 Pf., mindestens aber für Warenproben 10 Pf., für Geschäftspapiere 20 Pf.

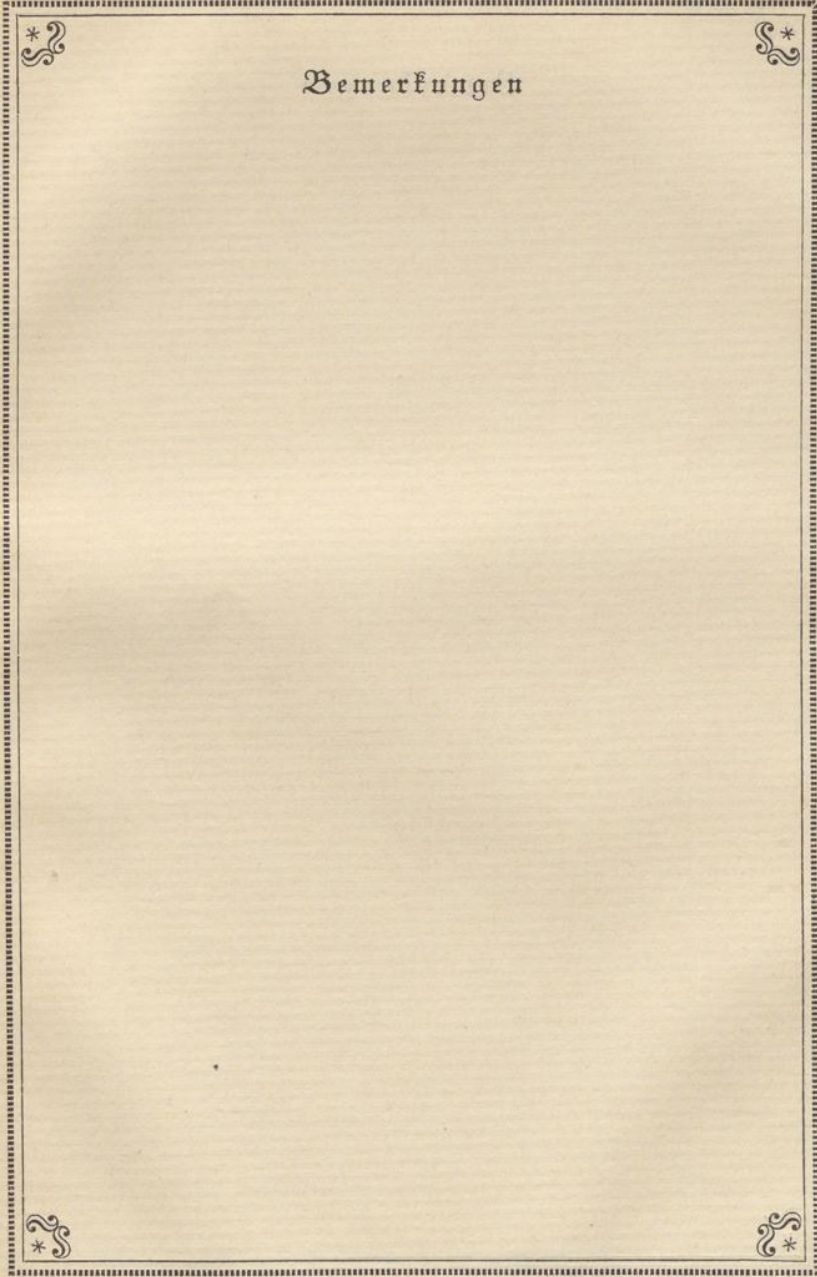
Pakete bis 5 kg nach Dänemark, Belgien, Niederlande, der Schweiz, Frankreich (3 kg) 80 Pf., Luxemburg 70 Pf.

Für Briefe nach den Vereinigten Staaten von Amerika ermäßigte Taxe: 10 Pf. für je 20 g, jedoch nur bei Beförderung auf direktem Wege. Die Briefe sind mit deutlichem Vermerk, z. B.: „Direkter Weg“, „über Bremen oder Hamburg“ zu versehen.

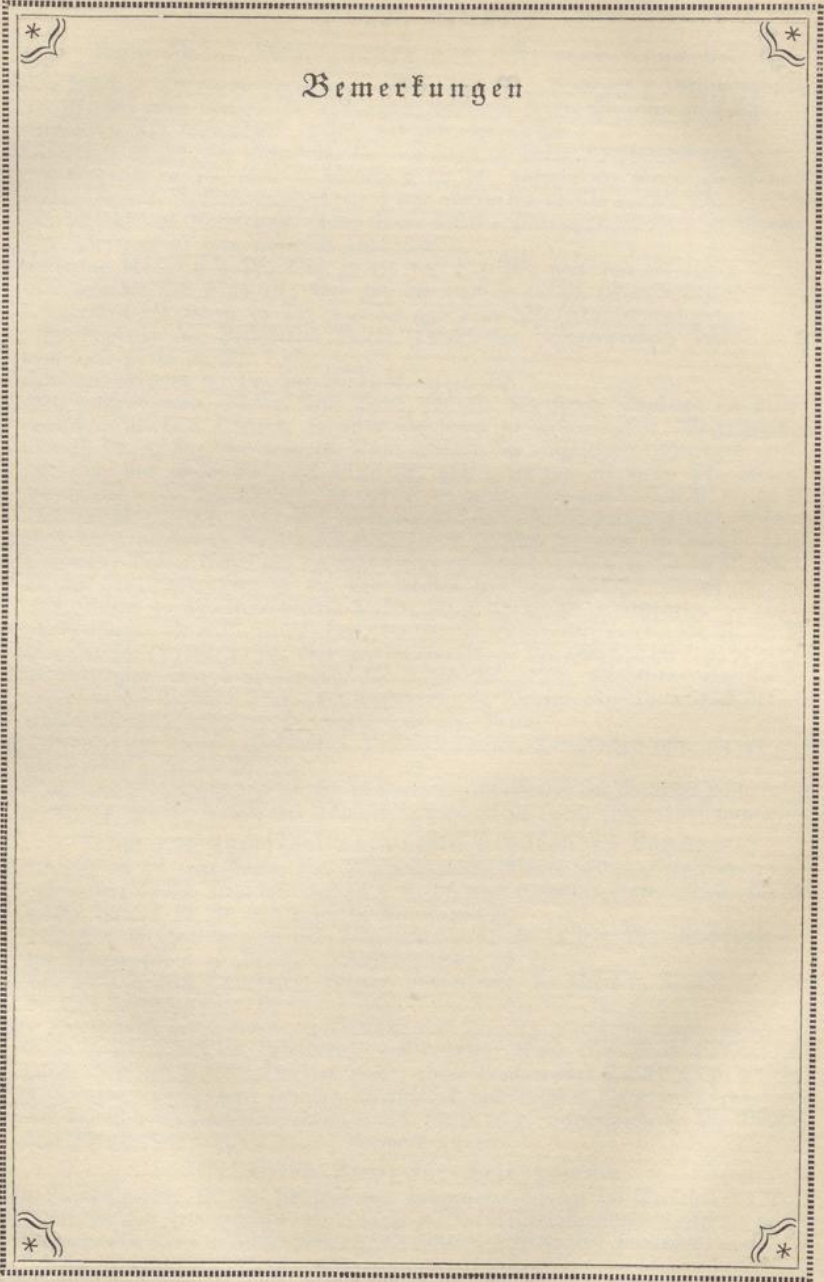
Im Grenzverkehr (10 km) zwischen Deutschland und Belgien, Dänemark, Niederlande und der Schweiz frankierte Briefe 10 Pf. für je 20 g, unfrankierte 20 Pf. Mindesttaxe für Geschäftspapiere nach Dänemark 10 Pf.

Gebühren-Tarif für Telegramme.

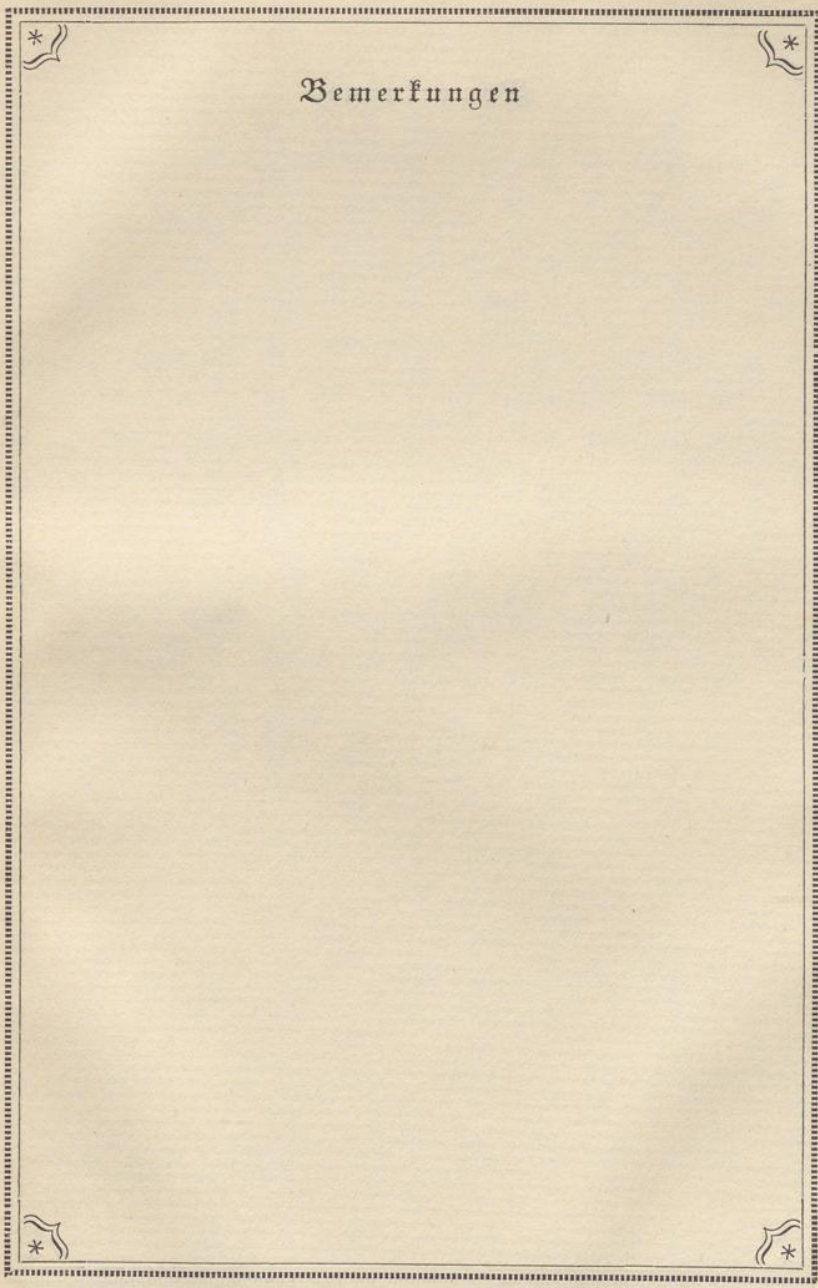
Die Mindestgebühr für ein gewöhnliches Telegramm beträgt im Verkehr mit Großbritannien und Irland 80 Pf., im Verkehr mit den übrigen europäischen Ländern 50 Pf. Telegramme im Orts- u. Nachbarortsverkehr kosten pro Wort 3 Pf., mindestens aber 30 Pf.



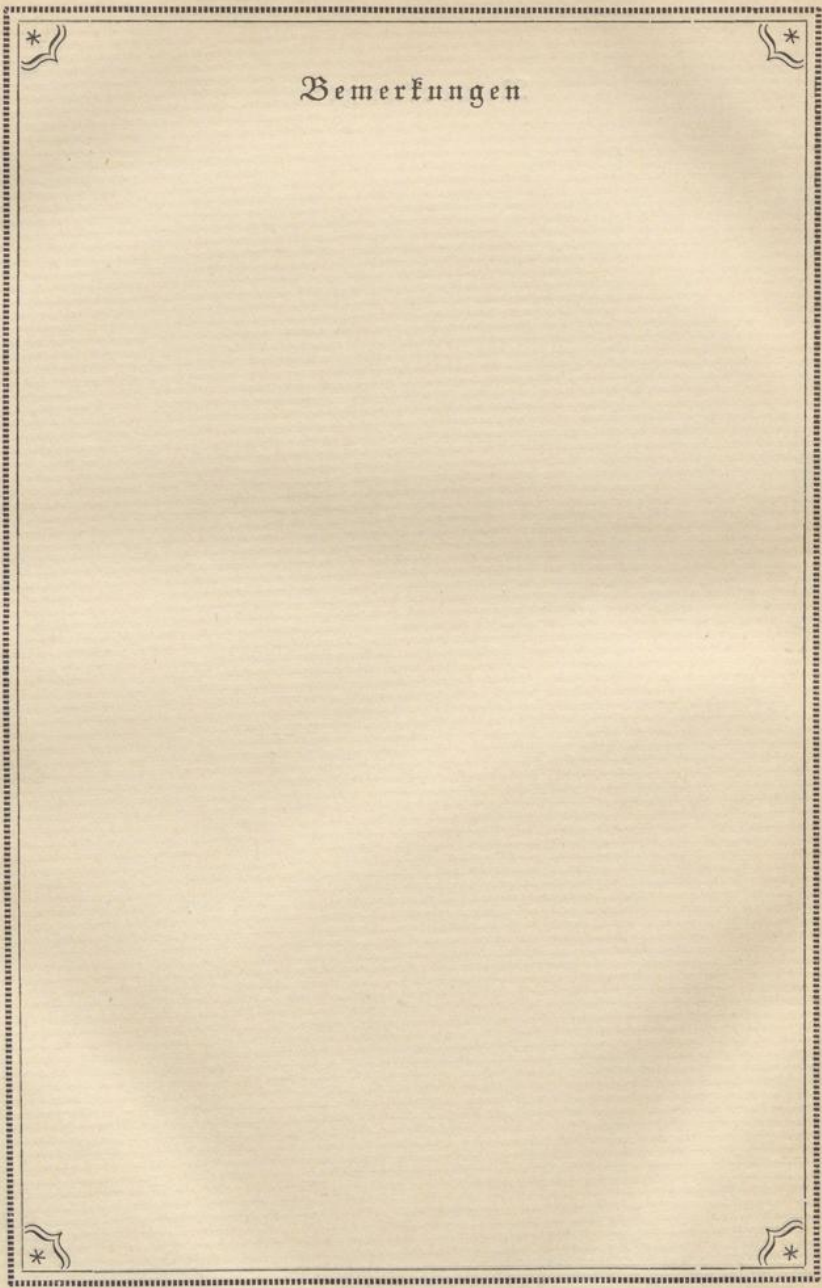
Bemerkungen



Bemerkungen



Bemerkungen



Bemerkungen



Bemerkungen

Gedruckt bei der Buchdruckerei des Herrn J. G. Neumann, Neudamm, bei Berlin.
 Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Gedruckt bei der Buchdruckerei des Herrn J. G. Neumann, Neudamm, bei Berlin.
 Preis 1 Rthlr. 12 Gr.



Verlag von Moriz Perles, Wien I
E. und E. Hofbuchhandlung

Deutscher Bibliophilen-Kalender für das Jahr 1913

Jahrbuch für Bücherfreunde und Büchersammler
Herausgegeben von Hans Feigl

Preis kartoniert M 3.— (K 3.60), in Leder M 6.— (K 7.20). Numerierte Luxusausgabe, nur 100 Exemplare auf van Geldern in Kalbleder M 25.— (K 30.—)

Inhalt:

Vorwort * Kalendarium und Sprüche * Das Buch, Gedicht. Von Franz Karl Ginzkey, Bibliophile Betrachtungen. Von Georg Witkowski * Autobiographische Skizze. (Als Bibliophile.) Von H. Thimig * Bücher-Freunde und Bücher-Narren. Altwiener Reminiscenzen von Friedr. Schögl * Buchgewerbe und bildende Kunst. Eine Untersuchung von Paul Renner * Bücherliste für Bibliophilen. Von Hans Feigl * X Y Z und noch ein Z. Eine bibliophile Mitteilung von Richard Maria Werner * Friedrich Nietzsches Bibliothek. Von Elisabeth Förster-Nietzsche * Meine Kopfsammlung. Von Dr. Ottokar Mascha * Raimundiana. Von Dr. Fris Brukner * Die Bibliothek Robert Hamerlings. Von R. M. Rabenlehner * Jettelkataloge * Uebersicht der Buchhandelskunde. Von Friedr. Schiller * Das Internationale Institut für Bibliographie * Deutsche bibliophile Vereinigungen * Briefpost-Larif * Blätter für Bemerkungen * (Außerdem zwei Bildbeigaben: G. Witkowski und H. Thimig).

Deutscher Bibliophilen-Kalender für das Jahr 1914

Jahrbuch für Bücherfreunde und Büchersammler
Herausgegeben von Hans Feigl

Mit 3 Tafeln. Preis kart. M 3.— (K 3.60), in Leder M 6.— (K 7.20). Numerierte Luxusausgabe, nur 50 Exemplare auf van Geldern in Kalbleder M 25.— (K 30.—)

Inhalt:

Der Leser. Von Felix Braun * Etwas von mir (mit Bildnis Jobeltig). Von F. v. Jobeltig * Die Autographensammlung als Kunstwerk. Von Stef. Zweig * D. F. Gruppe. Ein vergebener Philosoph. Von Arthur Trebitsch * Meine Bücher (mit Bildnis Schaukals). Von N. Schaukal * Gibt es Bibliophilen? Betrachtungen eines Verlegers. Von Eugen Diederichs * Der Einband. Richtlinien für Bücherfreunde. Dr. W. Dolch * Bücherliste für Bibliophilen (in erheblich erweiterter und verbesserter Gestalt). Von Hans Feigl. Gröntändische Drucke. Von Dr. Hans Feigl, von Jaden * Doktor Allwissend. Von Dr. G. A. Erwinell * Max Burdhard. Ein Freiluftmensch und Bücherwurm (mit Bildnis des verstorbenen ehemal. Hofburgtheaterdirektors M. Burdhard). Von Hermann Bahr. Lesika der maskierten Literatur. Von Max Burdhard * Bibliophiles aus aller Welt. Zusammengestellt von H. Feigl * Gräffer und Traktner, zwei Buchhändler aus Alt-Wien. Von Friedr. Schiller, Buchhändler, Wien * Die bedeutsamsten Kataloge (Juni 1912 bis Juli 1913). Zusammengestellt von H. Feigl * Die deutschen bibliophilen Vereinigungen.

DIE ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

Begründet von
FEDOR VON ZOBELTIZ

Herausgegeben von
CARL SCHÜDDEKOPF
und
GEORG WITKOWSKI

erscheint seit 1. April d. Jahres in unterzeichnetem
Verlage in einer innerlich und äußerlich erweiterten
und verbesserten Form

PREIS

halbjährlich M 18.—. Probenummern an ernsthafte
Interessenten unberechnet gegen Einsendung der
Porto- und Verpackungsspesen von 50 Pfg.

ANZEIGEN

bibliophiler Ausgaben, alter und moderner Graphik
und kunstwissenschaftlicher Literatur versprechen
ganz besonderen Erfolg

Preis der Seite (22×15 cm) 60 Mark

Bruchteile: $\frac{1}{2}$ Seite 30 Mark

$\frac{1}{4}$ Seite 15 Mark

VERLAG E. A. SEEMANN, LEIPZIG

Freunde graphischer Kunst

werden Mitglieder der

Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien

welche zum Jahresbeitrag von Mark 30.— vier reichillustrierte Hefte „Graphische Künste“ mit wertvollen Beiträgen und Originalarbeiten als Tafeln und Sondergaben bietet.

Der 37. Jahrgang (1914) brachte u. a. Aufsätze über: H. Meid, E. Delacroix, F. Florian, R. Spence, J. Schnorr v. Carolsfeld, R. Lur, E. Wolffseld, über Gedruckte Kunst und über Künstlerische Plakate; 35 Tafeln, worunter 7 graphische Originalblätter und ferner als Sondergaben größere Originalarbeiten von A. Bentley, F. Steiniger, K. A. Brendel u. W. D. Neuenkamp. Kunstwissenschaftliche Beiträge im Beiblatt „Mitteilungen der Gesellschaft“.

★

Ausführliche Prospekte, auch über frühere 36 Jahrgänge, vom Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien VI, Lustberg 17, sowie durch jede Buch- und Kunsthandlung.

BUCHBINDEREI H. FIKENTSCHER

LEIPZIG-R., OBERE MÜNSTERSTR. 10

WERKSTÄTTE FÜR HANDGEFERTIGTE EINBÄNDE

UNTER KÜNSTLERISCHER LEITUNG

VON BERNHARD LORENZ

○ ○ ○



DEUTSCHE KRAFT! DEUTSCHE ARBEIT!
DEUTSCHE LEISTUNGSFAHIGKEIT!
auf den Gebieten von

KUNST UND KUNSTGEWERBE

ALEXANDER KOCHS HANDBÜCHER NEUZEITLICHER WOHNUNGSKULTUR

BAND: WOHN- UND EMPFANGSRÄUME™

Quartband von 180 Seiten mit 251 Abbildungen, dabei 14 Sepiatonbeilagen und 4 farbigen Tafeln. Der Band zeigt Empfangs- und Wohnräume, Wohndielen, Musikzimmer, Damenzimmer, Fenstersitze und Einzeilmöbel.

BAND: SPEISEZIMMER

Quartband von 200 Seiten Umfang mit 330 Abbildungen, dabei 15 Tondrucke und eine farbige Beilage. Der Band bietet über 300 Arbeiten von ersten Künstlern in Ausführungen hervorragender Kunstwerkstätten, Speisezimmer, Frühstückszimmer, Teezimmer, gedeckte Tische sowie Einzeilmöbel, Gläser, Porzellane, Tafelschmuck usw.

BAND: HERRENZIMMER

Quartband von 160 Seiten Umfang mit 251 Abbild., dabei 10 Tondrucke u. 8 farb. Beilagen. Der Band bietet über 250 Herrenzimmer, Arbeitszimmer, Bibliothekszimmer, Rauchzimmer, Jagdzimmer, Kneipzimmer, Spielzimmer, Privatbureau, Sitzungszimmer und Einzeilmöbel.

BAND: SCHLAFZIMMER

Quartband von 180 S Umfang mit 300 Abbild., dabei 3 Sepiaton-Beilagen. Der Band bietet über 300 Schlafzimmer, Ankleidezimmer, Fremdenzimmer, Tochterzimmer, Kinderschlaf- u. Spielzimmer, Badezimmer, einfache Schlafzimmer, Junggesellenzimmer und Einzeilmöbel. Jeder Band braun gebunden M 16.- / In Original-Japanband M 20.-

»DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION«

Weihnachtsband 1914 (XXXIV) mit mehr als 600 Abbild. u. Kunstbeilagen. Eleg. geb. M 15.-

»INNEN-DEKORATION«

Die gesamte Wohnungskunst in Bild und Wort. Jubiläumsband 1914 mit über 600 Abbildungen und Kunstbeilagen. In weißem Leinenband M 30.-

»STICKEREIEN UND SPITZEN«

XIV. Jahresband der „Stickerei- und Spitzenrundscha“ mit zirka 800 Sujets ausgeführter Arbeiten und Entwürfe. In Ganzleinen gebunden M 16.-

GARTENWOHNSTADT „MARGARETHENHÖHE“ BEI ESSEN

erbaut von Prof. Georg Metzendorf. Praktische Lösung der Wohnungsfrage vom künstlerischen und vom sozialen Gesichtspunkte. Gegen 160 Häuser mit Gärten. — Ein Band von 120 Seiten Umfang mit 237 Abbildungen, Ansichten, Grundrisse, Schnitte, Innenräume, Bebauungsplan und Kostenrechnungen enthaltend. In Pergamentband reizvoll geb. M 10.-

»MEIN LANDHAUS«

Von Emanuel v. Seidl. Mit zirka 60 Tondrucken und farbigen Naturaufnahmen. Außenarchitektur, Innenräume, Gärten usw. Elegant gebunden M 12.-

Diese Werke entstammen sämtlich der Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt, und sind in jeder guten Buchhandlung erhältlich. Über die meisten der Werke werden illustrierte Spezial-Prospekte ausgegeben, die Liebhabern gern umsonst zur Verfügung stehen.

MUSIKALIEN-

KATALOGE für Klavier, Harmonium,
Violine, Cello, Zither, Kammermusik,
Laute, Gitarre, Orchester,
Lieder, Humoristika, Chöre,
Duette, Studienwerke usw.

versende gratis und franko

Otto Maass Musikverlag
u. Sortiment
Wien, VI./2, Mariahilferstr. 91.

SPEZIALVERKEHR nach Südrussland
Internationale Spedition u. Kommission

N. KATZNER

Podwoloczyska, Woloczysk, Brody
und Radziwilow

Feste Durchfrachten von u. nach Rußland

Export von Holzwole, Eierkisten-
brettern und Sensenweizsteinen
Steinkohle, Anthrazit und Koks

Tee in Originalpaketen mit kaiserlich
russischer Kronsbänderolle.



RUDOLPH HÖNISCH

Antiquariat für Autographen und Bücher · LEIPZIG
Gustav Freytagstr. 401 bietet portofrei u. umsonst an:

Kat. 6: Deutsche Länder u. Städtegeschichte

Kat. 7: Nationalökonomie, Rechts-, Staatswis-
senschaft, Numismatik

Kat. 8: Illustrierte Werke, Kunst, Kupferstiche.
Literatur, Folklore, wertv. Autographen

Kat. 10: Slavicà, Slavische Kunst

Ankauf v. Bibliotheken, Autographen- u. Kupferstichsam-
mlungen, sowie einzelner wertvoller Stücke zu hohen Preisen

Verlag von Moriz Perles · Wien I
K. und K. Hofbuchhandlung

Auf griechischer Erde

Im Sommer 1912 vor dem Kriege
Von Adolf Gelber

Illustriert von Hans Temple. 16 Bogen Groß-Oktav. Auf Kunstdruckpapier.
Mit zahlreichen Textillustrationen u. 4 Kunstdruckbildern. Preis elegant broschiert
in starkem Umschlag mit Farbendruckbild M 7.— (K 8.—), geb. M 9.— (K 10.—)

Prof. A. Klauer in der „Bosfischen Zeitung“ „... und wer das Land der Griechen
mit der Seele sucht, wird es hier finden mit all seiner Eigenart, mit den ehrfurchterweckenden
Reliquien, mit den Spuren der Größe und den Zeichen des Verfalls, und mit allen Erweisen
einer neu emporstrebenden Kraft, für deren gewissenhafte Vermittlung das junge Griechen-
land dem Kenner des alten, der hier das Wort führt, einen ganz besonderen Dank schuldet...“

Es gibt ein Mittel,

welches jedem Familienvater leicht ermöglicht, seine Hinterbliebenen für den Fall seines vorzeitigen Todes vor Not zu bewahren, seinen Töchtern eine Aussteuer, seinen Söhnen die Mittel zur Vollendung der Studien und Ableistung des Militärjahres, endlich sich selbst ein sorgenfreies Alter zu sichern. Dieses Mittel befreit den Familienvater von der Sorge um die Zukunft seiner Kinder und enthebt den Kleinkapitalisten der Notwendigkeit, sich infolge ungenügender Verzinsung seines Vermögens einschränken zu müssen. Mit ganz geringen Kosten läßt sich dieses Mittel erwerben, nämlich durch den Abschluß einer Versicherung beim Ersten allgemeinen Beamten-Vereine, einer der größten wechselseitigen Lebens- und Rentenversicherungsanstalten der Monarchie, welcher zufolge seiner günstigen Versicherungsbedingungen es jedermann ermöglicht, an seinen segensreichen Einrichtungen teilzunehmen.

So kann z. B. ein 30jähriger Familienvater, wenn er täglich nur 24 Heller zurücklegt, seinen Hinterbliebenen bei seinem wann immer eintretenden Tode ein abzugfreies Kapital von K 4000 hinterlassen, oder mit nur 82 Hellern täglich seinem neugeborenen Kinde für dessen 24. Lebensjahr ein Vermögen von K 10.000 sichern. Dabei muß noch hervorgehoben werden, daß im Falle früheren Ablebens des Kindes sämtliche eingezahlten Prämien rückerstattet werden, im Falle des vorzeitigen Todes des Vaters aber jede weitere Prämienzahlung aufhört und das versicherte Kapital dennoch am Fälligkeitstage abzugsfrei ausbezahlt wird.

Ein 30jähriger Privatangestellter kann sich leicht für das 60. Lebensjahr eine Pension von K 2000 sicherstellen, wenn er zu diesem Zwecke täglich nur 98 Heller erübrigt.

Diese Beispiele zeigen, daß es sich

für jedermann, ohne Unterschied des Standes und Berufes

empfehlen, durch eine Versicherung beim Beamten-Vereine, der bald auf ein halbes Jahrhundert seiner segensreichen Tätigkeit zurückblicken kann, für die Zukunft der Seinen zu sorgen.

Die Gunst des Publikums wendet sich deshalb auch in immer steigendem Maße dem Vereine zu. So betrug Ende 1913 der Versicherungsstand 103.929 Polizen über K 223.000.000 Kapital und K 1.834.000 Renten. Das Vereinsvermögen beläuft sich auf K 86.800.000, so daß die Verpflichtungen des Vereins wohl überreichlich gedeckt erscheinen.

* * *

Alle näheren Auskünfte erteilt kostenlos die Zentraleitung des Ersten allgem. Beamten-Vereins, Wien, I. Wipplingerstraße 25/94.

VERLAG VON MORITZ PERLES
K. u. K. HOFBUCHHANDLUNG IN WIEN

Dokumente zur Geschichte des Europäischen Krieges 1914

SAMMLUNG

offizieller Nachrichten in chronologischer Folge

Herausgegeben von

CARL JUNKER

INHALT: Manifeste, Erklärungen der Kriegsmächte, diplomatische Akten, Kriegsberichte usw.

In Heften à 1 Krone :: Sonderausgabe in 100 nummerierten Exemplaren auf feinstem Dokumentenpapier zum Preise von 2 Kronen für das Heft

Die „Dokumente“ enthalten u. a. auch die erste vollständige deutsche Übersetzung des englischen Blaubuches und des russischen Orangebuches

Der Besitzer einer hochangesehenen Firma schrieb an den Herausgeber: »Ich gratuliere Ihnen zu Ihren „Dokumenten“. Es ist die vernünftigste unter den Kriegschroniken.«

Ein Offizier schreibt mir aus dem Felde: »Die „Dokumente“ erregen hier bei den Offizieren das größte Interesse.«

Neues Wiener Journal: . . . Dieses Quellenwerk ist das seriöseste Buch, das der Krieg bis jetzt hervorgebracht hat . . .

